WIDENER
HN YMSD 8

PGerm 250.1.2

1e 3461

Joseph Kleÿ
von
Hürbel. 1887.

Digitized by Google

Frankfurter

zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Paul Leopold Haffner.

Neue Folge.

Band VII.

Frankfurt a. M. und Luzern.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1886.

P Germ 250.1

COLLEGE LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

		Seite.
1)	Die Bacillen des ſocialen Körpers, von Dr. Paul Haffner	1
2)	Unionsverſuche zwiſchen Katholiken und Proteſtanten Deutſchlands, von Adolf Röttſcher	33
3)	Zur Naturgeſchichte der Preſſe, von Dr. P. M. Baumgarten	73
4)	Abraham a sancta Clara, von Franz Schauerte . .	113
5)	Das chriſtliche Paris, von Hermann Kuhn	153
6)	Das Duell, kritiſch beleuchtet von W. von Fürich . .	177
7)	Die Miſſionsfrage, von Friedrich Trippe	217
8) 9)	Melchior von Diepenbrock, von Adolf Röttſcher . .	151
10)	Das deutſche Volkslied, von L. Schmitt	309
11)	Maria Kevelaer, von Pius Pilgrim, ...	309
12)	Aus dem Univerſitätsleben des ſechzehnten Jahrhunderts, von Joh. Janſſen	349

Bemerkung: Aus Verſehen des Setzers iſt Broſchüre 11 ſtatt mit Seite **333** mit 309 paginirt.

Die Bacillen des socialen Körpers.

Ein historisch-politischer Versuch*)

Von

Dr. Paul Haffner.

Eingang.

Ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregte in jüngster Zeit die scharfsinnige Untersuchung der Bacillen, welche in den Cholera-Kranken sich finden. Es ist meines Wissens noch nicht ganz sicher gestellt, in welchem Umfang diese kleinen Körper als Ursachen der Cholera-Erkrankungen erscheinen. Noch weniger ist durch die Entdeckung derselben die Medicin in den Stand gesetzt, die schlimme Krankheit mit Unfehlbarkeit zu bewältigen. Immerhin hat die Entdeckung der Berliner Celebrität einen hohen Werth. Sie bietet die Möglichkeit, die Krankheit mit voller Sicherheit festzustellen und auf Grund der richtigen Diagnose ihrer weiteren Entwickelung mit den nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu begegnen.

Leider ist die Cholera nicht die einzige Krankheit, welche die Ruhe und Sicherheit Europas bedroht. Es gibt geistige Bewegungen, welche nicht minder heftig und gewaltsam die Lebenskraft des socialen Körpers, die Ruhe der Staaten und die Ordnung der Gesellschaft bedrohen. Die revolutionären Bestrebungen, welche gegen die reli-

*) Die auf nachstehenden Blättern ausgeführte historisch-politische Betrachtung habe ich zu Anfang dieses Jahres für einen Cyclus populär-wissenschaftlicher Vorträge niedergeschrieben. Einige Gedanken derselben, welchen ich bei der letzten General-Versammlung zu Münster Ausdruck gab, haben einen mir unerwarteten Eindruck gemacht und zum Theil heftige Angriffe erlitten. Die Aufregung, mit welcher die liberale Presse gegen die, wie ich glaube, mit aller Reserve ausgeführte Perspective reagirte, ist mir ein Beweis, daß meine Worte wahr und zeitgemäß waren. Um so mehr halte ich es für angezeigt, die ganze Arbeit mit einem kleinen Zusatz hiermit zu veröffentlichen

giöſe, politiſche und ſociale Ordnung ſich richten, ſind in Europa ſeit mehr als einem Jahrhundert nicht blos epidemiſch, ſondern recht eigentlich endemiſch geworden. Hier und dort zurückgedrängt, durch Kriege und Friedensſchlüſſe gebunden, treten ſie immer wieder mit neuer Heftigkeit auf, der Heilkunſt der Staatsmänner ſpottend und alle Macht der Geſetze durchbrechend.

Es iſt wohl an der Zeit, daß die Männer vom Fach ſich ebenſo ernſtlich mit dieſer Krankheit beſchäftigen, wie es der unermüdliche und unerſchrockene Gelehrte gethan, dem wir die Kenntniſſe der Bacillen der Cholera verdanken. Sollten nicht auch die revolutionären Störungen der ſocialen Ordnung ihre Grundlage in gewiſſen organiſch wirkenden Potenzen haben? Sollte nicht auch der kranke ſociale Körper ſeine Bacillen haben?

Wenn es ſolche gibt, ſo würde eine Erforſchung derſelben wohl auch nicht ſofort zur Ueberwindung der revolutionären Bewegungen uns befähigen. Aber ſicherlich wäre mit einer klaren Diagnoſe auch für die ſociale Heilkunde ein mächtiger Stützpunkt gegeben. Man könnte dann die kommenden Erſcheinungen aus den Dispoſitionen der Gegenwart einigermaßen vorher beſtimmen. Man könnte prophezeien aus der Zucht und Brut der Zeit, wie Shakeſpeare in Heinrich IV., Warrwick ſprechen läßt:

Geſchichte iſt in aller Menſchen Leben	There is a history in all men's lives
Abbildend der verblichenen Zeiten Art.	Figuring the nature of the times deceas'd
Wer darauf achtet mag wohl prophezeien	The which observ'd, a man may prophesy
Mit einiger Sicherheit den Lauf der Dinge,	With a near aim, of the main chance of things,
Die noch nicht gelangt zum Leben, in ihrem Samen	As yet not come to life, which in their seeds
Und in ſchwachen Anfängen eingeſchachtelt liegen.	And weak beginings, lie intreasured.
Dergleichen Dinge ſind die Zucht und Brut der Zeit.	Seech things become the hatch and brood of time.*)

Wenn jedes einzelne Menſchenleben eine Zucht und Brut der Zeit in ſeinem Schooße trägt, aus welcher mit einiger Sicherheit der Lauf der Dinge ſich prophezeien läßt, ſo nicht minder das Leben der Völker und der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt. Jede Cultur-

*) Shakſp., Heinrich IV. II 3 S. 1.

periode hat eine Brut der Zeit, aus der sich der Lauf der Dinge erkennen läßt, welche ungeboren noch in ihrem Samen und schwachem Anfang sind vorhanden. Man muß nur darauf achten, muß mit klarem Auge die Keime prüfen, welche im Schooße der Völker liegen; die Gesetze beobachten, nach denen sie in der Vergangenheit sich entwickelten; die Wirkungen feststellen, welche aus ihnen sich ergeben haben. Wer also die vergangene Zeit prüft, wird in ihrem Lichte nicht blos die Gegenwart verstehen, sondern auch der Zukunft Dunkel einigermaßen zu durchbrechen vermögen.

Und wer sollte nicht darnach Verlangen tragen. Regieren das ist Vorhersehen! lautet ein alter, heute vielfach vergessener Spruch. Darum sollten Staatsmänner stets ein wenig Propheten sein.

Wer aber prophezeien will aus der Zucht und Brut der Zeit, darf seinen Blick nicht an den äußeren Ereignissen und Verhältnissen haften lassen.

Nicht die Schlachten mit ihren Siegen und Niederlagen, nicht die patriotischen Festlichkeiten mit ihrem Glanz und ihrem Rausch, nicht öffentliche Bauten, welche für Krieg und Frieden geschaffen werden, lassen auf die Zukunft der Nationen schließen. Das Alles sind Schaalen, welche von heute auf morgen zerbrechen können. Das politische Prestige, welches kriegerische Erfolge einzelnen Dynastien, Ständen oder Nationen verleihen, kann im Laufe eines Jahrhunderts oder selbst eines Jahrzehnts bis auf die Erinnerung verloren gehen. Der Glanz des Reichthums, welchen Handel und Industrie über ein Volk verbreiten, schützt weder gegen innere Zerklüftung noch gegen äußere Gefahren. Auch die Blüthen der Kunst und Wissenschaft, welche in einzelnen Culturperioden die Nationen schmücken, entscheiden nicht über ihr Geschick.

Was die Zukunft der Völker bestimmt, sind die sittlich-religiösen Ideen: Gewissen und Glauben, oder Unglauben und Sittenlosigkeit. In dieser Alternative liegt die „Zucht und Brut der Zeit". Auf sie muß achten, wer den Lauf der Dinge prophezeien will.

Unsere realistische Zeit versteht sich nicht auf die Ideen. Sie schätzt nur, was wiegt und stützt und drückt. Man zählt die Kanonen und Bajonnete, die Kriegsschiffe und Bataillone, Festungen und Kriegsvorräthe. Wenn man überhaupt an Ideen denkt, so sind es nationale und politische Ideen, die Stichworte der Parteien, die Schlagworte der Interessen-Kämpfe. Das sind die Potenzen, mit welchen die Staatsmänner wie die Börsenmänner unserer Zeit

rechnen, auf welche sie ihre Speculationen gründen. Den letzteren mag diese Realpolitik wohl anstehen, daß aber die ersteren nicht tiefer blicken, ist sehr beklagenswerth. Wer da glaubt, daß die Geschicke der Nationen lediglich durch realistische Interessen und äußere Machtverhältnisse bedingt seien und wer auf diese seine Hoffnungen allein baut, täuscht sich bitter. Die Keime des Lebens und Todes liegen in jenen höchsten und obersten Principien, welche das Leben der Einzelnen wie der Völker leiten. Eine Nation, welche die großen sittlich-religiösen Wahrheiten mit hellem Auge und warmem Herzen bewahrt, trägt im tiefsten Unglück und in bitterer Erniederung die Kraft künftiger Größe und Herrlichkeit in sich. Ein Volk, welches von diesen Wahrheiten sich abkehrt, welches der Stimme des Gewissens und Glaubens sich verschließt, welches von einer falschen Philosophie und Wissenschaft geblendet, die ewigen Wahrheiten der Religion vergißt, verliert mit der sittlichen Kraft auch die politische und sociale Lebenskraft. Es mag vorübergehend wohl in äußerem Glücke leben; in dem Glanz der Waffenmacht und des Reichthums strahlen; in Festlichkeiten schwimmen voll Lust und Uebermuth: Wer tiefer blickt, wird in seinem Schooße die Bacillen entdecken, welche klein und unscheinbar in schwachem Anfang und im Samen die Todeskeime des socialen Körpers in sich tragen. Nur wenige Jahre vielleicht oder Jahrzehnte und ihre zerstörende Macht hat in gewaltiger Katastrophe sich erprobt.

II. Die Bacillen der antiken Gesellschaft.

Dieser Satz findet seine Bestätigung in der Geschichte der alten und neuen Welt mit wunderbarer Klarheit. Um den Blick nicht allzuweit auszudehnen, soll nur an den Einfluß erinnert werden, welchen die Sophisten des 5. Jahrhunderts auf das athenienſische Staatswesen ausübten. Unter dem Glanze des pericleischen Zeitalters inmitten der stolzen Speculationen der jonischen, pythagoraischen und eleatischen Schulen; neben dem gewaltigen Aufschwung der Dichtung; unter Siegen und Colonial-Erwerbungen; in Ehren aller Art, war das in Griechenland hegemonische athenienſische Staatswesen morsch geworden, um zunächst ein Tummelplatz der Parteikämpfe und der Intriguen, alsbald aber eine Beute fremder Eroberer zu werden.

Was hatte den glänzenden Staat, des Pericles zerstört? Es war die geschwätzige Sophistik, welche mit dem Luxus und der Un-

ſittlichkeit verbündet, den ehedem frommen und ernſten Geiſt Athens auflöſte. Es gibt keine Gottheit und kein göttliches Geſetz, kein Gewiſſen und keine Tugend; alles iſt nur menſchliche Meinung und menſchliches Geſetz; in Wiſſenſchaft wie im Leben gilt nur das Recht des Stärkeren: ſo hatten Gorgias und Protagoras und unzählige Andere gelehrt. Es gibt keine geiſtig unſterbliche Seele: ſo hatte Democrit, das Urbild aller materialiſtiſchen Bildung, in ſeinen zahlloſen Schriften den Griechen bewieſen. Die Furcht vor den Göttern und vor den Richtern der Todten war hinweggeſpottet worden von den Rhetoren und Sophiſten.

Griechenland war in ſeinen herrſchenden Claſſen dem Atheismus verfallen und ebendamit der Corruption des Characters und der Sitten. Wohl erkannten tiefer blickende Geiſter dieſen Zuſammenhang der Sophiſtik mit der ſocialen Auflöſung. Aber ihre Stimme vermochte den Proceß der Zerſtörung nicht aufzuhalten. Vergeblich bemühten ſich Socrates, Plato und Ariſtoteles, das Volk der Griechen zu den idealen Höhen einer religiöſen und ſittlichen Anſchauung zurückzuführen. Die tödtlichen Keime, welche die Sophiſtik in das griechiſche Volk geſtreut, fuhren fort zu wuchern und zu wirken, um in den ſog. Nachariſtoteliſchen Syſtemen Zenōs, Epicurs und Pyrrhos die geſammte antike Bildung zu zerſetzen.

Von Griechenland nach Italien verpflanzt und unter Roms Staatshoheit in allen Ländern des Abendlandes verbreitet, brachten dieſe Keime der Gottloſigkeit überall dieſelben Wirkungen hervor. Rom war unter ſeinen Königen wie unter den Conſuln der Republik nicht von inneren und äußeren Kämpfen frei. Aber es war zu einem kräftigen Staate herangewachſen, ſo lange Gottesfurcht und Sittlichkeit, wenn auch in der Enge heidniſcher Religion, es beherrſchten; innerlich ſtark durch den Geiſt des Rechtes; nach Außen unwiderſtehlich durch den Muth und die Opferwilligkeit der Vaterlandsliebe. Roms ſittliche und ſociale Ordnung empfing den Todesſtoß, als mit der griechiſchen Bildung der Atheismus, Materialismus und Scepticismus in ſeinen Mauern den Sitz aufſchlug; die inneren Parteikämpfe der Grachen, die Bürgerkriege unter Marius und Sulla, die Kämpfe des Antonius, Pompejus und Cäſar zerrieben das römiſche Staatsweſen, ſeine Rechts-Ordnung, ſeine Freiheit. Wohl erhob es ſich unter Auguſtus zu äußerem Glanze und behauptete ſich unter den nachfolgenden Kaiſern fünf Jahrhunderte als Weltmacht gegen die von Norden und Oſten anſtür-

menden Barbaren. Aber das heidniſch römiſche Kaiſerreich, deſſen Herrſcher durch Gewaltthaten emporſteigen und niederſinken, deſſen Geſetze Willkür-Acte ſind, iſt nicht eine ſittliche Ordnung der Geſellſchaft, ſondern ein großes Amphitheater, in welchem die Reichen mit den Armen, die Herren mit den Sclaven, die Prätorianer mit den unterdrückten Völkern blutige Kämpfe führen; ein glänzendes Gefängniß, in welchem Wohlluſt und Grauſamkeit ihr fürchterliches Spiel treiben; ein Mauſoleum, in deſſen Mauern die ſittliche und religiöſe Bildung des Alterthums vermodert.

Wenn die Geſchichte des römiſchen Reiches unter den Kaiſern die zerſetzende Macht der gottloſen und ſittenloſen Bildung uns vor Augen ſtellt, ſo nicht minder aber auch die regenerirende Macht der religiöſen Ideen.

In dem Augenblick, da die Bacillen des Atheismus ihre Arbeit in der römiſch-griechiſchen Welt zu entfalten begannen, hatte die göttliche Vorſehung auch begonnen, die Lebenskeime einer neuen Ordnung in ihr auszuſtreuen. Mit Auguſtus hatte Chriſtus ſeinen Thron beſtiegen und mit den römiſchen Legionen waren ſeine Boten bis an die Grenzen der Erde vorgedrungen. Unter der grauſamen Gewaltherrſchaft der römiſchen Cäſaren wuchs eine neue Welt heran: eine neue Familie, eine neue Gemeinde, eine neue, die Menſchheit umfaſſende Geſellſchaft. Woraus zog dieſes neue ſociale Leben ſeine Triebkraft, ſeine Geſtaltung, ſeine unüberwindliche Energie? Was gab ihm die Fähigkeit, unter dem Druck der blutigen Verfolgungen, unter den Verführungen der heidniſchen Wiſſenſchaft, unter den Verirrungen menchlicher Leidenſchaft ſich zu befeſtigen und auszubreiten, bis es über die heidniſche Welt triumphirte und auf dem Kaiſerthron ſeine beſeligende Herrſchaft aufpflanzte. Worin liegt das Geheimniß des Umſchwungs, welches unter der Herrſchaft der römiſchen Kaiſer in den Sitten der alten Welt, in ihrer Rechts-Ordnung, in ihren religiöſen Inſtitutionen ſich vollzog?

Dieſes Geheimniß iſt die Macht der religiöſen Idee, die Macht des Glaubens, die Macht des chriſtlichen Gewiſſens. Eine übernatürliche, geiſtige Potenz, nach außen hülflos und doch innerlich unüberwindlich, hat drei Jahrhunderte mit der äußeren materiellen Macht des Kaiſerreiches und der von ihm geſchützten Corruption gerungen, um ſchließlich die ganze geſellſchaftliche Ordnung zu regeneriren, welche der Atheismus und die Sittenloſigkeit zerſtört hatte. Die Regeneration der römiſch-griechiſchen Geſellſchaft durch das Chriſten-

thum ist ebenso sicher eine Demonstration der Macht der sittlichen religiösen Ideen wie die Zerstörung des antiken Staatswesens und der griechisch-römischen Gesellschaft durch die gottlosen und sittenlosen Lehren der heidnischen Philosophen.

In diesem wie in jenem Proceß hat die Geschichte mit leuchtenden Schriftzügen uns vor Augen geführt, daß die Todeskeime wie die Lebenskeime der Völker und Staaten ihre sittlich religiösen Ideen sind, daß diese über ihre Gegenwart wie ihre Zukunft entscheiden.

III. Die Bacillen des christlichen Mittelalters.

Diese Demonstration wiederholt sich in dem christlichen Mittelalter. Neue Staaten bildeten sich aus der Völkerwanderung. Theils mit der alten Bevölkerung sich mischend, theils ungemischt, wurden die germanischen Völker Erben der römischen Civilisation. Das Schwert Karls des Großen gab dem in dem fränkischen Stamm vertretenen deutschen Volke die Herrschaft über das Abendland. Aber dieses Schwert hätte gleich den Schwertern anderer Eroberer nur ephemere Siege erfochten; es hätte nichts Dauerndes zu gründen vermocht, wenn es nicht in den Dienst einer großen Idee getreten wäre, einer sittlich-religiösen Idee, der Idee des christlichen Kaiserthums, welches im Dienste der Kirche die irdische Ordnung der von Christus erlösten menschlichen Gesellschaft zu hüten hat.

Diese Idee, welche in der Krönung Karls zuerst verwirklicht, auf das Königthum überhaupt sich ausdehnte, hat die mittelalterliche Staaten-Ordnung geschaffen, hat Deutschlands Weltmacht gegründet, hat dem deutschen Kaiserthum jene unvergleichliche Würde und Hoheit gegeben, welche unsere glaubensarme Gegenwart kaum mehr zu ahnen, geschweige denn zu schaffen vermag. Wohl war auch im Mittelalter diese dem römischen Kaiserthume deutscher Nation zugrunde liegende Idee vielfach getrübt. Die Kaiser vertauschten ihren idealen Beruf mit dem engherzigen Ziel ehrgeiziger Hauspolitik; sie wurden aus Schirmherren der Kirche ihre Vergewaltiger; sie bekämpften das Papstthum, welches die Wurzel ihrer Existenz war. Aber im Großen und Ganzen leuchtete doch diese große Idee der christlichen Weltordnung über die Einzelkämpfe der Fürsten und Stämme über das Spiel der Leidenschaften und über die mannigfachen Spaltungen der christlichen Gesellschaft. In dem Glauben der Kirche fanden alle Nationen die Regel ihres politischen, wie häuslichen Lebens, die

Autorität der Kirche gab den Königen ihre Weihe und Gottes Gesetz heiligte die Gesetze der Staaten. Mochten die Jahrhunderte des Mittelalters reich sein an Verbrechen, Gewaltthaten, Rohheiten: über diesen trüben Gewässern schwebte der Geist Gottes, welcher Alles zu erneuern und Alles zu reorganisiren vermag.

Aber auch das Mittelalter hatte seine Bacillen. Es schöpfte sie theils aus den heidnischen Traditionen der germanischen und römischen Völker, welche durch den christlichen Glauben erneuert, aber nicht verklärt waren; theils aus der muhamedanischen Cultur, welche die Irrthümer des Corans mit den Philosophemen des Neuplatonismus mit sich führend wie eine gewaltige Sturmfluth die christlichen Länder des Südens umschloß; theils aus den Wirren des eigenen inneren Lebens.

Wir finden diese antichristlichen Potenzen wirksam in den Stürmen der Albigenser, welche die herrlichen Gauen Frankreichs im 12. Jahrhundert verwüsten, in den antichristlichen Bewegungen, welche sich in dem Augenblick an den Hochschulen geltend macht, da die christliche Wissenschaft in Thomas von Aquin ihre höchste Entfaltung gefunden hatte; in der Erscheinung der Renaissance, welche die Irrthümer und Schändlichkeiten des Heidenthums unter dem Gewande der Formschönheit und der reinen Natürlichkeit in die christliche Gesellschaft zurückführte; in den Wirren der Reformation, welche unter dem Vorwande der Reinigung und Vertiefung des Christenthums das Königthum Christi umstürzte, die Kirche zerstörte und den Schatz der ihr anvertrauten Wahrheit und Gnade verschüttete; in der socialen Revolution der Bauernkriege, welche durch die Brandreden der Reformatoren hervorgerufen, Deutschland mit Trümmern und Leichen überdeckte; schließlich in den Gräueln des dreißigjährigen Krieges, der mit Auflösung der alten christlichen Ordnung Europas endete.

Der westfälische Frieden hat die destructiven und erhaltenden Mächte gleichmäßig gebunden. Indem er den deutschen Einzelstaaten, dem Grundsatze der Reformation und den factischen Verhältnissen der von ihr ergriffenen Länder folgend, das freilich in dem Normaljahr fixirte Recht die Religions-Uebung zu bestimmen, zuerkannte, gab er den weltlichen Herren die Entscheidung über Tod und Leben der Völker. In der Hand der Fürsten lag es, die christlichen Ideen in Kirche, Staat und Familie zu pflegen oder die Saat des Unglaubens und der Sittenlosigkeit auszustreuen.

Wohl haben einige derſelben, ihrer Verantwortlichkeit eingedenk, in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Reorganiſation der chriſtlichen Geſellſchaft erſtrebt. Das öſterreichiſche Kaiſerhaus und die bayriſchen Fürſten unterſtützten die Kirche in dem Werke der Reſtauration. Auch proteſtantiſche Fürſten bemühten ſich durch Herſtellung der äußeren Kirchenordnung die noch vorhandenen chriſtlichen Elemente ihren Völkern zu erhalten. Aber weder dieſen noch jenen gelang es, die Bacillen, welche die Renaiſſance und Reformation in Deutſchland wie in Frankreich und England ausgeſtreut hatten, zu zerſtören. Die antichriſtlichen Ideen keimten um ſo kräftiger, je mehr das Elend des dreißigjährigen Krieges der Erinnerung entſchwand und je tiefer die Wärme des übernatürlichen Glaubens ſank, welchen die von der Kirche getrennten Secten aus der katholiſchen Vergangenheit ſich noch bewahrt hatten.

Eine entſcheidende Wendung tritt mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein. Hier beginnt der große Scheidungsproceß, in welchem die in dem weſtfäliſchen Frieden und der ihm folgenden Reſtauration gebundenen antichriſtlichen Ideen zu voller Wirkſamkeit ſich befreien. Die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts bringt die Bacillen zur Reife, welche in der Zeit der Renaiſſance und Reformation gebildet, in den verborgenſten Falten der chriſtlichen Geſellſchaft ſich feſtgeſetzt hatten. Das philoſophiſche Jahrhundert und insbeſondere die Geſchichte Frankreichs in dieſem Jahrhundert zeigt aber auch wie kein anderes die Wirkungen, welche dieſe Bacillen auf den ſocialen Körper ausüben. Wer ſie mit unbefangenem Auge verfolgt, kann das Entwicklungsgeſetz der antichriſtlichen und atheiſtiſchen Ideen mit voller Beſtimmtheit feſtſtellen und ebendarum auch mit einiger Sicherheit die Wirkungen prophezeien, welche dieſe Ideen, wo immer ſie ſich finden, in der Zukunft haben werden.

IV. Die Bacillen des achtzehnten Jahrhunderts.

Unter Ludwig XIV. war Frankreich das tonangebende Land Europas geworden. Franzöſiſche Sitten, franzöſiſche Sprache, franzöſiſche Literatur und Kunſt dominirten die höheren Claſſen Deutſchlands und Rußlands. In Frankreich ſammelten ſich die wiſſenſchaftlichen Richtungen aller Länder. Die engliſche wie die deutſche Philoſophie floß dort zuſammen, um mit neuen Impulſen zurückzuſtrömen. Analyſiren wir dieſes merkwürdige, von Frankreich beherrſchte Culturbild des achtzehnten Jahrhunderts, ſo zerfällt es

augenfällig in fünf Abschnitte, welche sich als ebenso viele Entwicklungsphasen der Bacillen, oder, um die medicinische Sprache mit der poetischen zu vertauschen, als ebenso viele Acte einer Tragödie sich darstellen.

Der erste Act der Tragödie umfaßt das Zeitalter Ludwig XIV. und der ihm (1715—1723) folgenden Regentschaft.

Unter dem Waffenlärm des spanischen Erbfolgekrieges (1701 bis 1714) inmitten des glänzenden Luxus, welcher an dem französischen Hofe und an allen Höfen Europas auf dem Hintergrund düsteren Massen-Elendes sich entfaltete, genährt von schamloser Sittenlosigkeit, setzten sich damals die Bacillen der antichristlichen Ideen in der höheren Gesellschaft fest. Die cartesianische Philosophie hatte den Zweifel in die Wissenschaft gestreut, Bayle mit seinem caustischen Widerspruchsgeist den Glauben unterwühlt, Spinoza die Geister mit dem kalten Hauch des Rationalismns und Pantheismus erstarren gemacht. Diesen Impulsen folgend, wurde die französische höhere Gesellschaft mehr und mehr dem christlichen Geist entfremdet. Ihre Lieblingsschriftsteller waren jene, welche, wie Montesquieu in seinen lettres persannes (1722), die kirchlichen und politischen Verhältnisse mit der Schärfe der Satire zersetzen, oder wie La rochefoucauld Moral und Sitte dem Spott preisgeben. Das Königthum deckte diese Brut der antichristlichen Ideen ebenso mit seinem Glanze, wie es die Unsittlichkeit deckte, welche Hof und Land entehrte. Derselbe König, welcher als christianissimus die Kirche mit goldenem Schmuck und mit unwürdigen Fesseln umgab, war auch das leuchtende Gestirn, in dessen Wärme der Atheismus aufblühte.

Dem ersten Act folgten unter der langen schmachvollen Regierung Ludwig XV. drei weitere, welche successive die antichristlichen Ideen in das Leben der französischen Nation und der europäischen Gesellschaft einführten.

Die antichristliche Philosophie steigt aus den Höhen idealistischer Speculation in die Tiefe des Sensualismus und Materialismus herab. Condillac und Gaßendi eröffnen die Schule Epicurs. Aus England breitete sich der Deismus über Frankreich und Deutschland aus. Im Norden führten die Logen, im Süden die Illuminaten den Unglauben als sog. Aufklärung in alle Kreise der Gesellschaft über. Von englischen und französischen Freigeistern gewebt und geleitet, beginnt in Deutschland Lessing als Heros der Aufklärung den Sturmlauf gegen das positive Christenthum. Bald ist Europa von

der Seine bis zur Neva und von der Eider bis zur Tiber mit einem Netz von Verschwörungen umsponnen, welche das Christenthum und die Kirche untergraben.

Das Alles geschah unter den Augen der Fürsten und Staatsmänner nicht blos, sondern unter ihrer hohen und gnädigen Protection. Während der französische König die Huldigungen der atheistischen Gelehrten in den Prunkgemächern von Versailles empfängt, vereinigt der König von Preußen in seinem Tabaks-Collegium die französischen Literaten, welche gegen den Glauben und die Kirche, wie gegen Vernunft und Gewissen mit den Waffen des Spottes und der Lüge kämpften. Unter Maupertui's Führung wurde die Berliner Akademie zu einem Bollwerk der antichristlichen Ideen. An des Königs Tafel saßen Männer, welche, wie Lamettrie und Helvetius, selbst in Frankreich sich unmöglich gemacht hatten.

In diese Zeit, die Mitte des 18. Jahrhunderts, fällt der III. Act der Tragödie. Der Luxus und die Sittenlosigkeit der französischen Gesellschaft hatte ihren Höhepunkt erreicht; die Genußsucht, zu welcher das Beispiel des königlichen Hofes die Aristokratie verleitete, entnervte und zerrüttete die hohen Familien, welche, ehedem mit dem Volke verwachsen, die Stütze der politischen und socialen Ordnung waren. Die Schamlosigkeit der Maitressenwirthschaft entwürdigte den Königsthron wie den Edelsitz und das bürgerliche Haus. Wie ein trüber, schmutziger Sumpf breitete sich die Sittenlosigkeit über Frankreich und Europa aus In diesem Sumpf wuchern die Bacillen.

Die Cercles der Chateaurouge, Pompadour, Dubarry, die Rendezvous des hohen Adels im Tempel, die Salons der Ninon, u. s. w. waren die Hochschulen der Gottlosigkeit. Eine Fluth von Spottgedichten, Romanen und Theaterstücken erhebt sich gegen Religion und Glaube. Voltaire entfaltet den dämonischen Zauber seiner Feder. Die Damen der hohen Aristokratie verschlingen seine „Pucelle", die Politiker beklatschen seinen Mohamed und seine Irene, die Gelehrten lassen sich von seiner philosophischen Encyclopädie belehren. Neben Voltaire erhebt sich J. J. Rousseau, um in seinen politischen, pädagogischen und belletristischen Schriften die französische Gesellschaft mit süßen sentimentalen Phrasen scheinbar zur Natürlichkeit, Gleichheit und Freiheit zurückzurufen, in Wahrheit aber sie in Schamlosigkeit und Gewissenlosigkeit zu versenken. Das Doppelgestirn J. J. Rousseau und Voltaire goß seine verwirrenden Strahlen auch über Deutschland und Rußland aus. Der deutsche König Friedrich II. beruft ihn an seinen Hof

und verabredet mit ihm das gräßliche Wort: écrasez l'infâme. Der Sturm gegen die Kirche und das Christenthum wird geheim und offen organisirt; die Encyclopädie, von Diderot und d'Alembert geleitet, codificirt den Unglauben. Der Materialismus geht aus der Metaphysik in die Moral und Politik über. Das Königthum fühlt, daß es auf einem Vulcan steht; aber das Königthum hat keine Kraft gegen die schlechten Ideen. Im Gegentheil, das Königthum bricht selbst die Stützen ab, welche ihm Halt zu bieten vermögen und das ist der IV. Act der Tragödie.

Der Culturkampf des 18. Jahrhunderts wendet sich zunächst gegen die Gesellschaft Jesu; aus keinem anderen Grunde, als weil dieser Orden, eben so ausgezeichnet durch Sittenreinheit wie durch Glaubenstreue, die Wahrheiten der christlichen Religion in der Schule und Literatur mit besonderer Kraft vertrat. Es tobten gegen sie nicht blos die Calvinisten und Hugenotten, welche in dem Auftreten des h. Ignatius den mächtigsten Damm gegen die Ausbreitung der Reformation sahen, sondern nicht minder auch die Jansenisten und Neologen, welchen die glaubensfesten und gelehrten Männer als Vertheidiger des h. Stuhles verhaßt waren. Mit diesen und jenen verbündet, legten die Freigeister erst die Minen der Verleumdung und Satyre gegen den Orden; dann erhoben sie tollen Lärm über die Reichthümer und den politischen Einfluß desselben; so gelang es der Verschwörung, zuerst 1764 die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich und später 1773 sogar die Auflösung des Ordens durch Papst Clemens XIV. zu erwirken. Wenn der schwache Papst mit letzterer Maßregel den Sturm zu beschwören glaubte, so täuschte er sich ebenso wie die Fürsten, welche der Meinung waren, die Revolution, welche die Altäre stürzte, werde vor den Thronen stehen bleiben. Ludwig XV. ahnte wohl gegen Ende seines Lebens die Gefahr, welche dem Königthume drohte. Man schreibt ihm das Wort zu: après nous le déluge; aber in Sünde und Schmach versunken, vermochte er sich nicht aufzuraffen. Mit seinem Tode (1774) geht der IV. Act der Tragödie zu Ende.

Dem vierten folgt alsbald der fünfte. Der edle Prinz, welcher als Ludwig XVI. von der Nation als der Ersehnte (désiré) begrüßt wurde und die deutsche Fürstentochter Maria Antoinette, der ganz Frankreich zugejubelt hatte, sollten die Schuld des französischen Königthums büßen, ohne die Möglichkeit zu haben, den Strom des Verderbens aufzuhalten. Ludwig XVI. erkannte die Ursache des

Verderbens mit klarem Auge. Er wußte, daß die finanziellen und politiſchen Rettungsmaßregeln vergeblich ſeien, wenn nicht die Religion wieder geſtärkt und gehoben würde. Er verſagte mit voller Würde den Freigeiſtern ſeine Gunſt, wies mit Ernſt die ausſchweifenden Prinzen zur Ordnung und empfahl ſeinen Miniſtern den Schutz der Religion. Aber es war zu ſpät. Paris, berauſcht von dem Gift der ſogenannten Philoſophie, huldigte dem heimgekehrten Voltaire (1778) und begrub ihn mit ausgeſuchten Ehren. Die Philoſophie feierte ihren theatraliſchen Triumph, um alsbald ihren blutigen zu feiern.*)

Auch die Poeſie diente der Revolution. Beaumarchais verſetzte das Publicum in fieberhafte Leidenſchaft, indem er in der „Hochzeit des Figaro" Rouſſeau's Ideen dramatiſirte. An den Zauber der Philoſophen und Poeten reihte ſich der Spuk des Mesmerismus. Caglioſtro verwirrte mit ſeinen dunkeln Künſten die franzöſiſche Geſellſchaft. Alles wankt und wogt. Turgot, Necker, Mirabeau verſuchen ſich in gewagten Maßregeln, bis endlich die Revolution ihre Scenen eröffnet, um ſie mit furchtbarer Schnelligkeit abzuſpielen. Der dritte Stand nimmt ſeinen Platz im Parlament ein (4. Mai 1789), die Menſchenrechte werden erklärt (27. Auguſt), zahlloſe Clubs tragen die revolutionären Ideen in alle Kreiſe der Hauptſtadt und des Landes. Die Civileonſtitution (1790) unterdrückt die Freiheit des Cultus, der König flieht, wird gefangen genommen und mit der Königin enthauptet (1793). Ueber Frankreich herrſcht der Schrecken und die Straßen ſeiner Hauptſtädte ſind von Blut überſchwemmt.

Das iſt der Triumph der Philoſophie**), die Frucht der antichriſtlichen Ideen, das iſt die Wirkung der tödtlichen

*) In den Tagen, da Paris Voltaire huldigte, ſagte der Ex-Jeſuit de Beauregard in Notre Dame alle Schrecken der Revolution voraus und zeigte zum Grauſen der Zuhörer nach dem Hochaltar, um die Vernunftgöttin zu beſchreiben, welche ſpäter in Wirklichkeit dort thronen ſollte. Ebenſo ſchilderte er in Verſailles mit flammenden Worten die Folgen der Abgötterei, welche mit Voltaire getrieben wurde. Der Siegelbewahrer Miromesnil wollte ihn in die Baſtille ſchicken, aber Ludwig XVI. ſprach: der Prediger hat ſeine Pflicht gethan, thun Sie die Ihrige. (Kreiten, Voltaire II. Aufl. S. 540.)

**) Vergl. J. A. Stark, der Triumph der Philoſophie im achtzehnten Jahrhundert. 2 B. Germantown 1803. Neu herausgegeben von Simon Buchfellner, Landshut 1834. Dieſes Buch iſt höchſt leſenswerth; der Verfaſſer war Hofprediger in Darmſtadt, wurde aber vielfach als geheimer Katholik bezeichnet. Dies iſt wohl nicht richtig. Eigenthümlich iſt, daß Stark zwar gegen die Illuminaten aufs heftigſte ſich äußert, die Freimaurerei aber als eine chriſtliche und conſervative Geſellſchaft vertheidigt.

Bacillen, welche unter dem Schutze des Königthums in der französischen Gesellschaft ausgestreut wurden.

Das ist die Tragödie des achtzehnten Jahrhunderts. Ihr Held ist das Königthum, ihre Exposition ist die Zeit Ludwig XIV., ihre Intrigue die Zeit Ludwig XV., ihre Katastrophe das Geschick Ludwig XVI. und der Sieg der Revolution.

V. Die Bacillen des neunzehnten Jahrhunderts.

Wie war es möglich, daß die Fürsten und Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts über die sociale Wirkung der antichristlichen Ideen sich so vollkommen täuschten? Welcher Dämon hatte sie verblendet, daß sie die Schlange aufzogen, deren Biß sie erlagen? Hatten sie keine Augen, zu sehen, was die Geschichte vergangener Jahrhunderte ihnen so augenfällig lehrte, daß die mächtigsten Staaten zusammenbrechen, wenn der Atheismus dem Geist des Volkes Glaube und Gewissen raubt.

Die Fürsten und Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts sahen nicht und hatten keine Augen. Das ist unbegreiflich. Aber tausendmal unbegreiflicher, ganz unfaßbar, widersinnig geradezu muß uns die Verblendung jener erscheinen, welchen die Tragödie des achtzehnten Jahrhunderts mit allen ihren Acten und Scenen vor Augen steht, und welche dennoch ihr Spiel zu wie erholen den grausigen Muth haben. War denn die gräßliche Katastrophe an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts nicht erschütternd genug, um, was Aristoteles von jeder Tragödie erwartet, die Leidenschaften zu reinigen, die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit in Erinnerung zu bringen und die Herrscher der Welt zu der christlichen Weltordnung zurückzurufen.

Einen Augenblick schien dem so. Der willensstarke Mann, welcher die Revolution bändigte, um sie an seinen Kriegswagen zu spannen, stellte mit dem Thron, den er als Kaiser bestieg, auch die Altäre wieder her. Er schloß Frieden mit dem Papst und reorganisirte die Kirche durch das Concordat von 1801. Die dämonische Herrschsucht, aber, die sein Verhängniß war, ließ das Werk nicht gedeihen. Das französische Kaiserthum war und blieb die Revolution in der Form des persönlichen Despotismus. Aehnlich erging es auch nach dem Sturz Napoleons mit der sogenannten heiligen Alliance, welche von Norden her aufleuchtete, um gleich einem Nebelstreif zu verschwinden, sowie mit der Restauration der Bourbonen in Frankreich. Weder diesseits noch jenseits des Rheins hatte man sich von den falschen Ideen be-

freit, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts den Zusammenbruch der gesellschaftlichen Ordnung zur Folge hatten. Die deutschen Fürsten, bereichert und doch erst recht verarmt durch die Säcularisation, knechteten die Kirche, und die Staatsmänner gaben, indem sie die Demagogen verfolgten, den falschen Principien auf dem Katheder wie in der Literatur ungestörte Freiheit. Auf der Hochschule von Königsberg, Berlin, Jena u. s. w. strahlte das Licht der antichristlichen und atheistischen Philosophie; in den Salons wie in den Hütten lauschte man den Klängen der humanistischen und naturalistischen Poeten, welche um das Weimarer Doppelgestirn sich stellten. Rußland, die alten Wege despotischer Grausamkeit und sinnlicher Genußsucht schreitend, zehrte an den Abfällen der atheistischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, Frankreich aber beeilte sich unter der Restauration, neue Auflagen von Voltaire und Rousseau zu machen.*)

So hatte denn das neunzehnte Jahrhundert genau so begonnen, wie das achtzehnte und genau so schritt es von Act zu Act, von Scene zu Scene fort. Die Parallele ist frappant. Der zweite Act der Tragödie des neunzehnten Jahrhunderts umfaßt die Zeit 1820 bis 1840, in deren Mitte die französische Julirevolution und der Triumph des politischen Liberalismus fällt. Zuerst erscheinen die Poeten auf der Bühne. Victor Hugo, Beranger, Lamartine berauschen Frankreich mit dem süßen Gift ihrer Lieder; Byron, Th. Moore, Shelley entzünden mit ihren flammenden Liedern das revolutionäre Feuer; Börne und Heine eröffnen den Feldzug gegen die politische und religiöse Ordnung.

An die Dichter schlossen sich die Philosophen an. Zwei große Sophisten herrschten in diesem Zeitraum über Deutschland: Hegel und Schelling. Aus dem skeptischen Criticismus Kant's und dem wahnwitzigen Idealismus Fichte's haben beide ein pantheistisches System herausgebildet, welches unter dem Scheine die Wahrheiten der Vernunft und des Glaubens durch tiefere Speculation zu verherrlichen, eben diese Wahrheiten durch ein sophistisches Taschenspiel oder einen phantastischen Mysticismus zu fälschen und zu zerstören sucht. In Hegel's System ist Gott ein Sein gleich Nichts, welches im Natur- und Menschengeist sich verwirklicht. Seine höchste Daseins-

*) In den Jahren 1817—1824 erschienen 9 Gesammtausgaben von Voltaire nebst zahllosen Anthologien. Ein einziger Buchhändler Touqué verkaufte 1,598,000 Bände. Aehnlich war es mit Rousseaus Schriften. (Siehe Kreiten, Voltaire. II. Aufl. S. 558.

form ist der Staat, „der wirkliche hinieden präsente Gott", welcher als absolut unbewegter Selbstzweck unumschränktes Recht gegen den Einzelnen hat, aber selbst wieder unter dem Weltgeist steht, der in den Revolutionen der Weltgeschichte als dem Weltgericht sein Recht an ihm ausübt. Auch Schelling's stets wandelndes System kennt keinen persönlichen von der Welt verschiedenen Gott, keine Unsterblichkeit der Seele, keine wahre Freiheit und Sittlichkeit. Mehr phantastisch als sein Genosse hüllt er seine rationalistischen Ideen in ein mystisches Gewand und macht die protestantische, leider auch einen Theil der katholischen Welt glauben, als ob er Offenbarung und Vernunft zu ewigem Frieden führen wollte. Diese Philosophen beherrschen nicht nur Deutschland Jahrzehnte hindurch; auch Franzosen wie Cousin, Italiener wie Vera und Spavento, Spanier wie Sanz del Rio leben von ihren Abfällen. Diese Philosophen aber, welche Vernunft und Glauben gleichsehr entwürdigen, sind nicht blos hochgefeierte Lehrer der Staatshochschulen; Minister sitzen zu ihren Füßen und Fürsten nennen sich ihre Schüler. Schelling, welcher wie ein trügerisches Meteor mehr als ein halbes Jahrhundert (1792 bis 1854) über Baiern und Preußen leuchtete, wie Hegel, welcher in Berlin seinen Thron aufschlug (1818—1830) waren recht eigentlich Hof- und Staats-Philosophen und namentlich der letztere übte auf das höhere Unterrichtswesen Preußens einen maßgebenden Einfluß aus.

Eine solche Stellung hatte die antichristliche Philosophie in dem 18. Jahrhundert — das Tabak-Collegium Friedrich II. ausgenommen — nicht gehabt. Die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts waren nicht officielle Lehrer der Jugend; sie hatten nicht, wie die deutschen im 19. Jahrhundert, das Unterrichts-Monopol. Niemals wurde in Frankreich die Gottesleugnung im Auftrag des Staates gelehrt.

Nur die äußerste Verblendung konnte deutsche Fürsten und Staatsmänner bewegen, solchen Sophisten zu huldigen. Diese Verblendung aber wich selbst dann nicht, als der dritte Act der Tragödie des 19. Jahrhunderts (1840—1860) begann, in dessen Mitte die Revolution in allen europäischen Ländern ihr Meduſenhaupt erhob. Hätten die hohen und höchsten Herren Augen gehabt, umzu sehen, so konnte der Ausbruch der Revolution für sie nicht überraschend sein. Sie lag klar vor als Zucht und Brut der Zeit in der philosophischen und poetischen Literatur aller Länder, in den antireligiösen Agitationen, in den politischen Bewegungen.

In Frankreich hatte die materialistische Philosophie des 18. Jahrhunderts in August Comte (1826—1857) unter dem Namen des Positivismus ihre Schule neu eröffnet. Der Socialismus erklärt in St. Simon, Fourrier und Proudhon dem Eigenthum den Krieg. Victor Hugo und George Sand wühlen die revolutionären Leidenschaften auf. In Deutschland erheben sich Hegel's Schüler: Feuerbach, Strauß, Ruge, um, die Schaumblasen der Sophistik ihrer Meister hinwegspülend, den nackten Atheismus zu proclamiren. An Heine sich anschließend beginnen die Dichter Jungdeutschlands: Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh das Lied der Revolution anzustimmen. Marx und Lassalle schöpfen aus Fichte und Hegel die Principien der National-Oekonomie, welche den Socialismus zur Consequenz haben.

In England, Italien und Spanien arbeitet die Loge in den Minen, geschützt von Lord Feuerbrand-Palmerston und beklatscht von dem liberalen Publicum Europas. Die Lichtfreunde, Freireligiösen und Deutschkatholiken rufen zum Sturm gegen die Kirche. Voltaire, Rousseau, Lessing und Reimarus schienen in den 40 Jahren aus dem Grabe zu erwachen, um den Kampf gegen das Christenthum in neuem Costüm mitzukämpfen.

Und die Fürsten und die Minister und die hochmögenden Schulmeister der Nation? Nun, sie hatten das Wort vergessen: wer Wind säet, wird Sturm ernten! Sie coquettirten mit der atheistischen Wissenschaft, mit dem Deutschkatholicismus, mit den liberalen Volksmännern bis die Stürme der Revolution sie aufschreckten. Hatten sie keine Studien in der Geschichte der Revolution gemacht? Es scheint fast so. Wenn es nicht allzu unbescheiden wäre, Prinzen zu examiniren, müßte man wohl für die Zukunft ein Examen von ihnen hierüber verlangen.

So lange die Stürme von 1848 tobten, schienen sie in der That, sich ernstereu Studien überlassen zu haben. Von 1850 bis 1860 herrschte ein ernster Geist in den europäischen Ländern. Napoleon III. gab der Kirche in Frankreich Beweise der Achtung, die protestantischen Fürsten Deutschlands lösten theilweise ihre Fesseln; Pius IX wurde nach Rom zurückgeführt. Oesterreich schloß das Concordat Selbst Rußland schien eine christliche Macht werden zu wollen.

Es war eine schöne Zeit, aber sie war kurz. Rasch wechselte die Scene. Es beginnt der IV. Act und mit ihm die Katastrophe der Tragödie des 19. Jahrhunderts. Er hat ganz denselben Charakter und Gang wie im 18. Jahrhundert. In den Jahren 1860—1880 erneuert sich der offene Kampf gegen das Papstthum und die Kirche.

Die Niederlage Oesterreichs 1859 entfesselt die Revolution in Italien und die Ereigniſſe von 1866 und 1870 krönen ihr Werk. Die antichriſtlichen Ideen überfluthen die Hochſchulen Italiens und ſchlagen ihren Sitz in Rom auf. Spanien, längſt die Beute der geheimen Geſellſchaften, nährt ſich von den Abfällen des franzöſiſchen Materialismus und der deutſchen Sophiſtik. Frankreich, corrumpirt durch das Kaiſerthum und entwürdigt durch die Commune, öffnet in der Literatur wie in der Preſſe alle Schleuſen der Gottloſigkeit, der Unzüchtigkeit und des Wahnwitzes. Was die franzöſiſche Romanliteratur — Emil Zola*) an der Spitze — gegenwärtig an das Tageslicht fördert, überſteigt tauſendfach die Schändlichkeiten der „pucelle Voltaire's oder der nouvelle Héloise von J. J. Rouſſeau. Deutſchland, immer würdiger in der Form aber nur um ſo ſchärfer in der Tendenz, ſtellt der antichriſtlichen Welt-Anſchauung eine blendende Romanliteratur in Dienſt: Gutzkow, Heyſe, Ebers, Lindau, Freitag und zahlloſe Andere tragen die Grundſätze eines antichriſtlichen Naturalismus und den Widerſpruch gegen das Chriſtenthum in alle Kreiſe der gebildeten Geſellſchaft.

Und unſere deutſche Wiſſenſchaft erſt? Unſere Hochſchulen? Mag man mit Diogenes eine Laterne anzünden, um unter den Lehrern unſerer deutſchen Staats-Hochſchulen Männer zu ſuchen, welche ſich offen und klar als gläubige evangeliſche Chriſten oder entſchiedene Katholiken bekennen: man wird Mühe haben deren einige Dutzende zu finden. Wohl aber wird man unter ihnen Männer finden, welche ſich offen und entſchieden als Gegner der Kirche, der chriſtlichen Religion, des Gottesbekenntniſſes überhaupt erklären. Seit Jahren feiert der jüngſt verſtorbene Lange den Materialismus als einziges Reſultat der Philoſophie, in Berlin präſentirt ſich Dubois-Reymond als Pyrrhoniſt in neuem Gewand; in Jena führt Häckel die materialiſtiſche Comödie der natürlichen Schöpfungsgeſchichte auf. Darwin wird als Erlöſer von dem Wunder der Schöpfung geprieſen, der ſkeptiſche Empiriker Stuart Mill als Erfinder der wahren Methode der Philoſophie gefeiert. Wo findet ſich ein Rechtsgelehrter, welcher Gottes Geſetz als höchſte Regel der menſchlichen Ordnung darſtellt und die Regeneration des Staates wie der Familie in dem Chriſtenthum

*) Von einem der Romane Zola's (Nana) ſagt ſelbſt Paul Lindau (Aus dem literariſchen Frankreich, S. 323) er ſei eine permanente Verletzung der Schamhaftigkeit. Jüngſt brachte auch die Frankfurter Zeitung die Ueberſetzung eines Romans von Zola (Germinal), deſſen angeblich ſittliche Tendenz ebenſo zweideutig iſt, als deſſen realiſtiſche Schilderung.

ſucht? Der Eine conſtruirt das Recht aus dem Zweck, der Andere aus der Noth des Lebens, der Andere aus der Willkür der Majoritäten. Das ſind die Grundanſchauungen, welche unſere künftigen Staatsbeamten aus den Vorträgen der Hochſchulen ſchöpfen.

Die Hörſäle der Philoſophen ſind wohl zumeiſt — die Theologen und Philologen abgerechnet — unſeren Studenten fremd geworden. Um ſo mächtiger aber iſt die philoſophiſche Literatur, mit welcher Schopenhauer's Schüler Eduard von Hartman Deutſchland überfluthet. In einem endloſen Wortſchwall mit blitzenden Bildern und witzelnden Schlagwörtern exponirt dieſer die Weltanſchauungen des ſog. Nihilismus. Er leugnet Gott, die Perſönlichkeit und Unſterblichkeit. Das Nichts iſt ihm der Urſprung der Welt und die Vernichtung das Ziel des Menſchenlebens. Moral, Recht, Religion ſind nur periodiſche Geſtaltungen des erſt unbewußt, dann bewußt thätigen Princips, welches aus Nichts zu Etwas wird. Dieſen Nonſens verſchlingt die gebildete Welt Deutſchlands und ſelbſt Damen naſchen an dieſem Göttermahl des Widerſinns. Der bitter-ſüße Peſſimismus Hartman's iſt ein Leckerbiſſen der entnervten Geiſter Berlins und Frankfurts gebildete Welt will ſeinen Meiſter Schopenhauer durch ein Standbild ehren. Wären es nur die Gebildeten, welche in dieſer mit Vernunft und Gewiſſen unverträglichen Weisheit ihr Opiat ſuchen, ſo könnte man vielleicht ruhig warten, bis ſie ihren Rauſch ausgeſchlafen haben. Aber dieſe Ideen dringen durch die höheren Schulen, Gymnaſien, die Realſchulen und Mädchenſchulen, und ſchließlich ſelbſt durch emancipirte Volksſchullehrer in die weiteſten Kreiſe. Die anarchiſtiſche Literatur, welche in allen Ländern, auch in Deutſchland ſich verbreitet, trägt die Gottesleugnung in die Maſſen des Volkes und verwüſtet auf weiten Gebieten das Bild Gottes in der Menſchen Seele. Zahlloſe kleine Schriften und Flugblätter tragen die Irrreligion in die Arbeiterkreiſe. Eine internationale Verſchwörung von Literaten ſorgt für Ueberſetzungen.*)

Dieſer heutigen Literatur gegenüber ſind die Schriften des Helvetius und Cabanis unſchuldige Kindermärchen. Ebendarum muß aber auch ihre Wirkung eine ungleich verderblichere ſein als die jener.

*) Es ſei hier nur an die kleine Schrift erinnert: Die Grundzüge der Geſellſchafts-Wiſſenſchaft oder phyſiſche, geſchlechtliche und natürliche Religion Von einem Engländer verfaßt, iſt ſie in Berlin in 50,000 Exemplaren verbreitet worden. Ihr Inhalt iſt der Ruin der Vernunft und des Gewiſſens und eine Cloake der Schamloſigkeit. (Siehe Leixner. Unſer Jahrhundert II. 167).

Wenn die Scenen des IV. Aktes in dem 18. und 19. Jahrhundert auf dem Gebiet der Wissenschaft und Poesie sich ähnlich sind, so tragen sie noch frappantere Aehnlichkeit in dem Kampfe gegen die Kirche. Der sog. Culturkampf, welcher diesseits und jenseits des Rheines tobt, bewegt sich ganz in denselben Etappen wie im vorigen Jahrhunderte. Bald ist er seinem Vorbild ein paar Jahre voraus, bald hinter ihm zurück. Ueberraschend ist die Präcision, mit welcher hier wie dort die Verfolgung der Gesellschaft Jesu executirt wird. Im Jahre 1773 hatten die mit den Calvinisten und Jansenisten verbündeten Freigeister die Verjagung der Jesuiten aus Frankreich und ihre gänzliche Auflösung durchgesetzt. Im Jahre 1872 war es den Liberalen Deutschlands, gestützt auf die Antipathien der Evangelischen und der Altkatholiken, gelungen, die Jesuiten aus dem deutschen Reiche zu vertreiben und gleichzeitig war es auch den Freimaurern jenseits des Rheines geglückt, durch die sog. Märzdecrete den Orden zu unterdrücken. Der Kulturkampf fährt fort, die Kirche zu verwüsten, ihre Predigt zu hemmen, ihre Gnadenspendungen zu hindern. Theilweise gemildert, findet er doch kein Ende. Ja, es scheint fast, als ob er zur organischen Institution des deutschen Reiches werden sollte. Ohne Unterlaß greifen die liberalen und selbst hochofficielle Blätter die Kirche und das Christenthum an, sprechen Hohn gegen das Priesterthum, verleumden die Orden und verdächtigen die Katholiken. Eine unerschöpfliche Brut von Lügen, Rohheiten und Gehässigkeiten hat dieser seit 15 Jahren in der Presse und auf der Tribüne geführte Kampf in das Herz des Volkes geworfen. Er hat eine Verrohung und Verwilderung der Denkart, der Sitten, des ganzen öffentlichen Lebens hervorgerufen. Er hat mit beispielsloser Gluth die gottlosen Ideen gereift, welche die Bacillen des socialen Körpers sind.

Das ist die Zucht und Brut der Zeit, aus der, wer darauf achtet, wohl prophezeien mag. Wie, so darf man wohl fragen, sollte es möglich sein, zu verhindern, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen? Wenn die antichristlichen und gottlosen Ideen im 18. Jahrhundert die Gesellschaft aufgelöst haben, sollten sie denn heute ungestraft ausgestreut werden können? Wenn die Tragödie des verflossenen Jahrhunderts mit der gegenwärtigen in vier Akten sich deckt, wird sie dann nicht vielleicht auch in dem fünften sich decken?

Diese Fragen sind berechtigt und sie zu stellen ist eine Pflicht wie ein Kennzeichen des wahren Patrioten. Wir wollen sie stellen

nicht blos, ſondern auch beantworten, ſchlicht und ehrlich, ohne Furcht und Tadel. Aber es ſei uns zuvor eine kleine Erheiterung geſtattet.

VI. Das Zwiſchenſpiel der Satyrn.

Bei Aufführung der Tragödien fand in dem alten Griechenland zwiſchen den Hauptacten ein komiſches Spiel der Satyrn ſtatt. Pratinas aus Phlias, ein Zeitgenoſſe des Aeſchylus, ſoll der Erfinder dieſer Einrichtung geweſen ſein, welche bei den Griechen nicht wenig Beifall fand. Es iſt uns nur Ein ſolches Stück erhalten, der Cyclop des Euripides. Wir wiſſen aber, daß das Satyrſpiel als komiſche Parodie der Tragödie den Zuſchauern eine gewiſſe Abſpannung gewährte, welche den Ernſt des Eindrucks augenblicklich milderte, um ihn nachher nur um ſo mehr zu heben. Auch in der großen Tragödie unſerer Gegenwart fehlt es an einem ſolchen Zwiſchenſpiele nicht. Es ſind nicht Waldgötter mit Bocksfüßen und Gaisbärtchen, welche uns unterhalten, auch iſt es kein körperlicher Tanz, der ſich unſeren Augen vorſtellt. Die Satyrn des 19. Jahrhunderts ſind unſere Preß-Literaten, welche mit luſtigen Gedankenſprüngen das von der Tragödie der Weltgeſchichte ermüdete Publikum erheitern und den Ernſt der Zeit mit phraſenreichen patriotiſch-nationalen Lobſprüchen parodiren. Dieſes literariſche Satyrſpiel hat bei allen Nationen und zu allen Zeiten Eingang gefunden; bei keinem aber hat es einen ſo tollen Spectakel aufgeführt, als bei uns in Deutſchland zu der Zeit, da wir vor dem fünften Acte des Jahrhunderts ſtehen.

Wir wollen einige Partien des luſtigen Chores hier hören und ihm zu reſpondiren verſuchen. Sind wir nicht das Volk der Gottesfurcht und frommen Sitte? ſo ruft eine Schaar höchſt würdiger Satyrn uns entgegen, die Falten der Stirn andächtig ordnend und fromm die Augen zum Himmel richtend, um ſie alsbald zu einem ſchielenden Seitenblick auf das liederliche Frankreich und die übrigen verkommenen romaniſchen Völker niederzuſenken. Iſt nicht die Geiſtesfreiheit der Reformation unſer Erbtheil? ſo ruft es von einer anderen Seite und höher hebt ſich der Tanz, höher der Geſang der Satyrn. Haben wir nicht Roms Ketten gebrochen, der Jeſuiten Getriebe zerriſſen? Sind wir nicht eben daran, den chriſtlich-germaniſchen Geiſt von ſemitiſcher Durchſeuchung zu befreien? Das iſt der Satyrn ſchwungvollſter Geſang und mäch-

tigster Reigen-Tanz. Lassen wir sie immerhin tanzen und singen; sie parodiren stimmungsvoll die Tragödie; aber die Parodie macht uns die ernste Wahrheit nicht vergessen.

Wahr ist, daß wir ein Volk der Gottesfurcht und frommen Sitte *waren*, in den Zeiten, da die Kirche die Kinder im Glauben erzog, die Familien heiligte und das öffentliche Leben mit ihren Segnungen weihte. Wir haben uns davon noch manches Erbstück erhalten; die Katholiken nicht blos, sondern auch die gläubigen Protestanten. Es lebt ja theilweise in dem evangelischen Volke wie in dem katholischen ein tiefer Schatz christlichen Sinnes und christlicher Sitte; diesen Schatz aber haben wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr verschüttet oder verschleudert. Die Aufklärung, der Rationalismus, der Materialismus, welchen unsere Literatur und unser Schulwesen in die Massen des Volkes trägt, hat uns von der christlichen Vergangenheit losgerissen. Die sog. Geistesfreiheit der Reformation hat sich in dem Eigendünkel einer glaubenslosen Wissenschaft cristallisirt und die Aufklärung hat eine erbärmliche Gleichgültigkeit gegen die Religion hervorgerufen. An der Schwelle unseres Jahrhunderts (14. Dec. 1810) schreibt Minister Frhr. vom Stein an die preußische Prinzessin Wilhelm:

„Frankreich klagt jetzt laut seine Philosophen an als Verderber des öffentlichen Geistes, als Zerstörer der religiösen und moralischen Grundsätze, als Veranlasser einer scheußlichen Revolution, die mit einem eisernen Despotismus geendigt hat; und was verdankt Deutschland der Berliner theologischen Schule, ihrem Coryphäen und ihrem Colporteur Nicolai und seinen neueren Metaphysikern? Jene haben den einfältigen, schlichten Bibelglauben hinwegexegesirt, und diese die alte deutsche Biederkeit und Treue hinwegraisonnirt, den schlichten, gesunden Menschenverstand verdunkelt und Lehren vorgetragen, die die Grundsätze der Moral, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit tief erschütterten und die Herzen der Menschen austrockneten."

Das sind goldene Worte. Nicht gegen den Papst und die Jesuiten ist die Geistesfreiheit zu vertheidigen, sondern gegen die Berliner Schule und die übrigen Schulen, welche, wie der edle Freiherr sagt, seit einem Jahrhundert den gesunden Menschenverstand verdunkeln. Auch gegen die Semiten ist es nicht nöthig zu hetzen. Man muß vor Allem das Christenthum im Innern wecken, dann wird die

Herrschaft des Judenthums überwunden werden. In der That ist Deutschland, namentlich Berlin, von den Juden in der Literatur wie im Leben beherrscht. Der Kampf gegen die Semiten aber, den man zur Zeit betreibt, ist nur eine äußere gehässige Agitation, welche Interessen-Kämpfe entzündet, ohne innerlich das christliche Leben zu erneuern. Darum gemach Ihr guten Satyrn. Eure Lieder halten die Tragödie nicht auf in ihrem eisernen Gang. Besser, wir gestehen die Wahrheit und bekennen, daß unser christliches Leben tief gesunken ist, daß in Berlin 30 % Kinder ohne Taufe, 40 % Ehen ohne kirchliche Einsegnung sind, daß in den großen protestantischen Städten 80 % keine Kirche mehr besuchen, daß die Sittlichkeit rapid abnimmt, die Ehescheidungen, die Prostitution und Verbrechen gegen die Schamhaftigkeit gräßliche Ausdehnung finden.

Aber die Satyrn sind ein unermüdliches, lustiges Volk. Schon nahen sich andere, eleganter und feiner, als der erste Chor. Sind wir nicht das große Culturvolk der neuen Zeit? Das Volk der Denker, das Volk der Dichter, das Volk der Künste und Gewerbe? Haben uns nicht Kant, Hegel, Schopenhauer des Geistes höchste Höhen und tiefste Tiefen erschlossen? Ist nicht unser Goethe der Dichterfürst aller Jahrhunderte? Hat Deutschland nicht in seinem Humboldt, seinem Ranke u. s. w. den Inbegriff des Wissens in Natur und Menschenwelt erschlossen?

Herrlich lautet der Gesang und herrlich schwingen die literarischen Satyrn sich im Reigen. Aber wenn wir sie stören dürfen so möchten wir ihnen wohl noch einmal die Worte in Erinnerung rufen, mit welchen wir bereits oben die deutsche Philosophie charakterisirten. Deutschland darf stolz sein auf die Philosophen seiner christlichen Vorzeit: auf Albert den Großen, auf Nicolaus von Cusa, auf Leibniz u. s. w., aber der Sophisten des 19. Jahrhunderts sich zu rühmen, kann nur beschränkter Unverstand sich erlauben.

Wir möchten die geckischen Satyrn auch wohl fragen: Sagt, was haben unsere Classiker, was hat namentlich Goethe für die sittliche Reinheit und Kraft der deutschen Nation gewirkt? Was hat die stolze, vornehme Wissenschaft der Gegenwart uns an geistigen Gütern gebracht?

„Alles, was um uns vorgeht", so schreibt Stein am 14. August 1811 an dieselbe Prinzessin, „muß uns täglich mehr überzeugen von dem Leeren und Unzureichenden alles menschlichen Wissens;

auch war dies Gefühl und innige Bescheidenheit zu allen Zeiten den vorzüglichsten Männern eigen, nur den neueren wurde es durch Stolz und Anmaßung der Sophisten des 18. Jahrhunderts verdrängt, die ihre Afterweisheit an die Stelle der Grundsätze und Einrichtungen zu setzen bemüht waren, auf die unsere Vorfahren ihr zeitliches und ewiges Wohl gegründet hatten; sie zerstörten beides und ihren unglücklichen Zeitgenossen blieb nur die Reue über das Verlorene und das Unvermögen, es wieder zu erringen."

Eine andere Schaar von Satyrn tritt auf, mit Reisern umkränzt, Trommeln schlagend und in Waffen klirrend, ruft sie mit mächtigem Lärm: Sind wir nicht ein Volk in Waffen, unwiderstehlich, unbesieglich, Europa ewig gebietend? Treu unserem Heldenkaiser, geführt von unserem großen Schlachtendenker und den Siegern von Gravelotte, Mars-la-tour und Sedan? Wer wird unsere Macht erschüttern, unseren Frieden stören? Wer kann es, wer wagt es?

Warum sollten wir nicht einstimmen in diesen brausenden Gesang? Es ist ja wahr, die neue Kriegsverfassung hat Deutschland eine riesige Stärke gegeben. Das Gottvertrauen und die Energie unseres Kaisers ist durch herrliche Siege gekrönt worden. Deutschland ist kriegsgerüstet und kampfbereit, wie nie.

Aber auch andere Reiche, die längst gefallen, haben die Waffenmacht gepflegt; Nichts ist vergänglicher als der Glanz der Waffen. Fünfzig Jahre, so hat uns Moltke prophezeit, werden wir kriegsbereit uns halten müssen, um zu bewahren, was wir errungen; denn, so fügt der ernste, stille Mann hinzu: Wir haben an Achtung viel, an Liebe nichts gewonnen.

Bis heute ist es der Staatskunst des deutschen Kanzlers gelungen, jede Coalition gegen Deutschland zu hindern und zu allen Staaten eine gebietende friedliche Stellung einzunehmen. Aber die Wechselfälle der Politik sind unberechenbar und das Kriegsglück, gewohnt, von Volk zu Volk zu fliegen, läßt auch von deutschen Fahnen sich nicht fesseln.

Heute blickt dank der unübertroffenen deutschen Armeeleitung das Volk in Waffen mit frohem Muth und mit fester Treue zu seinem greisen Kaiser empor. Aber wer bürgt dafür, daß dieser Geist sich immer und allezeit in gleichem Maße erhalte? Wenn es in der That den Nihilisten, Anarchisten und Socialdemokraten ge-

lingen würde, in dem deutſchen Heere ihre Ideen auszubreiten, dann könnte das Volk in Waffen alsbald wohl eine andere Geſtalt annehmen; die allgemeine Wehrpflicht iſt ein zweiſchneidig Schwert, des Vaterlandes ſtärkſte Mauer, wenn die Treue gegen Vaterland und König ſie leitet; eine drohende Gefahr, wenn die Treue wankt und der Aufruhr ihrer ſich bemächtigt. Königstreue aber hat nur feſten Grund auf dem Boden des Glaubens und der Religion. Darum ſagt auch der edle Freiherr vom Stein in dem Rundſchreiben, in welchem er die Nationalrepräſentation, die allgemeine Wehrpflicht, die Erziehung der Jugend u. ſ. w. beſpricht, in pos. 8:

„Damit nun aber alle dieſe Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volkes, vollſtändig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum Könige und Vaterland in der That gedeihen, ſo muß der religiöſe Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorſchriften und Anordnungen allein können dieſes nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernſt dieſe wichtige Angelegenheit zu beherzigen."

Dieſen Gedanken hat auch wiederholt der greiſe Kaiſer ausgeſprochen, welchem Gott ſo große Siege und Ehren gab, aber auch den bitteren Schmerz nicht erſparte, ſich inmitten ſeiner Hauptſtadt als Zielſcheibe der Meuchelmörder zu ſehen.

Dem Volk muß ſeine Religion erhalten werden.

Das ſollt ihr nicht vergeſſen, ihr luſtigen Satyrn! Dann mag der Vorhang des fünften Actes der Tragödie noch geſchloſſen bleiben. Aber ächte Religion, wahre Religion muß man dem Volke geben, nicht eine von Menſchen erſonnene, von Profeſſoren verwäſſerte, von Dichtern und Schulfuchſen präparirte! Man muß dem Volke die Religion laſſen, die der Sohn Gottes ihm gegeben und in der Kirche niedergelegt hat. Es iſt nicht nothwendig, dieſe Religion erſt in's Land zu ſchaffen; ſie iſt im Lande lebenskräftig, Blüthen treibend, Früchte bringend. Eines nur iſt nothwendig, daß man ſie freigebe, ihr den Einfluß auf die Schule zurückerſtatte und ſie in das Leben des Volkes einführe.

VII. Schluß.

Allzu lange wohl haben die Satyrn uns beſchäftigt. Wir hätten ob ihrem Spiel faſt die Tragödie vergeſſen, bei der wir nicht blos

zuzuschauen, sondern mitzuspielen haben. Wenn die Parallele mit dem 18. Jahrhundert Geltung hat, so muß ihr letzter Act bereits begonnen haben. Wir zählen 1885.

Da hätten wir nur noch vier Jahre bis zu dem Centenarium der Proclamation der Menschenrechte und nur noch acht Jahre bis zu dem Tag, der uns an die gräßliche Scene des Königsmordes erinnert. Die Frist ist kurz; aber sie ist immerhin eine Frist.

Nur vier Jahre noch, aber doch vier Jahre hätten wir Zeit, um de Maistre's geistreiche Prophezeiung zu erfüllen: „Im Jahre 1789 hat man die Menschenrechte proclamirt, im Jahre 1889 wird man die Gottesrechte proclamiren!

Nur noch acht Jahre, aber acht Jahre doch hätte das Königthum des 19. Jahrhunderts Zeit, um für den düsteren Jahrestag des französischen Königsmordes das leuchtende Gegenbild eines auf Gottes Ordnung festgegründeten wahrhaft christlichen Königthums vorzubereiten.

Könige und Fürsten zu mahnen, ist nicht unser Beruf. Der h. Geist ist es, der die gewaltige Mahnung an sie richtet:

> „Höret, ihr Könige und werdet verständig! Lernet ihr Richter der ganzen Erde! Neiget die Ohren, die ihr der Völker Menge beherrscht und Euch gefallet in den Schaaren der Nationen. Denn von dem Herrn ist Euch die Macht und von dem Allerhöchsten die Herrschaft gegeben, der Eure Worte untersuchen und Eure Gedanken erforschen wird. Wenn ihr als Diener seines Reiches nicht recht gerichtet, das Gesetz der Gerechtigkeit nicht beobachtet und nach dem Willen Gottes nicht gehandhabt habt, wird er schrecklich und schnell über Euch kommen." (Buch der Weisheit. 6. 6.)

Drei Jahrtausende sind verflossen, seitdem der weise König auf Erden lebte, dessen Buch wir diese Worte entnehmen. Sie haben aber ihre Kraft im Laufe der Jahrhunderte nicht verloren. Die Ereignisse der Weltgeschichte haben ihnen vielmehr von Jahr zu Jahr immer neues Gewicht gegeben. Unser Jahrhundert namentlich sah sie an so vielen mächtigen und glänzenden Thronen in Erfüllung gehen, daß es kaum nothwendig erscheinen dürfte, sie den Fürsten und Staatsmännern der Gegenwart in Erinnerung zu bringen.

Die Gegenwart selbst hat der Zeichen so viele, welche zu ernstem Nachdenken und zu tiefer Besorgniß Anlaß geben. Europa starrt

in Waffen, um ſeinen Frieden zu hüten. Aber gerade der Waffen Menge ſteigert die Gefahr des Friedensbruchs. Wenn es bis heute der Diplomatie gelungen iſt, die Bräude zu löſchen oder zu localiſiren, deren unheimliche Flammen im Oſten, im Weſten und Süden auflodern: wird es ihr wohl auch in Zukunft gelingen? Wer aber ſollte bei der Frage nicht zittern, welchen Gang die Ereigniſſe wohl nehmen würden, wenn die Kriegsvorkehrungen einmal zu voller Anwendung kommen ſollten, welche die Staaten Europas in dem nunmehr 15jährigen Frieden getroffen haben.

Unſtreitig bedenklicher aber als die äußeren Fragen, welche den Ruhm Europas bedrohen, ſind die Symptome der inneren Aufregungen, welche ſich in dem ruſſiſchen Nihilismus, der deutſchen Socialdemokratie, dem franzöſiſchen Radicalismus zeigen. Es iſt überflüſſig, dieſe Erſcheinungen hier näher zu charakteriſiren. Unſere Parlamente, Gerichtshöfe und Zeitungen ſind voll davon. Kein Land iſt davon frei, kein Fürſt unbedroht, kein Beamter ſicher.

Der Anarchismus, welcher in den Attentaten auf den ruſſiſchen Kaiſer, in den öſterreichiſchen verbrecheriſchen Machinationen, ganz beſonders aber in dem gräßlichen Verſuche, das deutſche Nationalfeſt auf dem Niederwald zu ſtören, zu Tage tritt, hat etwas Grauenhaftes. Das iſt keine politiſche Leidenſchaft, kein Parteihaß, keine Privatrache, wie ſolche in allen Zeiten gegen die Herrſchenden und Mächtigen ſich wendet. Das iſt dämoniſche Wuth, deren einziges Ziel Zerſtörung iſt, Zerſtörung ohne poſitiven Zweck, ohne irgend welche Nebenabſicht. Es wären dieſe Handlungen uns abſolut unverſtändlich, wenn ihre Theorie nicht längſt in den Schriften der Nihiliſten erklärt wäre, in jenen Schriften, deren Verfaſſer wie Herzen, Bakunin, Thernitſchewsky u. A. ſich ebenſo auf Fichte und Hegel berufen, wie die franzöſiſchen Clubiſten und Schreckensmänner auf Voltaire und Rouſſeau ſich beriefen.

Wem da nicht bange wird, der muß eiſerne Nerven haben. Wer da mit dem Satyrtanz über die Sorgen der Zukunft hinweghüpft, der muß wie ein Kind ſein oder ein Narr oder ein Mitverſchworener vielleicht.

An Ernſt und Sorge fehlt es in Wahrheit unſeren Fürſten und Staatsmännern nicht. Sie haben Polizei-Maßregeln getroffen, Geſetze gemacht und ſelbſt internationale Verträge geſchloſſen, um der Gefahr des Anarchismus zu begegnen. Dieſe Anſtrengungen mögen momentan von einigem Nutzen ſein. Aber ſie allein werden den

Sturm nicht besiegen. Gegen flüchtige Miasmen schützen solche äußeren Maßregeln nicht. Wenn sie vorübergehend die Gefahr beschwören, so mehren sie dieselbe, indem sie die Leidenschaften reizen und den Scharfsinn der Verschwörer schärfen.

Was uns mit Gottes Beistand retten kann, ist nur die Rückkehr zu einem wahrhaft christlichen Staatswesen und die Lossagung von jenem politischen System, welches die Triebkraft der tödtlichen Bacillen steigert, indem es die Wirksamkeit der erhaltenden Kräfte hemmt. Diese Umkehr thut uns noth in allen Staaten Europas; nicht zum mindesten auch in Deutschland. Gott wird uns barmherzig sein, wenn wir gerechtsind gegen ihn, gegen Christus und seine Kirche.

Man gebe der Kirche die Freiheit, die ihr zur Uebung ihres beseligenden Amtes unbedingt nothwendig ist, man stärke die glaubenstreuen Elemente der protestantischen Confession und setze den ungläubigen Richtungen einen Damm entgegen, welche der evangelischen Theologie nur noch den Namen übrig lassen. Die freie katholische Kirche wird mit dem glaubensernsten Protestanten sich leicht und gut verständigen. Hier wie dort wird man sich die Hand reichen, um die Religion der Erlösung, die Religion des Gekreuzigten, die Religion des Gott-Menschen dem deutschen Volk zu erhalten. Es gibt eine Möglichkeit der Union zwischen Katholiken und Protestanten und sie wird sich, so Gott will verwirklichen. Die Vorbedingung solcher aber ist, daß der Staat seine fesselnde Hand von beiden Kirchen zurückzieht, um beiden die schützende Hand zu bieten, die er ihnen schuldet.

Wenn die Freiheit der Religion ein gemeinsames Interesse katholischer und protestantischer Christen ist, so nicht minder die Wiederherstellung der Freiheit der christlichen Schulen. Hier ist der Knoten der Verwickelung. Von der Schule aus, von der Hochschule zunächst, hat in dem gegenwärtigen Jahrhundert der Atheismus sich verbreitet. Durch die Mittelschulen hat er in die Volksschulen sich eingeschlichen und so der gottlosen Literatur den Weg zu dem Herzen des Volkes geebnet.

Man schließe die atheistischen Hörsäle unserer Hochschulen! Man gebe wenigstens auch jenen das Recht, frei und öffentlich zu lehren, welche die Wahrheiten der Vernunft und des Glaubens mit voller Ueberzeugung vertreten. Man reformire unsere Mittelschulen und gebe den Volksschulen wieder ihren religiösen, christlichen, confessionellen Charakter.

Eine dritte große Aufgabe ist, das Christenthum wieder in das *sociale Leben* zurückzuführen. Mit socialen Reformen beschäftigt man sich in allen Staaten Europas und auch Deutschland hat, der Initiative des Centrums folgend, sich ernstlich an die Arbeit gemacht.

Aber die socialen Reformen werden nicht zum Ziele führen; sie werden nur die Unruhen mehren und die Interessenkämpfe steigern, wenn nicht vor Allem der Geist des Christenthums seine mäßigende säuftigende, weihende Kraft in den Arbeiter-Verhältnissen entfaltet. Man stelle voll und ganz die Sonntagsruhe her. Die Heiligung des Sonntags ist der Grundstein des socialen Gebäudes. An sie reihen sich alle andere Maßregeln, welche den persönlichen Schutz der Arbeiter, die Regelung der Production und die Neuorganisation der Gesellschafts- und Wirthschaftsgruppen zum Ziele haben.

Es ist ein interessanter Kampf, welchen die Gesetzgebung mit dem Anarchismus auf socialem Gebiete führt; ähnlich dem Minenkrieg einer Belagerung. Leider scheinen die Anarchisten vielfach des Zieles ihrer Operationen sich klarer bewußt zu sein, als die Gesetzgeber. Sie wissen, daß der Schlüssel der Festung die Kirche und die Religionsübung ist. Die Gesetzgeber halten erst Enqueten für nothwendig, um ihre Tracen festzustellen. Und doch drängt die Zeit. Jahrzehnte und Jahre können die Entscheidung bringen, ob das 19. Jahrhundert wie das 18. mit einer blutigen Katastrophe enden soll oder ob es in der elften Stunde sich zum Gegenbild jener sich gestalten werde.

Hoffen wir von Gottes Barmherzigkeit das letztere. In den verflossenen Jahren haben wiederholt Congresse mit Erfolg an Erhaltung des Friedens gearbeitet. Sollte nicht nun auch ein Congreß sich mit den Maßregeln beschäftigen, welche, wie eben ausgeführt wurde, zur Rettung der Gesellschaft nothwendig sind? Gewaltige Aufgaben würden diesem Congreß sich vorlegen, aber sie wären zu bewältigen, wenn er die Hülfe jener Macht nicht zurückstoßen wollte, welche zu allen Zeiten den festen Punkt darbot, der der Revolution Widerstand leistet.

Die Kirche ist in Wahrheit am wenigsten berührt von den Gefahren der Gegenwart. Sie hat die Verheißung, daß die Pforte der Hölle sie nicht überwältigen; eine Verheißung, welche keiner Dynastie und keinem Staate gegeben ist. Wenn die Sturmfluth über die Völker

rollt: wohlan die Kirche ist als Arche construirt. Wenn die Civilisation dieses Jahrhunderts unter ihr begraben werden sollte: wohlan so wird sie unter neuem Friedensbogen in anderen Zeiten und Völkern ihre Lebenskeime ausbreiten. Sie wird eine neue Civilisation gründen, wie in den Tagen der Völkerwanderung, wie in den Stürmen der letzten Revolution. Aber wozu dieser weite Blick? Es ist ja noch Zeit, die Fluth zu dämmen und ihren Anstoß zu brechen. Videant consules.

Unionsversuche

zwischen Katholiken und Protestanten Deutschlands.

Von

Adolf Böttscher.

Von allen wohldenkenden Deutschen ist die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eingetretene religiöse Spaltung seiner Bewohner von jeher als ein großes nationales Uebel erkannt und beklagt worden. Schon zur Zeit der alten Römer waren die centrifugalen Strebungen in Deutschland mächtig. Selbst kräftige Kaiser wie Otto der Große und Friedrich Barbarossa, hatten Mühe, widerspenstige Vasallen im Zaume zu halten und die staatliche Einheit und Größe zu retten. Der religiöse Hader mußte diese auf Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Fürsten und Stämme vom Reiche und Reichsoberhaupte abzielenden Strebungen wesentlich stärken und Deutschland dem Auslande gegenüber schwach und ohnmächtig machen. Ja selbst Bürgerkriege unter den Deutschen entbrannten gleich zu Anfang der Spaltung mit all ihren grausigen Folgen, und der dreißigjährige Krieg war die Folge derselben.

Diese Spaltung entsprach der Idee der christlichen Kirche keineswegs. Zu Einem Gottesreiche wollte der Heiland die ganze Menschheit, Juden und Heiden, vereinigen, um die Einheit seiner Erlösten betet er in seinem hohenpriesterlichen Gebete, und seine Apostel warnen auf das Eindringlichste gegen Spaltungen in ihrem Sendschreiben. Nun aber stellten sich den Katholiken Deutschlands Lutheraner und Reformirte gegenüber; jede dieser neuen religiösen Genossenschaften machte Anspruch darauf, die von Christus gestiftete Kirche darzustellen, und stand nicht an, die gegenüberstehenden Genossenschaften als von der Kirche Christi abgefallen zu bezeichnen und zu verdammen. Dieser Kampf der Christen unter einander verzehrte ihre geistigen Kräfte, lähmte den bisherigen Eifer in den Werken christlicher Liebe,

Brandenburg stellte den Geistlichen die Wahl, entweder die neue Kirchenordnung anzunehmen oder aus den kurfürstlichen Landen dahin zu ziehen, wo man Lust habe, sie ihrem Dünkel folgen zu lassen. *) Ebenso unterdrückte Herzog Ulrich gewaltsam den katholischen Glauben, hob Klöster auf, vertrieb Mönche und Nonnen und rief Prädikanten in's Land. **) Auch in den Ortschaften des braunschweigischen Landes führten die schmalkaldener Bundesfürsten, nach Verjagung des Herzogs Heinrich, meistens wider den Willen der Bewohner, die Reformation im Jahre 1542 ein. ***) Viele Reichsstädte, wie Magdeburg, Nürnberg, Straßburg und andere, schlossen sich der Neuerung an und unterdrückten den katholischen Glauben. Wäre es so weiter gegangen, so würden wohl bis zum Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts die sämmtlichen Bewohner Deutschlands sich zwangsweise im Lutherthume zusammen gefunden haben.

Doch die bayerischen Herzöge waren nicht gewillt, ihr Land vom katholischen Glauben losreißen zu lassen; manchen Bischöfen gelang es, die Neuerung mehr oder weniger von ihren Ländern fern zu halten, und am Rhein war die Geistlichkeit und das Volk meistentheils gut katholisch. So fand der abtrünnige Erzbischof, Hermann von Wied, bei seinen Reformationsversuchen zu Köln kräftigen Widerstand und sah sich nach Beendigung des schmalkaldischen Krieges im Jahre 1547 zur Verzichtleistung auf das Erzstift genöthigt. †) Auch das Kaiserhaus blieb der katholischen Kirche, ein kurzes Schwanken unter Maximilian II. von 1564 bis 1572 abgerechnet, allzeit treu ergeben.

Durch das Concil von Trient und die durch dasselbe eingeleiteten Reformen wurden die Katholiken in der Anhänglichkeit an die Kirche bestärkt; den Fürsten und Städten, welche die augsburgische Confession angenommen hatten, ward ihr damaliger Besitzstand durch den Religionsfrieden von Augsburg im Jahre 1555 zugesichert. Sie gaben sich daher zunächst mit dem glücklich Erreichten zufrieden und hatten wenig Aussicht, durch Abfall katholischer Reichsstände, einen ähnlichen Zuwachs zu gewinnen, wie er ihnen in den ersten 25 Jahren nach Luthers Auftreten zugefallen war. Kleine Land-

*) L. c. I, 310.
**) Janssen, l. c. III, 281.
***) L. c. III, 506.
†) L. c. III, 514—517, 549.

striche in Westfalen und Schlesien gingen auch jetzt noch verloren; doch gegen die Verluste der ersten Reformationszeit kam das kaum in Betracht. Vielmehr waren die katholischen Regenten des Kaiserhauses, manche Fürsten Schlesiens, einzelne Bischöfe und Aebte darauf bedacht, dem weiteren Vordringen des Lutherthums zu wehren und ihre bereits von der Kirche abgefallenen Unterthanen, kraft ihres fürstlichen Reformationsrechtes, zu derselben zurück zu führen. Die Verwicklungen, welche daraus entstanden, veranlaßten den dreißigjährigen Krieg. Die Verwüstungen dieses Krieges erzeugten eine allgemeine Sehnsucht nach Ruhe.

Im westfälischen Frieden wurden daher den drei in Deutschland bestehenden Confessionen: den Katholiken, Lutheranern und Reformirten, diejenigen kirchlichen Rechte und dasjenige Eigenthumsrecht, welche sie im Normaljahre 1624 an Kirchen, Schulen und Anstalten besessen hatten, für die Folge zugesichert. Der Friede bestimmte weiter: „Weil aber die Religonsstreitigkeiten, welche unter den Protestanten obschweben, bisher nicht beigelegt, sondern auf weiteren Vergleich vorbehalten worden sind, und also die Protestanten zwei Theile ausmachen: so haben beide über das Recht zu reformiren, den Vergleich getroffen, daß wenn ein Fürst, oder ein Landesherr, oder ein Patron der Kirche, künftig zu des anderen Theils Religion treten oder ein Fürstenthum oder eine Landschaft, wo das andere Theil jetzt seine öffentliche Religionsübung hat, entweder durch Erbrecht, oder kraft gegenwärtiger Friedenshandlung, oder sonst unter einem anderen Titel überkommen oder wiedererlangen würde, sie selbst zwar ihrer Confession Hofprediger ohne der Unterthanen Beschwerung, bei sich und in ihrer Residenz haben mögen: aber es soll nicht erlaubt sein, die öffentliche Religionsübung, die bis dahin angenommene Verfassung oder Kirchengesetze zu ändern, oder die Kirchen, Schulen, Hospitäler oder dahin gehörige Einkünfte, Pensionen und Stipendien den vorigen zu entziehen und ihren Religionsverwandten zuzueignen, oder unter dem Vorwande der Landesherrlichkeit, des bischöflichen Rechtes, oder sonst irgend einem Vorwande, den Unterthanen Diener einer anderen Confession aufzudrängen und auf irgend einer anderen Weise mittelbar oder unmittelbar die andere Religion zu hindern oder etwas zu ihrem Nachtheil zu thun. — Wenn aber eine Gemeinde, im eintretenden Falle einer Veränderung, die Religion ihres Herrn annehmen oder begehren würde, auf ihre Kosten die Religionsübung, welcher der Fürst oder Herr zugethan

ist, zu halten, so soll ihm frei stehen, ihr solches zu gestatten, jedoch ohne der Uebrigen Nachtheil, und diese Freiheit soll von seinem Nachfolger ihr nicht wieder entzogen werden." *) Für die freien Reichsstädte ward festgesetzt, daß an dem durch das Normaljahr 1624 bestimmten Rechtszustande hinfort nichts dürfte geändert werden.**) Ueber diejenigen Unterthanen, welchen das Normaljahr nicht zu gute kam, enthielt der Friede nichts Verpflichtendes. Es stand bei den Reichsständen, dieselben entweder zu dulden und ihnen eine meistens beschränkte Religionsübung zu verstatten oder aber sie zur Auswanderung zu nöthigen. Im letzteren Falle aber sollten sie ihr Eigenthum behalten und durch andere verwalten lassen dürfen; auch wurde es ihnen gestattet, von Zeit zu Zeit ihr Besitzthum zu besuchen.***) Die Rechte aber, welche den protestantischen Landesherren zugesprochen wurden, kamen selbstredend auch den katholischen zu.

Auf Grund des westfälischen Friedens bildete sich in Deutschland ein leidlicher Rechtszustand. Wenn auch von freier Religionsübung und Gewissensfreiheit für die Unterthanen noch nicht die Rede sein konnte, so waren doch diejenigen, welchen das Normaljahr zugute kam, nicht mehr genöthigt, jeden Religionswechsel mitzumachen, und gegen Störung ihrer Rechte gesichert. Die Landesobrigkeit war aber nach dem protestantischen Kirchenrechte zugleich mit Verwaltung des bischöflichen Amtes betraut. Schon im Jahre 1554 hatten die wortführenden protestantischen Theologen bei einer Berathung zu Naumburg, wohin der Kurfürst August von Sachsen sie berufen hatte, die Erklärung abgegeben: „Damit nöthige Dinge zu Gottes Ehre und zu nöthigen Regimenten erhalten werden, sei alle Herrschaft schuldig, selbst dafür Fleiß zu thun, daß rechte Lehre in der Kirche gepredigt werde, daß Consistorien seien zur Strafe der Untugend und zur Erbauung ehrlicher Zucht und Einigkeit wie Isajas spreche: die Könige sollen der Kirche Nährer sein, und wie christliche Fürsten selbst wissen und verstehen, daß solcher Gottesdienst in ihr Amt gehöre". †) Der Augsburger Religionsfriede von 1555 aber, der, soweit er nicht ausdrücklich abgeändert wurde, in Geltung blieb, garantirte den Ständen der Augsburger Confession „die Kirchenge-

*) Menzel, l. c. IV, 256, 257.
**) L. c. IV, 263, 264.
***) L. c. IV, 248, 249.
†) Menzel, l. c. IV, 250.

bräuche, Ordnungen und Ceremonien, welche sie aufgerichtet oder noch aufrichten möchten".*) Und so hatte denn der Landesherr immer noch einen weiten Spielraum in der Behandlung der religiösen Angelegenheit solcher Confessionsverwandten, die von dem eigenen Bekenntnisse abwichen.

Anfangs stand das sächsische Kurhaus an der Spitze des corpus evangelicorum. Im Jahre 1797 aber trat Kurfürst Friedrich August von Sachsen, den die Polen zu ihrem König gewählt hatten, zur katholischen Kirche über. Damit ging die Führerschaft im protestantischen Deutschland auf das mächtige brandenburgische Kurhaus über, welches durch die ruhmreiche Regierung und die Kriegsthaten des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, zu hohem Ansehen emporgestiegen war. Während Joachim II. dem lutherischen Bekenntnisse beigetreten und dasselbe zur Alleingeltung in seinem Lande gebracht hatte, hatte im Jahre 1613 der Kurfürst Johann Sigismund sich dem calvinischen Bekenntnisse zugewandt, ohne die schroffe Prädestinationslehre Calvins anzunehmen. Johann Sigismund fand zwar, „daß Herr Lutherus, den er für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes anerkenne, noch sehr tief in den Finsternissen des Papstthums gesteckt und sich von allen Menschensatzungen nicht genugsam habe losmachen können."**) Er habe sich zwar nichts Lieberes angelegen sein lassen, als daß in seinen Landen, besonders aber in seinem Vaterlande Brandenburg, was noch von papistischer Superstition oder anderen menschlichen ungebetenen Devotionen in Kirchen und Schulen, übrig geblieben, allmälig abgethan und alles nach der Richtschnur des göttlichen Wortes und der apostolischen ersten Kirchen und Schulen, soviel immer möglich und von nöthen, angestellt werde.***) Indeß begnügte sich derselbe damit, sich von der lutherischen Geistlichkeit das Versprechen geben zu lassen, daß sie sich des Schmähens auf den Calvinismus und die reformirte Abendmahlslehre enthalten wollten, und garantirte seinen Landesständen und Unterhanen die Freiheit, bei der lutherischen Lehre verbleiben zu dürfen. †)

Wie wir gesehen, behielt der westfälische Friede die Religionsunterschiede der Lutheraner und Reformirten auf weiteren Vergleich vor. Der

*) L. c. IV, 263; Janssen III, 737.
**) Menzel, L. c. III, 248.
***) L. c. III, 241.
†) L. c. III, 250 und 251.

augsburgiſche Religionsfriede aber geſtattete den Ständen, Gebräuche und Ceremonien auch in der Folge neu einzurichten. So lag denn für die folgenden preußiſchen Herrſcher, welche faſt ſämmtlich viel Selbſtgefühl beſaßen und ein ſtrammes perſönliches Regiment führten, die Verſuchung nahe, die Vereinigung zunächſt der Lutheraner mit den Reformirten energiſch anzuſtreben. Kurfürſt Friedrich Wilhelm verbot neuerdings den Elenchus oder die Bekämpfung der reformirten Irrthümer auf der Kanzel und machte den Predigern die Vornahme der Taufe ohne den Exoreismus, zur Pflicht, ſo oft es von den Eltern verlangt würde. Trotz des Widerſtrebens vieler Prediger ſetzte er ſeinen Willen durch.*)

Schon 1720 hatten Theologen und der Kanzler der Univerſität Tübingen den Satz aufgeſtellt: „Die kirchliche Vereinigung beſtehe in der Einigkeit der Lehre im Glaubensgrunde, in dem gemeinſamen Gottesdienſte und im gleichen Gebrauche der Sacramente. Es ſei aber nicht nöthig, daß man in allen Stücken, die den Glaubensgrund nicht beträfen, einig ſei.“ Auch das corpus evangelicorum zu Regensburg nahm ſich auf Betrieb Preußens der Unionsangelegenheit an und verbot im Jahre 1722 alles gegenſeitige Schmähen und Läſtern. Alle ſollten ſich evangeliſche oder augsburgiſche Confeſſionsverwandte nennen, wo es aber zur Unterſcheidung der Confeſſionen nothwendig ſei: Evangeliſche und Evangeliſch-reformirte. Schriften zur Verunglimpfung und Trennung der Evangeliſchen unter einander aber ſollten als in den Reichsgeſetzen verbotene Schmäh- und Läſterſchriften angeſehen, überall confiſeirt und unterdrückt werden. Niemand ſollte es erlaubt ſein, gegen dieſen Unionsbeſchluß zu reden und zu ſchreiben.**) Weiter ging Friedrich Wilhelm I. ſelbſt. Im Jahre 1733 verordnete er, daß in der Petrikirche zu Berlin der Gottesdienſt auf zwei Stunden ſollte beſchränkt werden. Altar, Leuchter, Lichter, Meßgewand und Chorrock ſollten abgeſchafft, anſtatt der Privatbeichte eine alle Sonnabend zu haltende Generalbeichte eingeführt werden, das Kreuzmachen bei Ertheilung des Segens, ſowie das Abſingen des letzteren und der Einſetzungsworte ſollte den Geiſtlichen unterſagt werden.***) Die

*) Menzel, l. c. IV, 352—366.

**) Adolf Menzel, l. c. V, 209 und 211.

***) Die kirchlichen Kleidungen und die vielen Ceremonien bei der Feier des Gottesdienſtes hatte Joachim II. beibehalten. Luther hatte ſich damit einverſtanden erklärt. A. Menzel l. c. I, 311.

Prediger wurden ermahnt, nicht sowohl auf das äußere Ceremonienwerk zu sehen, welches aus dem Papstthum herrühre, als vielmehr auf einen rechtschaffenen Wandel zu dringen. Schon früher war die Vortragung des Crucifixes bei Leichenzügen, als ein aus dem Papstthum herrührender ärgerlicher Gebrauch, untersagt worden. Die für die Petrikirche verfügte Kirchenordnung wurde im Jahre 1736 auf die Kurmark und sodann auch auf das Herzogthum Magdeburg und das Fürstenthum Halberstadt ausgedehnt. Unter dem 17. August 1737 wurde dem Consistorium zu Magdeburg befohlen, durch einen von den Pfarrern zu unterschreibenden Umlauf Erkundigungen einzuziehen, ob die Verordnung gegen die aus dem Papstthum herrührenden Ceremonien zur Wirklichkeit gebracht worden sei.

Nur wenige Prediger hatten den Muth, die Folgeleistung zu verweigern; manche aber machten ihrem Unmuthe durch bittere Bemerkungen Luft. So erklärte der Prediger Uderstädt in Eggenstädt: „Obgleich ein Gebäude an sich selbst bestehen kann, wenn es auch inwendig nicht kostbar schön möblirt ist, so geben doch die inwendigen Zierrathe dem Gebäude ein besseres Ansehen. Ein großer Herr würde es übel aufnehmen, wenn sein Staatsminister die kostbaren Möbel aus seinem Schlosse, zumal ohne Befehl wegbringen ließe. Ich glaube nicht, daß ihre königliche Majestät die Sache deßhalb in motum gebracht, daß die Ceremonien sollten abgeschafft werden, sondern um seine Theologos und Politicos zu probiren, ob sie ihrer Religion werden Farbe halten und standhaft bleiben. Diejenigen, welche sich wegen solcher Abschaffung sogleich accommodiret, wohl vielleicht in seiner königlichen Majestät Ungnade verfallen, denjenigen aber, welche bis dato condraticirt, eine königliche Gnade und Ruhm zu erwarten haben dürften." Kurz und bündig erklärte Braun in Prissen: „Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von päpstlichen und abergläubischen, sondern apostolischen Ceremonien." Braun's Erklärung verdroß den König so, daß er ihn seines Amtes entsetzen ließ. Das gleiche Schicksal widerfuhr dem Prediger Möller zu Halle und Vogt in Dehndorf. Nun wurde kein weiterer Widerspruch mehr laut. *)

So wurde Einheit im Gottesdienst und in den Ceremonien in den protestantischen Kirchen der preußischen Monarchie herbeigeführt. Es bestanden jedoch die zwei Bekenntnisse als getrennte Genossenschaften

*) Adolf Menzel l. c. V, 215–219.

noch fort und eine gegenſeitige Theilnahme am Gottesdienſte fand nicht ſtatt.

Friedrich Wilhelm III. bemühte ſich dagegen bei der dritten Säcularfeier der Reformation, „eine wahrhaft religiöſe Vereinigung der beiden nur noch durch äußere Unterſchiede getrennten proteſtantiſchen Kirchen zu einer evangeliſch-chriſtlichen Gemeinde herbeizuführen“. Er äußerte dabei den Wunſch: „Möchte der verheißene Zeitpunkt nicht fern ſein, wo unter einem gemeinſamen Hirten alles in einem Glauben, in einer Liebe und Hoffnung ſich alles zu einer Heerde bilden wird!“) Eine neue, zum Theil dem römiſchen Meßbuche mit Unterdrückung des Canons der Meſſe entnommenen Agende ſollte das Symbol dieſer Einheit werden. Der Beitritt zur Union ſollte jedoch nach einer Cabinetsordre vom 28. Februar 1834 kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntniſſes bedeuten, ſondern nur den Geiſt der Milde und Mäßigung ausdrücken, welcher die Verſchiedenheit einzelner Lehrpunkte nicht mehr als Grund gelten läßt, der anderen Confeſſion die kirchliche Lebensgemeinſchaft zu verſagen.“)

Zwar ſoll die Union und Agende weder den Geiſtlichen noch den Gemeinden aufgezwungen werden, doch wird denjenigen, welche ſich die Förderung dieſes gottſeligen Werkes angelegen ſein laſſen, die allerhöchſte Anerkennung zugeſichert und die Annahme der Agende wird in denjenigen Gemeinden, welche keine ältere landesherrlich autoriſirte Agende haben, den Geiſtlichen zur Pflicht gemacht, allen Geiſtlichen aber empfohlen; eine Rückgängigmachung der ſchon erfolgten Annahme aber wird verboten.“) Als aber die Säcularfeier der Uebergabe der augsburgiſchen Confeſſion im Erfolg einer Cabinetsordre vom 4. April 1830 dazu benutzt wurde, das Werk der Union ſeiner Vollendung näher zu führen, und als die Geiſtlichen angehalten wurden, den Unionsritus bei der Abendmahlsfeier hinfort in Anwendung zu bringen und ſich des Namens „evangeliſch“ zu bedienen, da traten in Schleſien mehrere altlutheriſche Geiſtliche, vor allen der Paſtor und Profeſſor Scheibel zu Breslau, öffentlich gegen die Union auf. Gegen dieſelben aber wurden Geld- und Ge-

*) Cabinetsordre vom 22. September 1817 bei Vogt: Kirchen- und Eherecht. II, 297.

*) Vogt, l. c. II, 279.

*) Vogt, l. c. II, 298. Cabinetsordre vom 25. Mai 1825 und Circularreſcript. vom 14. April 1825. L. c. II, 298—299.

fängnißstrafe, ja selbst Amtsentsetzung verhängt.*) Es läßt sich nicht verkennen, daß ein solches zwangsweises Vorgehen, um die Einführung der Union herbeizuführen, mit den Bestimmungen des westfälischen Friedens nicht mehr in Einklang zu bringen ist.

Der gerechte und milde König Friedrich Wilhelm IV. hat daher durch Cabinetsordre vom 23. Juli 1845, den von der evangelischen Landeskirche sich fern haltenden Lutheranern wieder Duldung gewährt und gestattet, unter dem Ober-Kirchencollegium zu Breslau eigene getrennte Gemeinden zu bilden.**)

Der katholischen Kirche gegenüber hatten die preußischen Herrscher zwar auch ihre oberbischöflichen Rechte zur Geltung zu bringen gesucht. Daher wurde die Ausübung der Jurisdiktionsrechte durch außerpreußische Prälaten verpönt und manche Eingriffe in die innere Verwaltung der katholischen Kirche nahm sich die Staatspolizei heraus. Auch wurden mitunter Repressalien gegen katholische Klöster der Diaspora ausgeübt, wenn Protestanten in anderen Ländern Bedrückungen erfuhren. Im Großen und Ganzen aber hatte man doch den Rechtszustand der Katholiken, wie der westfälische Friede ihn bestimmte, anerkannt.

Friedrich Withelm III. hatte bei Einführung der Union wohl den Wunsch geäußert: „Möchte der Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, wo alles in einem Glauben, einer Liebe und Hoffnung unter einem gemeinsamen Hirten zu einer Heerde sich bilden wird!" Unter ihm wurde daher auch auf die Bildung evangelischer Gemeinden in katholischen Landestheilen fleißig Bedacht genommen, und die gemischten Ehen wurden als Mittel, die evangelische Landeskirche auszubreiten, eifrig begünstigt; gegen Bischöfe und Pfarrer aber, welche inbetreff der gemischten Ehen für die kirchlichen Grundsätze eintraten, wurde selbst mit Gefängnißstrafe vorgegangen. Seitdem aber der Kölner Erzbischof, Clemens Augnst, den kirchlichen Standpunkt im Jahre 1837 entschieden geltend gemacht hatte und unter Friedrich Wilhelm IV. die katholische Kirche ihre Selbstständigkeit von staatlicher Bevormundung mehr und mehr errang, war eine Hineinziehung der katholischen Bevölkerung in die von Friedrich Wilhelm III. in Aussicht gestellte Union wieder in weite Ferne gerückt.

Erst der Erlaß der Maigesetze von 1873—76 scheint in die verlassenen Bahnen wieder eingelenkt zu haben. Es hat sich zwar die

*) Freiburger Kirchenlexikon. Ausgabe von 1852. Bd. IX, Seite 656 Vogt, Kirchen- und Eherecht. I. 84, 85.

**) Vogt, l. c. II, 231—235.

preußische Staatsregierung über das letzte Ziel der Maigesetze nicht näher ausgesprochen; wohl aber haben manche Führer der liberalen Parteien eine Trennung der Katholiken vom Papste und die Begründung einer Nationalkirche als solches bezeichnet. Wir können uns lebhaft vorstellen, daß dieses Ziel einer großen Zahl der Abgeordneten, welche diese Gesetze votirt haben, vorgeschwebt hat.

Nach dem deutsch-französischen Kriege gingen die Wogen nationaler Begeisterung in Deutschland sehr hoch, und der Drang nach nationaler Einheit war allgemein. Im protestantischen Deutschland gilt die Reformation durchweg als die werthvollste Errungenschaft der Neuzeit und die Trennung der Kirche von Rom als Luther's größtes Verdienst. Man beklagt es tief, daß infolge des dreißigjährigen Krieges die Reformation in Deutschland unvollendet geblieben ist. Die dogmatischen Lehren der Reformatoren werden in sehr großen Kreisen als mehr oder weniger bedeutungslos angesehen. Die Union hat unter den Protestanten Preußens äußerlich eine kirchliche Lebensgemeinschaft geschaffen, dabei es aber jedem Einzelnen überlassen, was er über die Abendmahlslehre, die Prädestination, über Rechtfertigung und gute Werke denken will. Wenn die Katholiken sich daher von Rom lossagen und eine kirchliche Lebensgemeinschaft den evangelischen Bewohnern hätten gewähren wollen, so würde man sich wohl um ihre übrigen Glaubenslehren nicht gekümmert und wenigstens zunächst ihre Feier des Gottesdienstes nicht beanstandet haben.

Da die altkatholische Bewegung und die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes anfangs auch unter den Katholiken viel Staub aufwirbelten, so lag die Hoffnung nahe, daß die Trennung derselben von Rom nicht unerreichbar sei, jedenfalls aber ein tiefer Zwiespalt innerhalb der katholischen Kirche Preußens sich vollziehen und ein weiteres Vorgehen sehr erleichtert würde. Das Gesetz vom 12. Mai 1873 über die kirchliche Disciplinar-Gewalt bestimmt ausdrücklich: „Die kirchliche Disciplinargewalt über Kirchendiener darf nur von deutschen kirchlichen Behörden ausgeübt werden." Eine unmittelbare Ausübung seiner obersten Hirtengewalt ward dadurch dem Papste unmöglich gemacht. In dieser Richtung bewegen sich alle weiteren Bestimmungen der Maigesetze.

Vergebens hatten die Bischöfe Preußens unter dem 30. Januar 1873 vorgestellt, „daß sie zum mindesten hätten erwarten müssen, Gelegenheit zu erhalten, über diese Gesetzentwürfe sich auszusprechen. Sie würden dann in der Lage gewesen sein, einzelne Bestimmungen

der Gesetzentwürfe ohne Pflichtverletzung zu acceptiren; für einige andere würde vielleicht eine Vereinbarung mit dem apostolischen Stuhle zu erreichen gewesen sein. Nunmehr aber bleibe ihnen nichts übrig, als gegen alle, die natürlichen und wohlerworbenen Rechte der katholischen Kirche und die Gewissens- und Religionsfreiheiten der Katholiken verletzenden Bestimmungen dieser Gesetzentwürfe und der etwa auf Grund derselben zu erlassenden Gesetze förmliche und feierliche Verwahrung einzulegen". Nachdem aber die Entwürfe wirklich zu Gesetzen erhoben worden waren, wurden dieselben schonungslos gegen die Bischöfe und gegen renitente Geistliche in Vollzug gesetzt. Etwaige Lücken derselben wurden sofort durch neue, noch schärfere Bestimmungen ausgefüllt.

Die katholische Kirche Preußens wurde so in die mißlichste und gefahrvollste Lage gebracht. Boten die Bischöfe zur Ausführung dieser Gesetze die Hand, so war alle kirchliche Freiheit und Selbstständigkeit dahin; der Kirche waren die Lebensadern unterbunden, dieselbe war zur Magd des Staates herabgesunken und die Ruhe des Kirchhofes war bei ihr eingekehrt. Die volle Trennung der katholischen Kirche Preußens vom Verbande mit dem römischen Papste und die Begründung einer Nationalkirche würde dann mit leichter Mühe zu erreichen gewesensein. *Aber eins war bei Erlaß dieser Gesetze übersehen worden.* Niemals seit der Kirchentrennung war innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands der Anschluß an den Papst ein so enger, niemals der Geist derselben ein so kirchentreuer, niemals das religiöse Leben und die Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke reger gewesen. So ließen die Bischöfe alle Leiden und Bedrängnisse über sich ergehen und bebten nicht zurück vor Kerker und Verbannung; die Geistlichen standen treu zu ihren Oberhirten; das katholische Volk verharrte im kirchlichen Verbande und duldete selbst die Entbehrung des Gottesdienstes und der Tröstungen der Religion in der Sterbestunde lieber, als daß es zu Seelsorgern seine Zuflucht genommen hätte, die eine kirchliche Sendung ihres rechtmäßigen Oberen nicht aufzuweisen vermochten, und opferwillig sorgte dasselbe für den Unterhalt derjenigen Geistlichen, welche durch die Entziehung der Staatsleistungen in eine Nothlage versetzt waren. Selbst laue und dem kirchlichen Verbande entfremdete Katholiken schlossen sich freudig ihrer Kirche wieder an und traten muthig für dieselbe ein.

Wer mit den Glaubenslehren und der Verfassung der katholischen Kirche bekannt ist, den kann diese Erscheinung nicht

Wunder nehmen. Der Verband mit dem Papste gibt der katholischen Kirche ihre Einheit und ihre Stärke. Eine Weltkirche, die alle Länder und Völker umschließt, ist von dem Herrn und Heiland der Kirche beabsichtigt und begründet worden. Laut verkündet der Weltapostel im Epheserbriefe, daß Christus die trennende Scheidewand zwischen Juden und Heiden beseitigt und aus beiden eins gemacht hat: Ein Volk Gottes unter Einem Herrn mit Einem Glauben und Einer Taufe. Eine Nationalkirche ist daher dem Katholiken eine den Absichten des Weltheilandes zuwiderlaufende Schöpfung. Allein jene Kirche gilt ihm als die wahre, welche durch alle Jahrhunderte in dem ursprünglichen kirchlichen Verbande unter den rechtmäßigen Hirten und Oberen beharrt ist. Eine Reformation innerhalb der Kirche unter Heilung von Aergernissen und Schäden begrüßt er mit Freuden; eine Loslösung von dem obersten Hirten der Kirche und den in Einheit mit ihm verbundenen Bischöfen, wobei Altar gegen Altar, Lehrstuhl gegen Lehrstuhl aufgerichtet wird, ist in seinen Augen eine Auflehnung gegen die von Christus für alle Zeiten festgesetzte Ordnung. Eine kirchliche Lebensgemeinschaft ohne Glaubensgemeinschaft erscheint ihm von vornherein als ein Widerspruch, und eben das betrachtet er als einen Vorzug seiner, der katholischen Kirche, daß sie ihm mit unfehlbarer Autorität vorschreiben darf und kann, was er in Glaubens- und Sittenlehren als wahr anzunehmen hat. Die Kraft der Gnadenmittel seiner Kirche empfindet er lebendig in allen Lagen und Wechselfällen des Lebens. Das von Christus eingesetzte Priesterthum, welches die Gnadenmittel mit voller Wirkung zu spenden befähigt und befugt ist, erblickt er nur innerhalb der katholischen Kirche. Daher ist es nicht befremdlich, daß einem glaubenseifrigen Katholiken seine Kirche über alles theuer und werth ist, und daß die Katholiken Deutschlands im Culturkampfe solche Einheit und Festigkeit, solche Opfer- und Leidenswilligkeit gezeigt haben.

Sollte daher die Errichtung einer Nationalkirche in Deutschland wirklich das Ziel gewesen sein, welches im Culturkampfe angestrebt wurde, so dürfte dieses Ziel nach menschlichem Erachten in naher Zukunft kaum erreichbar sein. Auch will es nicht recht denkbar erscheinen, daß in einer Zeit, wo die Katholiken Deutschlands treu und opferwillig zur Kirche stehen und vor keinem Leiden für dieselbe zurückschrecken, der Herr und Heiland der deutschen Kirche seinen Schutz entziehen und dieselbe rettungslos dem Untergange preisgeben werde. Allerdings bezieht sich die Verheißung: „Die Pforten der

Hölle werden sie nicht überwältigen" auf die Gesammt-Kirche als Anstalt, nicht auf einzelne Theile derselben. Doch weist schon im Buche Judith Achior dem Holofernes nach, daß Gottes Schutz die Juden stets unüberwindlich gemacht habe, so lange sie in seinem Dienste verharrten. (Judith 5, 5. 24. 25.) Und auch im neuen Testamente wird wohl jenem Bischofe, der lau geworden, angedroht, der Herr werde beginnen, ihn aus seinem Munde zu speien; demjenigen aber, welcher das Wort der Geduld des Herrn bewahrt und seinen Namen nicht verleugnet, wird sogar verheißen, daß der Herr die Abtrünnigen seiner Gemeinde zu seinen Füßen legen werde. (Joh. Offenbarung 3, 14—17 und 3, 8—10). Und so dürfen wir vertrauen, der Herr werde auch jetzt nicht die deutsche Kirche der Verwüstung preisgeben, da die Bebauer des Weinberges kirchliche Treue und Eifer zeigen. Dankbar begrüßen wir die Erleichterungen, welche durch die Wiederherstellung der Hierarchie in den meisten preußischen Diöcesen, durch die Gestattung einer Nothseelsorge und durch einzelne gesetzliche Milderungen uns zutheil geworden sind. Aber wir werden im Gebet, im Dulden und im Kampfe auch nicht erlahmen, bis wieder ein befriedigender Zustand in unseren kirchlichen Verhältnissen hergestellt worden ist, und lebhaft wünschen wir, daß unsere Staatslenker sich im Interesse des Vaterlandes, wie der Kirche, dazu doch endlich entschließen mögen.

II. Die Union als Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche.

Neben den Unions-Versuchen und Bestrebungen, welche in der Trennung der Katholiken von Rom und in der allgemeinen Durchführung der sogenannten Reformation die Grundlagen einer religiösen Einigung erblickten, laufen in der deutschen Geschichte andere Versuche parallel, welche unter Wahrung der Verfassung der katholischen Kirche durch friedliche Ausgleichung der eingetretenen Gegensätze zu einer kirchlichen Union aller Deutschen mit derselben zu gelangen strebten. Besonders hat es Karl V., unter dessen Regierung die Kirchentrennung sich vollzog, an Versuchen dieser Art nicht fehlen lassen. Durch ruhige Besprechung der beiderseitigen Theologen und durch gegenseitige Concessionen, in dem, was er für minder wichtige Nebendinge ansah, hoffte der Kaiser zumal zu Augsburg im Jahre 1530 und zu Regensburg im Jahre 1542 eine Wiedervereinigung zu erreichen. Nur einmal, um 1548, verließ ihn die Geduld, und

nun auf dem Gipfel seiner Macht versuchte er, sein kaiserliches Interim mit Gewalt durchzuführen.

Es gab Augenblicke in Luthers Leben, in denen er sich bereit erklärte, die katholische Hierarchie wieder anzuerkennen, falls dieselbe seine Rechtfertigungslehre gutheißen würde. So erklärte er im Jahre 1530: Wo sie (die Bischöfe) unsere Lehren wollten leiden und nicht mehr verfolgen, wollten wir ihnen keinen Abbruch mehr thun an ihrer Jurisdiction. Ja, wenn der Papst solches wollte, wie gesagt, eingehen, so achte ich, wir Lutherischen wollten seine Ehre und Obrigkeit besser helfen schützen und handhaben, denn der Kaiser und alle Welt; denn wir könnten's thun ohne Schwert, mit Gottes Wort und Kraft, welches der Kaiser mit der Faust, ohne Gottes Wort und Kraft nicht erhalten kann.*) Aber diese Stimmungen gingen schnell vorüber und mehr und mehr befestigte sich in seinem Geiste die Ansicht, daß der Papst der Antichrist sei. Und besonders, seitdem die Berufung eines allgemeinen Concils und die Verwerfung seiner Lehre durch dasselbe keinem Zweifel mehr unterlag, verstieg er sich zu immer maßloseren Schmähungen des Papstes und zu dem Wunsche für die Prediger: Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst!

Melanchthon, welcher die Folgen des Umsturzes der bestehenden Hierarchie tiefer durchschaute als Luther, äußerte im Jahre 1530 an seinen Freund Camerarius: „Um zu sagen, was ich denke, so möchte ich wünschen, nicht sowohl die bischöfliche Herrschaft zu befestigen, als vielmehr die bischöfliche Verwaltung herzustellen; denn ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden nach Auflösung der kirchlichen Verfassung; ich sehe, wie nachher eine weit unerträglichere Tyrannei einreißen wird, als vorher gewesen ist. Wäre es erlaubt, die kirchliche Ordnung umzustürzen, so wäre es doch schwerlich heilsam. Auch Luther hat dieses immer gedacht; — er, den, wie ich sehe manche Leute nur deshalb hochhalten, weil sie fühlen, daß sie durch ihn der Bischöfe sind entledigt worden und eine Freiheit erlangt haben, welche der Nachwelt keineswegs ersprießlich werden wird; denn welcher Zustand wird bei den Nachkommen in den Gemeinden eintreten, wenn die alten Gewohnheiten und Sitten abgeschafft und keine bestimmten Kirchenlehrer mehr sein werden?" In einem von ihm und den protestantischen Theologen des Ausschusses zu Augs-

*) Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen I, 192.

burg abgefaßten Gutachten, wies er die Unentbehrlichkeit des bischöflichen Regimentes nach. Hinsichtlich des Papstthums war darum bemerkt: „es sei gefährlich, eine alte Einrichtung ohne große und wichtige Gründe umzustürzen, und wenn gleich der Papst der Antichrist sein sollte, so könne man doch unter ihm wie die Israeliten unter Pharao leben, wenn er nur die reine Lehre von Gott und den rechten Gebrauch der Sakramente nicht anfechte." *)

Noch im Jahre 1537, als Luthers Zorn gegen das Papstthum schon seinen Siedepunkt erstiegen hatte, unterschrieb derselbe die schmalkaldener Artikel mit den Worten: „Ich, Philippus Melanchthon, halte diesen obgestalltenen Artikel auch für recht und christlich. Vom Papste aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um des Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, welche noch unter ihm sind, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, jure humano zuzulassen sei. **) Aber Melanchthon klagte selbst schon 1530 Luther gegenüber: „Du kannst nicht glauben, wie sehr ich von den Nürnbergern und einigen anderen angefeindet werde, wegen Herstellung der bischöflichen Gewalt. So sehr streiten unsere Genossen für ihre Herrschaft und nicht für das Evangelium. Diese Leute, die nun der Freiheit gewohnt sind, und das Joch der Bischöfe einmal von sich geworfen haben, lassen sich ungern das alte Joch wieder auflegen. Und sonderlich sind die Reichsstädte der bischöflichen Regierung zum heftigsten gram. Nach der Lehre und Religion fragen sie nicht viel; es ist ihnen nur um die Regierung und Freiheit zu thun!***) Und so war es wirklich; die Fürsten und Stadtobrigkeiten waren lüstern nach dem Kirchengute und nach der Ausdehnung ihrer Regierungsbefugnisse. Darum schrieben sie das neue Evangelium auf ihre Fahne und verhielten sich kalt und ablehnend allen Einigungsversuchen gegenüber.

Nach Abschluß des Augsburger Religionsfriedens im Jahre 1555 war zunächst an Einigungsversuche nicht mehr zu denken. Katholiken und Lutheranern war nun eine gesicherte Rechtsstellung zuerkannt. Wohl wurde hier eine endliche Vergleichung der Religion

*) L. c. I; 190—192.
**) L. c. I, 284.
***) L. c. I, 193.

vorbehalten.*) Doch war die Kluft in den religiösen Ansichten zunächst zu groß, da den Worten: Glaube, Buße, Rechtfertigung und Evangelium ganz verschiedene Begriffe untergelegt wurden. Auch richtete sich jede Religionsgesellschaft auf ihrem Gebiete zunächst häuslich ein. Die Protestanten waren mit Ordnung ihrer Kirchenverfassungen, Consistorien und Kirchenvisitationen, die Katholiken mit Einführung der durch das Concil von Trient vorgeschriebenen Reformen vollauf beschäftigt, und religiöse Reibereien waren in der nächsten Zeit minder häufig und weniger heftig. Daher wurden zunächst von weiteren Unionsversuchen, die gar keinen Erfolg versprachen, gänzlich abgesehen.

Im Laufe des dreißigjährigen Krieges hatte dagegen Deutschland die Folge der Kirchentrennung sattsam erfahren. Deutsche kämpften gegen Deutsche; ganze Landstriche wurden verödet oder verwüstet, zahlreiche Ortschaften wurden niedergebrannt. Die Zahl der Bewohner Deutschlands war auf die Hälfte herabgesunken. Der Wohlstand und die Industrie waren nahezu vernichtet; alle kriegführenden Mächte machten sich für ihre Unkosten in und an Deutschland bezahlt. Daher wurde die Sehnsucht nach einer Religionsvereinigung wieder größer und allgemeiner.

Wiederholt nimmt daher der westfälische Friede eine Union der zurecht bestehenden Religionsgenossenschaften in Aussicht.**) Im Laufe des dreißigjährigen Krieges und kurz nach demselben wurden die Uebertritte gelehrter und hochangesehener Personen zur katholischen Kirche wieder häufiger. Adolf Menzel äußert über dieselben: „Häufiger wurden die Uebertritte von der evangelischen zur katholischen Kirche

*) „Die geistliche Jurisdiction soll wider der augsburgischen Confession Religion, Glauben, Bestellung vom Ministerium, Kirchengebräuche, Ordnung und Ceremonien nicht gebraucht und geübt werden, sondern bis zu endlicher christlicher Vergleichung der Religion ruhen und eingestellt bleiben. Menzel, II, 273.

**) Instrumentum Pacis Osnabrugense. S. 14: Usque dum de religionis dissidiis per gratiam Dei conventum fuerit.

S. 26: donec controversiae religionis amicabili partium conventione universali definiantur.

S. 31: donec de religione christiana alier eritt conventum.

S. 48: usque ad compositionem dissidii christianae religionis.

S. 14: Si vero quod Deus prohibeat, de religionis dissidiis amicabiliter conveniri non possit, nihilo minus haec conventio perpetua sit et pax semper duratura bei Menzel IV, 266 Anmerkung.

unter den höheren Ständen und zwar unter Verhältnissen, welche, weit entfernt, diesen Schritt zu begünstigen, ihn gewaltig erschwerten. Mehrere angesehene Gelehrte in Ländern, wo der Protestantismus nicht nur keiner Bedrückung ausgesetzt war, sondern sogar die Alleinherrschaft behauptete, entsagten demselben mit Verlust ihres Amtes und ihren Familienverbindungen, gegen die sie bei ihren neuen Glaubensgenossen kaum auf Ersatz, geschweige denn auf Gewinn rechnen konnten." *)

Als solche Convertiten führt Menzel auf: Den Rechtsgelehrten Helfrich Ulrich Hunnius im Jahre 1625, den Theologen Berthold Nikolaus Nichus zu Helmstädt im Jahre 1622, den Philologen Lukas Holstein im Jahre 1624 und Peter Lambert im Jahre 1666, beide aus Hamburg, den Dichter Angelus Silesius, eigentlich Johann Sheffler zu Breslau im Jahre 1653, den Freiherrn Johann Christian von Boineburg aus Eisenach in demselben Jahre, den Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig im Jahre 1651, wie den Helmstädter Professor Heinrich Julius Blum im Jahre 1653, welcher nach Italien gesandt worden war, um den Uebertritt dieses, dort verweilenden Prinzen zu verhindern. Johann Friedrich gelangte im Jahre 1665 zur Regierung der calenbergisch-göttingischen Länder und begründete einen Hofgottesdienst zu Hannover, Menzel nennt ihn „einen der ausgezeichnetsten Fürsten des Zeitalters". Im Jahre 1652 convertirte ein Urenkel Philipps von Hessen, der hochgebildete Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Landgraf Friedrich von Hessen, ebenfalls ein Urenkel Philipps hatte diesen Schritt schon 1636 gethan und starb als Kardinal und Fürstbischof von Breslau im Jahre 1682. Christine von Schweden, eine Tochter Gustav Adolfs, verzichtete im Jahre 1654 auf die schwedische Krone und trat im folgenden Jahre zu Innsbruck öffentlich zur katholischen Kirche über. **) Auch Nikolaus von Zitzwitz, Abt zu Huysburg von 1677—1704, gehört zu den hervorragenden Convertiten dieser Zeit. In Helmstädt dem Studium der Rechte beflissen, hörte er auch die Vorlesungen des protestantischen Theologen Georg Calixt daselbst. Durch dieselben wurde er zum Nachdenken über die wahre Religion veranlaßt. Er trat zu Cöln zur katholischen Kirche über, wurde Benedictiner zu Werden, dann Prior zu Corvey, endlich Abt zu Huysburg. Für den Bischof Bernard von Galen zu Münster besorgte er mit gutem

*) L. c. II, 290.

**) Adolf Menzel l. c. IV, 290—302.

Erfolge mehrere diplomatische Missionen und wurde von demselben sogar als Präsident nach Verden gesandt. Das Kloster Huysburg befreite er von seinen Schulden, ordnete das Archiv und brachte es zu hoher Blüthe. Die dankbaren Mönche haben ihm in der Kirche daselbst ein Denkmal gesetzt, welches die Auferweckung des Lazarus darstellt, wodurch wohl die Verdienste desselben um das heruntergekommene Kloster bezeichnet werden sollen.*)

Zum großen Theile war diese Rückströmung zur katholischen Kirche herbeigeführt worden durch den genannten Theologen Georg Calixt zu Helmstädt und durch die theologische Richtung, welche bis über den Ausgang des Jahrhunderts hinaus zu Helmstädt die herrschende blieb. Calixt hatte seine Studien zu Helmstädt, Jena, Gießen, Tübingen und Heidelberg gemacht, war aber alsdann als Reisebegleiter und Erzieher des reichen Holländers Matthäus Overbeck auch nach Cöln, nach Mainz und nach Frankreich gekommen und war hier mit katholischen Gelehrten in freundschaftlichen Verkehr getreten. Dadurch waren manche Vorurtheile bei ihm berichtigt und ein tieferes Nachdenken über die christliche Religion angeregt worden. Er stellt nun den Satz auf: Bisher habe man nur immer die Unterscheidungslehren in's Auge gefaßt; man möge hinfort mehr das Gemeinsame unter den drei christlichen Confessionen beachten. Die Grundlehren besäßen alle drei Confessionen gemeinsam in den ältesten Glaubensbekenntnissen. Daher seien sie alle Bürger des Reiches Gottes und dürften sich gegenseitig von der ewigen Seligkeit nicht ausschließen.

Alles solle geprüft werden nach den Grundsätzen: Was die h. Schrift lehrt, ist unumstößlich wahr; was die älteste Kirche lehrt, ist unumstößlich wahr. Daher müssen die Lehren und Einrichtungen der Kirche in den ersten fünf Jahrhunderten ebenso angenommen werden, als wenn sie ausdrücklich in der h. Schrift gelehrt würden. Calixt zeigte auch, daß die in katholischen Agenden befindlichen Gebete und Anreden an Sterbende ebenso über die Sündenvergebung und Rechtfertigung lauteten, wie sich nur der herzliche Glaube eines Evangelischen äußern könne.**) Diese Grundsätze, Synkretismus genannt, fanden zwar auf protestantischen Universitäten und bei den Theologen großen Widerspruch; Calixt hatte aber auch viele Ver-

*) Carl von Eß: Kurze Geschichte des ehemaligen Benedictiners: Abtei Huysburg. Seite 26—47.

**) Freiburger Kirchenlexikon Bd. II, Seite 266—269; Adolf Menzel, IV, 204 und 205.

ehrer, welche zum Theil auf dem von ihm bezeichneten Wege des Studiums des christlichen Alterthums weiter fortschritten und dadurch endlich zur katholischen Kirche zurückkehrten. In Helmstädt aber erhielt sich diese Richtung noch lange nach seinem im Jahre 1656 erfolgten Tode.*) Noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gab die theologische Fakultät daselbst auf die Frage des Herzogs Anton Ulrich: ob eine protestantische Prinzessin, die einen katholischen König zu heirathen beabsichtige, mit gutem Gewissen die römisch-katholische Kirche annehmen dürfe? zur Antwort: 1) daß die katholische Kirche im Grunde des Glaubens und der Seligkeit nicht irre und 2) daß folglich der Uebertritt vom Protestantismus zum Katholicismus erlaubt sei. Auch der holländische Gelehrte Hugo Grotius, dessen Schriften viel gelesen wurden, beurtheilte die katholische Kirche günstig und trug dazu bei, eine vortheilhafte Stimmung gegen dieselbe in protestantischen Kreisen zu verbreiten. Er billigte die Lehren von den sieben Sakramenten, von den guten Werken, der Heiligenverehrung, von der bischöflichen und päpstlichen Gewalt, wie das Fasten, den Ordensstand und den Cölibat der Geistlichen. Er wünscht jedoch, daß die Ehe der Geistlichen, wo sie einmal eingeführt sei, so fortbestehe, wie sie den unirten Griechen gestattet sei. Er gesteht den Opfercharakter der h. Messe und die Gültigkeit und den Nutzen der kirchlichen Ueberlieferung zu. Ihm sind die Glaubensstreitigkeiten unter den Christen nicht wichtig genug, um eine ewige Dauer derselben zu rechtfertigen. „Nicht durch Trennung von der einen, allgemeinen Kirche, hätte man Heil und Besserung zu suchen, sondern man hätte den guten Samen ausstreuen und sich so viel als möglich selbst reformiren und die Entwickelung des guten Samens mit kindlicher Ergebung Gott anheimstellen sollen." So suchte er denn dahin zu wirken, daß die im Glauben getrennten Christen wieder zur Einheit zurückgeführt würden und zu dem Ende bemühete er sich, in seinen Schriften ein treues Bild des christlichen Alterthums zu entwerfen. Er selbst ist jedoch nicht zur katholischen Kirche zurückgetreten.

So darf es uns denn nicht wundern, wenn wirklich noch im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts ein ernstlicher Versuch gemacht wurde, eine Religionsvereinigung unter den getrennten Christen Deutsch-

*) Adolf Menzel, l. c. IV, 293 295; Freiburger Kirchenlexikon Bd. IV, Seite 808.

lands zustande zu bringen. Christoph Royas de Spinola, ein spanischer Franziskaner, kam als Beichtvater der mit Kaiser Leopold I. vermählten spanischen Prinzessin Margaretha Theresia an den kaiserlichen Hof zu Wien und wurde vom Papste zum Bischofe von Tina, im Jahre 1686 aber von Wienerisch-Neustadt erhoben. Durch den Anblick der religiösen Wirren in Ungarn wurde in ihm der Wunsch und Entschluß erweckt, eine Religionsvereinigung zwischen Katholiken und Protestanten anzustreben. Wenn den Protestanten einiges nachgegeben würde, so glaubte er, dieselben durch freundschaftliche Unterredungen überzeugen zu können, daß zwischen den Festsetzungen der augsburgischen Confession und des tridentiner Concils kein wesentlicher Unterschied bestehe. Nachdem er den Kaiser Leopold I. für seine Ansichten gewonnen hatte, machte er seit dem Jahre 1675 mehrere Reisen an die deutschen Fürstenhöfe und trat in Verkehr mit vielen protestantischen Theologen, um sie für seinen Plan zu gewinnen.

Nach einem Briefe des jüngeren Calixt von Helmstädt waren seine Unionsvorschläge: „Der Papst solle den Gebrauch des Kelches zugestehen und sich über das Kirchenregiment, den Gottesdienst und die guten Werke so erklären, daß man weder der Ehre Gottes noch den Verdiensten Christi zu nahe trete, noch den Heiligen solche Ehre zuerkennen, wie sie geschaffenen Wesen nicht zukomme und keine tyrannische Gewalt über die Gewissen ausüben. Die protestantischen Gemeinden sollten die ihnen erbaulicher scheinenden Gebräuche unverändert beibehalten, den Pfarrern sollte die Ehe, sogar die zweite erlaubt sein; den Fürsten sollten ihre bischöflichen Rechte soweit verbleiben, als es nach beider Theile Ermessen und nach Beschaffenheit des Christenthums zulässig sein würde; in den Orten, wo man sich zur Vereinigung geneigt fühlen würde, sollten Geistliche von beiden Theilen abwechselnd lehren und predigen. Der eine Theil könne sich katholisch, der andere neukatholisch nennen, und zum Zeichen ihrer Gemeinschaft sollten jene bei diesen und diese bei jenen communiciren. Das tridentinische Concil sollte mit seinen Anathemen einstweilen außer Kraft gesetzt und der Beurtheilung eines künftigen Concils überlassen werden. Damit dieses geschehen könne, solle der Papst die Protestanten durch eine eigene Bulle vom Ketzernamen freisprechen, sie aber sollten erklären, ihn nicht mehr für den Antichristen zu halten, sondern für den obersten und ersten Patriarchen der Christenheit, dem das Primat zwar nicht der Gerichtsbarkeit, sondern das der Ordnung, nicht nach göttlichem, sondern nach menschlichem und

kirchlichem Rechte zukomme. Auch solle der Papst die Kirchengüter, welche die protestantischen Fürsten in Besitz genommen hätten, ihnen durch eine eigene Bulle überlassen. Dies alles und noch mehreres solle noch vor dem Concil in einer besonderen Zusammenkunft abgethan und genugsam Versicherung gegeben werden.*)

Sofort erhellt, daß diese Vorschläge zum Theil schwer mit dem katholischen Dogma zu vereinigen sind, und daß sie mehr auf eine bloß äußere Kirchenunion, als auf eine gemeinsame innere Uebereinstimmung im Glauben abzielten. Der protestantische Theologe Spener, welchen Spinola im Jahre 1679 besuchte, lehnte darum auch ein Eingehen auf dieselben entschieden ab und machte dagegen geltend, daß das Concil von Trient von der ganzen papistischen Kirche für ökumenisch und untrüglich gehalten werde; wollte sie dasselbe fahren lassen, so würde das gegen ihre eigene Principien verstoßen und so zu sagen, den von ihr selbst gelegten Grund umreißen. Fast dasselbe Bedenken erhob der Bischof Bossuet von Meaux als er später zu den Unionsverhandlungen gezogen wurde: „Die Angelegenheiten der Religion lassen sich nicht wie weltliche Angelegenheiten behandeln, welche man oft beilege, indem man von beiden Seiten etwas nachgebe. Die Kirche könne nur auf expositorischem und explicatorischem Wege eine Wiedervereinigung eingehen", d. h. dadurch, daß sie die bereits aufgestellten Glaubenssätze erläntere und Mißverständnisse berichtige.

Bei dem katholisch gewordenen Herzoge Johann Friedrich von Hannover, dessen oben schon gedacht wurde, fand Spinola eine freundliche Aufnahme. Auch die Helmstädter Theologie, an ihrer Spitze Friedrich Ulrich Calixt wie die Prediger Hannovers ließen sich zu Unterhandlungen herbei, welche einen günstigen Ausgang versprachen. Der Philosoph Leibnitz, der Bibliothekar des Herzogs, aber äußerte in einem Schreiben an den französischen Bischof Huet: „Er glaube erfreuliche Umstände wahrzunehmen, welche in ihm die Hoffnung erweckten, daß ein für die römische Kirche ehrenvoller, für die andere in keiner Weise lästiger Weg der Einigung betreten werden könnte. Er kenne viele vortreffliche Männer aller Parteien; aber in keiner Gegend Deutschlands werden die Religionscontroversen mit größerer Mäßigung und Beurtheilung behandelt, als im Gebiete des Fürsten Braunschweig-Lüneburg. Da der jetzige Papst Innocenz XI. ob heiligen Wandels, trefflichen Willens und hoher Einsichten sehr ge-

*) Adolf Menzel, l. c. IV, Seite 532.

rühmt werde, so könne man neue Hoffnung fassen. Dazu komme die warme Frömmigkeit des erhabenen Kaisers und die glänzenden Tugenden des größten Königs. Daher werde entweder jetzt etwas geschehen, oder wenn man diese Gelegenheit verloren gehen lasse, die Herstellung der öffentlichen Wohlfahrt auf Jahrhunderte in Aufschub treten.*) Doch bereits im December 1679 starb der katholische Herzog, und zu dem kurfürstlichen und den herzoglichen Höfen von Sachsen, die bereits von Spener gewarnt worden waren, fand Spinola keinen Zutritt.

Im Jahre 1682 machte derselbe neue Reisen an die fürstlichen Höfe Deutschlands. Er brachte ein kaiserliches Empfehlungsschreiben und einen Unionsentwurf unter dem Titel: Concordia christiana mit. In Berlin widerriethen die Hoftheologen jedes Eingehen auf Verhandlungen. Der Bischof verstand es jedoch recht gut, ihre Bedenken schriftlich zu widerlegen, weßhalb der Kurfürst Friedrich Wilhelm die Erlaubniß ertheilte, in mündliche Berathungen mit demselben einzutreten. Die Hoftheologen aber forderten zuvor, der Bischof solle seine Legitimation, im Namen der römischen Kirche zu unterhandeln, nachweisen und sich darüber ausweisen, daß er schon die Beistimmung mehrerer Lutheraner und Reformirten gefunden hätte. Hierüber gerieth die Verhandlung sofort in's Stocken. Ein schriftliches Zeugniß aber, daß sie gegen seine Concordia christiana nichts Wesentliches einzuwenden hätten, welches der Bischof gewünscht hatte, lehnten sie ab. Beifällig über die Vorschläge desselben äußerten sich die anhaltinischen Superintendenten Raumer nud Sachse am Hofe des Fürsten Johann Georg in Dessau.

Glücklicher war im Jahre 1685 der Fortgang der Verhandlungen am braunschweigischen Hofe zu Hannover. Der Herzog Ernst August, welcher seinem Bruder im Jahre 1680 in der Regierung gefolgt war, blieb zwar dem lutherischen Bekenntnisse getreu, interessirte sich aber lebhaft für das Unionswerk. Abt Molanus von Lokkum, ein Schüler des älteren Calixt, vordem Professor zu Helmstädt, ein durch Mäßigung und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneter protestantischer Theologe, führte nebst anderen Helmstädter Gelehrten die Verhandlungen. Spinola legte denselben die Glaubensdarstellung von Bossuet zu Grunde. Der protestantische Abt und der katholische Bischof vereinigten sich in der Ueberzeugung, daß das kirchliche Alterthum

*) Adolf Menzel, l. c IV, Seite 533.

ausschlaggebend sein müsse. Es sei leicht, eine Union herbeizuführen, wenn man sich auf die wesentlichsten Wahrheiten der Religion beschränke und keinen Widerruf fordere. Es genüge, die Ausscheidung der bisherigen falschen Lehren und die Erklärung der erkannten Wahrheiten in einer Weise zu bewerkstelligen, welche für die Einsichtigen dem Zwecke eines Widerrufs gleichkomme, dem Volke aber ohne Besorgniß eines Aergernisses die Wahrheit beibringe und dem Irrthume allmälig seine Kraft benehme. Zu diesem Ende müssen sich die Parteien über alle geoffenbarten Glaubenssätze innerlich vereinigen, indem sie die Fundamente des Glaubens äußerlich festsetzen. Durch das Urtheil von Sachverständigen solle entschieden werden, ob die Union zustande gebracht sei und ob die Betheiligten den wirklichen und wesentlichen Glaubenssätzen sich unterworfen haben.„

Leibnitz verfaßte nun eine Darstellung der katholischen Glaubenslehre, in welcher die strittigen Glaubenslehren in eine Form gebracht wurden, daß die Zustimmung des Papstes und der vornehmsten Bischöfe erhofft werden konnte. Menzel nimmt an, daß dies diejenige Schrift sei, welche von Räß und Weiß im Jahre 1820 unter dem Titel: „Leibnitzen's System der Theologie" herausgegeben worden sei*). Der Herzog Ernst August aber wies den Entwurf zurück, da der Kirchenfrieden „nicht auf erneuertes Gezänk, sondern auf das Ansehen des Alterthums und die abgekürzte Methode des Ansehens der christlichen Kirche gegründet werden müsse".

Spinola theilte nun auf der Rückreise seinen Aufsatz mehreren protestantischen Theologen mit und erlangte zu Wien die Billigung des Kaisers Leopold. Auch nach Rom begab sich derselbe, um seine Angelegenheit dem Papste persönlich vorzulegen.

Innocenz XI. ernannte zur Prüfung der angemessenen Behandlung derselben eine Commission von Cardinälen und Priestern. Das Gutachten derselben fiel dahin aus, „daß das für die Protestanten Beantragte, wiewohl hierdurch dem Ansehen des Concils von Trient etwas entzogen werden dürfte, doch nicht ohne Beispiel sei, indem solches theilweise (im Kelche und der Priesterehe) den Griechen bei der mit denselben eingegangenen Union auf dem Concil zu Florenz zugestanden worden sei. Wegen des dermaligen Streites mit der französischen Kirche und Regierung, welche alle Handlungen des Papstes in ein nachtheiliges Licht zu stellen suchten, sei es zwar

*) Adolf Menzel, IV, 540.

nicht rathsam, jetzt den Protestanten wirkliche Zugeständnisse zu machen; indeß könne man ihnen Hoffnung geben und dazu den Bischof von Tina mit Ermächtigung versehen, da mehrere protestantische Theologen sich mit ihm nicht hätten einlassen wollen, weil er nur vom Kaiser, nicht aber auch vom Papste Vollmacht besitze"*). Darnach war man zu Rom zu Zugeständnissen in der kirchlichen Disciplin bereit, wie solche auch den unirten Griechen ertheilt worden sind; eine Außerkraftsetzung des Concils von Trient würde wohl nicht zugestanden worden sein.

Spinola erwarb sich auch in Dresden die Achtung des Kurfürsten Johann Georg III. und unterhandelte mit dem Leipziger Carpzov. Der Dresdener Kirchenrath aber entschied, „daß es nich rathsam sei, sich mit dem Bischof in Unterhandlungen einzulassen bis er sich nicht von Seiten der ganzen katholischen Kirche legitimirt habe, da sodann die Sache mit der ganzen evangelischen Kirche zu verhandeln sein werde. Auch die Theologen Württembergs entschieden im gleichen Sinne und fanden in dem Projecte manches Hetherodoxe. Der Herzog von Hannover aber stand fortwährend den Vorschlägen günstig gegenüber, was er der Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf ihre Anfrage erklärte.

Im Jahre 1691 ernannte Kaiser Leopold den Bischof Spinola zum General-Commissar des Unionsgeschäftes innerhalb der kaiserlichen Staaten und ertheilte allen protestantischen Unterthanen, geistlichen und weltlichen Standes, namentlich in Ungarn und Siebenbürgen, die Erlaubniß, mündlich und schriftlich mit demselben in Unterhandlung zu treten. „Es sei in göttlichen und menschlichen Gesetzen die Verpflichtung enthalten und sowohl in mehreren Reichstagsabschieden, wie auch in den Schreiben, welche viele Protestanten an den Bischof gerichtet, die Nothwendigkeit dargethan, in den christlichen Staaten eine vollkommene Einigkeit in weltlichen und geistlichen Dingen zu erzielen, und wenn nicht in allen, so doch in den wesentlichsten Punkten des Glaubens die eingetretenen Unebenheiten und die gegenseitige Mißstimmung zu beheben, zumal es einigen

*) Adolf Menzel, IV, 541. Menzel beruft sich auf: Kirchen- und Reformationsberichte für Norddeutschland von Consistorialrath Joh. K. Fürchtegott, Schlegel, Bd. III, S. 300 und 301, welcher diese Nachrichten einer handschriftlichen Relation von Leibnitz zu den Kirchen-Reunionsakten im hannoverschen Archive entnommen habe. Spinola scheint 1682 oder 1683 in Rom gewesen zu sein.

scheine, daß die Uneinigkeit der Gemüther und der Meinungen über die Hauptsachen nur aus dem Mangel gegenseitiger Geduld, klaren Verständnisses und richtiger Auslegung der Gedanken nach ihrem wahren Gehalte, endlich aus der Verschiedenheit und dem abweichenden Gebrauche der bedeutenden Worte entstehen."

Spinola wandte sich nun zunächst nach Ungarn; da aber die Ungarn zuvor die Meinung ihrer deutschen Glaubensgenossen zu vernehmen wünschten, so bemühte er sich, ein Religionsgespräch zu Wien mit den Theologen der protestantischen deutschen Fürsten zustande zu bringen; doch blieb dieses Bemühen ohne Erfolg.

Inzwischen waren die braunschweigischen Theologen und Leibnitz in einen Briefwechsel mit dem Bischofe Bossuet von Meaux getreten. Zuerst wurde demselben ein Unionsprojeet unter dem Titel: Regulae circa christianorum omnium ecclesiasticam reunionem eingesandt und als dieses nicht genügte, ein neuer Entwurf abgefaßt unter dem Titel: „Privatgedanken über den Weg der Vereinigung der protestantischen mit der römisch-katholischen Kirche". Bossuet fand, daß die meisten Forderungen, einzeln betrachtet, zugestanden werden könnten; es werde seitens der Protestanten nur einer klaren Erläuterung und geeigneter Erklärung ihrer Glaubenssätze bedürfen, da der wahre katholische Lehrbegriff theils dem Wesen theils den Worten nach mit der augsburgischen Confession übereinstimme. Aber die nachfolgenden Sätze der Confession fand derselbe unerträglich: 1) die zum Uebermuth führende Gewißheit der Rechtfertigung, 2) die Unabhängigkeit der Rechtfertigung von der Liebe und dem Vorsatze guter Werke, 3) die Behauptung, daß durch die Rechfertigung die Sünde nicht hinweggenommen werde, 4) die in allen Jahrhunderten unerhörte Trennung der Rechtfertigung von der Heiligung, 5) die Meinung, daß die Rechtfertigung gewiß, die Reue dennoch ungewiß sein könne. Der Forderung, daß die protestantischen Geistlichen sofort zur Spendung der Sakramente zugelassen und ihre Ordination für giltig anerkannt werden sollte, verhieß er keine Gewährung.

Er machte aufmerksam auf die Schwierigkeiten und Widersprüche des Einigungsentwurfes über die Stellung der Protestanten zum Papste und zur Hierarchie der Bischöfe. Auch werde die Annahme der Bestimmungen des Concils von Trient den Protestanten nicht erlassen werden können. Molanus und Leibnitz suchten von Bossuet betreffs des Concils von Trient eine günstigere Entscheidung zu erhalten;

aber Bossuet blieb fest auf seinem Standpunkte, was die Verhandlungen mit ihm in's Stocken brachte.

Am 12. März 1695 starb Spinola; bald darauf der nunmehrige Kurfürst, Ernst August, von Hannover. Der Kaiser sandte 1698 zwar Spinola's Nachfolger, einen Grafen von Buchheim nochmals zu neuen Verhandlungen nach Hannover. Auch nahmen Molanus, Leibnitz und etliche weltliche Räthe wirklich mit ihm die Verhandlungen wieder auf. Da aber dem hannoverschen Kurhause auf die englische Königskrone Aussicht sich eröffnete und Englands Herrscher nach den dortigen Gesetzen der protestantischen Confession angehören mußte, so erlahmte hier der frühere Eifer vollständig; Kaiser Leopold aber wurde bald durch den spanischen Erbfolgekrieg gänzlich in Anspruch genommen.

So verliefen die zeitweilig viel versprechenden Unionsversuche völlig resultatlos im Sande. In denselben herrschten allerdings, zumal im Anfange noch viel Unklarheit; die feste Grundlage der katholischen Dogmatik und der kirchlichen Verfassung war dabei zu wenig berücksichtigt. Gewiß aber waren die Verhandlungen aufrichtig gemeint, und an ernster Bemühung und reger Geistesarbeit — um ein günstiges Resultat herbeizuführen, — hat es den Betheiligten nicht gefehlt. Wenn wir daher auch den eingeschlagenen Weg nicht immer für den rechten halten, so werden wir doch dem edlen Charakter der Unterhändler, ihrem redlichen Streben und ihrem unermüdlichen Eifer, die trennende Kluft unter den Confessionen Deutschlands zu überbrücken, unsere aufrichtige Anerkennung nicht versagen können*).

Das achtzehnte Jahrhundert war für Einigungsversuche wenig günstig. In die protestantischen Kirchen drang, zumal unter die Kreise der Gelehrten und der Prediger, Rationalismus, Skepticismus und religiöser Indifferentismus. Es wurde mit Luthers Rechtfertigungslehre gründlich aufgeräumt; die Bibel, welche für die einzige Glaubensquelle erklärt worden war, wurde mit dem Sondirmesser einer ätzenden Critik gesäubert, die Wunder in derselben wurden natürlich erklärt oder geleugnet, die Aechtheit der meisten hl. Bücher wurde bestritten und die Katheder und Kanzeln hallten wieder von den mannigfachsten Luftgebilden der Phantasie, welche alles Uebernatürliche aus der Religion zu beseitigen bemüht waren. In die katho-

*) Adolf Menzel, IV, 534—550; Freiburger Kirchenlexikon Bd. VII, Seite 197—199; Bd. VI, 428; Bd. eite 291—295.

lische Kirche drängte sich mehr und mehr der Febronianismus und Josophinismus ein. Die Bischöfe reclamirten ihre angeblichen Rechte, welche der päpstliche Stuhl beschlagnahmt haben sollte. Ganz in dies Bemühen vertieft, bemerkten sie nicht die Sklavenketten und die Zwangsjacke, worin das Staatskirchenthum sie einzuzwängen bemüht war, um sie zu gefügigen Werkzeugen für ihre bureaukratische Volksbeglückung abzurichten. Einzelne Uebertritte zur katholischen Kirche erfolgten auch jetzt; aber für den Versuch einer kirchlichen Union vermochte sich in der ausgedorrten Atmosphäre des Rationalismus und auf der dürren Haide des Staatskirchenthums Niemand zu erwärmen.

Erst das zweite Drittel des laufenden Jahrhunderts brachte Glaubensfreudigkeit und Eifer zurück in die katholische Kirche und zeitigte in ihr die mannigfachsten Blüthen des Ordens- und Liebeslebens. Auch auf den protestantischen theologischen Lehrstühlen wurden zum Theile wieder gläubige Lehren und Auffassungen vorgetragen. Auch hier bemühen sich gläubige Prediger in größerer Zahl wieder, die innere Mission zu pflegen, dem Andringen des Unglaubens einen Damm entgegen zu setzen und das Ordensleben zum Behufe der Krankenpflege, nach den Anschauungen des Protestantismus modificirt, auf den eigenen Boden zu verpflanzen. Die kirchliche Baukunst, Skulptur und Malerei findet wieder rege Pflege und opferwillige Unterstützung. Auch in der protestantischen Kirche beginnt man diese Künste zu würdigen und für den Gottesdienst zu verwerthen.

Den verlassenen Glaubensbrüdern in der Diaspora wird auf beiden Seiten aufmerksame Sorge zugewandt. Bonifacius-Verein und Gustav-Adolfs-Verein wetteifern miteinander in Begründung von Pfarrsystemen, Kirchen, Schulen und Waisenhäuser. Zwar ist uns als Deutschen und Katholiken der Name „Gustav-Adolfs-Verein" keineswegs sympathisch; zwar will uns die Art und Weise, wie auf den Vereinsversammlungen durch Erregung des alten Lutherzornes gegen den „Antichristen zu Rom", durch confessionelle Verhetzung und durch Aufwärmung oft widerlegter Vorurtheile Stimmung für die Vereinszwecke gemacht wird, wenig behagen; das Streben selbst, den zerstreuten Glaubensbrüdern die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu ermöglichen, wollen wir jedoch durchaus nicht bemängeln.

Da so das religiöse Bewußtsein und gläubige Gesinnung auf beiden Seiten wieder reger geworden ist, so konnte es nicht fehlen,

daß auch die Sehnsucht nach einer Annäherung und Wiedervereinigung der getrennten Confessionen in vielen Kreisen wieder zur Erscheinung kam. Schon im Jahre 1852 wurde zu Erfurt ein Versuch gemacht, eine persönliche Annäherung von hervorragenden Katholiken und Protestanten zunächst zu gemeinsamer Arbeit auf mehr politischem Gebiete herbeizuführen. Da aber der Berner Kirchentag diese Vereinigung arg verketzerte, so ist es bei dem einen Versuche geblieben.

In ernsterer und consequenterer Weise sucht die vom Domcapitular Seltmann zu Breslau, früher Pfarrer zu Eberswalde, begründete Zeitschrift: „Ut omnes unum" einen Ausgleich alles gläubigen Christenthums mit der römisch-katholischen Kirche vorzubereiten. Am 1. October 1879 traten verschiedene katholische und evangelische Geistliche und Laien, „die einen gemeinsamen Herrn in Christo Jesu, Gott, hochgelobt in Ewigkeit, bekennen und durch die Taufe ihm einverleibt sind, als Glieder seines Leibes, und denen Gott, Ewigkeit, Glaube, Offenbarung, Gerechtigkeit, Seligkeit nicht leere Formen, sondern Dinge von der heiligsten Bedeutung sind",*) zu friedlichem und freundschaftlichem Gedankenaustausch im Vereinsorgan zusammen. Daneben wird gemeinsames Psalmengebet von den Mitarbeitern und Mitlesern geübt. Das Vereinsorgan zählt 700 Abonnenten. In demselben sind die Artikel von der Rechtfertigung, von der Buße, vom hl. Altarsakramente und Meßopfer, von der Heiligenverehrung u. a. m. ruhig nach den symbolischen Schriften beider Confessionen dargelegt und erörtert worden. Praktische Vorschläge zur Annäherung beider Confessionen wurden unbefangen gewürdigt, geschichtliche Fragen und Vorgänge aus der Reformationszeit beleuchtet und auch das erbauliche Element findet im Dorotheenkörbchen und in der Erklärung von Kirchenhymnen angemessene Berücksichtigung.

Daß es eine schwierige Aufgabe ist, eine Einigung auch nur unter den gläubigen Bekennern der verschiedenen christlichen Confessionen herbeizuführen, und daß dabei alles abhängig ist von dem göttlichen Segen, entgeht dem hochwürdigen Herrn Herausgeber nicht. Aber schon die Thatsache, daß hervorragende Männer beider Confessionen behufs Anbahnung einer Union zu friedlichem Gedankenaustausche und gemeinsamem Gebete zusammengetreten sind und bereits sechs Jahre in gemeinsamem Zusammenwirken verharren, zeigt,

*) Ut omnes unum, No. 13, Seite 157.

daß auf beiden Seiten das Bedürfniß einer Union lebendiger als zu anderen Zeiten empfunden wird, und daß es an gutem Willen, dazu mitzuwirken, nicht fehlt.*)

III. Ausſichten für die Wiedervereinigung der Confeſſionen in Deutſchland.

Unterſuchen wir nun zum Schluſſe noch, ob einige Ausſicht zur Wiedervereinigung der getrennten Confeſſionen Deutſchlands in der nächſten Folgezeit vorhanden iſt, ſo möchte es ſich empfehlen, die drei nachfolgenden Fragen zu beantworten: Was ſteht einer Wiedervereinigung noch immer hindernd im Wege? welche Umſtände ſcheinen für dieſelbe förderlich und welche minder ungünſtig zu ſein, als im Beginne der Trennung?

1) Was ſteht einer Wiedervereinigung noch immer hindernd im Wege? In der ganzen Natur herrſcht die vis inertiae, d. i. das Geſetz der Beharrung. Der Proteſtantismus hat ſich ſeit Jahrhunderten von den Vätern auf die Kinder vererbt und iſt mit dem ganzen Denken und allen Lebensgewohnheiten zuſammengewachſen. Daher wird derſelbe nicht bloß als ſtaatlich, ſondern auch als vor dem Gewiſſen berechtigt von den einzelnen Proteſtanten angeſehen. Ernſte Zweifel ſteigen nur ſelten und meiſtens nur, wenn äußere Umſtände dieſelben veranlaſſen, in der Seele derſelben auf und nur wenige energiſche Naturen haben, von der göttlichen Gnade unterſtützt, das Bedürfniß und den Muth, bis zur Löſung derſelben vorzudringen und nach dem Reſultate der Prüfung, unbeeinflußt von Vortheil oder Nachtheil, ihre Wahl zu treffen. Convertiten hat es daher zu allen Zeiten ſeit der Reformation, beſonders in den höheren Ständen gegeben und in unſerem Jahrhundert ſind ſie vielleicht zahlreicher, als jemals. Eine Wiedervereinigung der Confeſſionen mit der Mutterkirche aber iſt bisher noch immer an den Traditionen und Gewohnheiten geſcheitert. Dazu iſt der Proteſtantismus in manchen deutſchen

*) Seit Jahresfriſt ſind die Mitarbeiten proteſtantiſcher Geiſtlicher an der Redaction des Blattes ſeltener geworden. Auch klagte die Redaction kürzlich, daß die Zahl der Unionsfreunde kleiner geworden zu ſein ſcheine. Immerhin iſt es erfreulich, daß das Vereinsorgan auch über das Lutherjubiläum hinaus, durch welches der Geiſt der Polemik in proteſtantiſchen Kreiſen zuſehends an Heftigkeit zugenommen, ſeinen Fortbeſtand gerettet hat.

Staaten enge mit dem staatlichen Wesen verwachsen und wird als der Grund der Größe und Blüthe desselben angesehen, und alles, was als Vorzug der neueren Zeit mit Recht oder Unrecht betrachtet wird, pflegt der protestantische Reichstheil als Segnung der Reformation zu bezeichnen. Das alles macht bis zur Stunde Unionsversuche ziemlich aussichtslos.

Die sogenannte Reformation wurde veranlaßt oder begünstigt durch manche wirkliche oder vermeintliche Schäden im kirchlichen Leben gegen Ausgang des Mittelalters. Dadurch ist es dem Protestantismus mehr und mehr zur Gewohnheit geworden, die Zustände und Lehren der katholischen Kirche überhaupt in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen. Eine Menge von Vorurtheilen haben sich bei den Protestanten so immer mehr befestigt und werden der Jugend, namentlich in dem Confirmanden-Unterricht, sorgfältig eingeimpft. Widerlegungen der Vorurtheile können wenig fruchten, da Zweifel an ihrer Richtigkeit nur selten auftauchen und ein Bedürfniß nach Einblick in katholische Schriften nicht vorhanden ist. Vielmehr sind die Katholiken und Protestanten Deutschlands in der Literatur, sobald das religiöse Gebiet berührt wird, so von einander geschieden, als ob zwei verschiedene Völker Deutschland bewohnten.

Noch immer üben Luther's Schriften, wenigstens indirekt, einen großen Einfluß in der Beurtheilung der katholischen Kirche auf die Protestanten. Wie man Luther auch beurtheilen mag, jedenfalls war er ein ganz außerordentlicher Mann. In seinen Schriften tritt uns trotz der ausfahrenden, oft rohen und cynischen Sprache, trotz der Breite und der Wiederholungen doch eine populäre und packende Beredtsamkeit entgegen. In all' seinen Schriften aber stößt man auf zahlreiche Schilderungen seiner Uebungen, seiner Auffassungen und Anschauungen über das Wesen der christlichen Frömmigkeit während seines Klosterlebens. Mit seltener Aufrichtigkeit, und in glühenden Farben, legt er sein ganzes Verhalten und die verborgensten Vorgänge seines Gemüthslebens uns vor. Wer solchen Schilderungen seine Beurtheilung der katholischen Kirche, ihrer Lehre und ihrer Ascese entnimmt, der kommt nothwendig zu dem Glauben: dieselbe werde dem Verdienste Christi nicht gerecht, setze den Glauben und die Gnade zurück gegen Werkheiligkeit, erzeuge die peinlichsten Gewissensängste und lasse eine zuversichtliche Hoffnung, daß Gott den Menschen gnädig sein und sie zur ewigen Seligkeit führen werde, nicht aufkommen. In den vier Bänden von Luther's Schriften, welche

ich nach der Jenaer-Ausgabe ziemlich eingehend durchgeleſen habe, fand ich überall derartige Stellen in großer Zahl. Es möge jedoch genügen, auf die bezüglichen Stellen aus der Erklärung vom I. Korinther, Kapitel 15, Jenaer-Ausgabe VI, 222—243 zu verweiſen.

Ein katholiſcher Theologe findet bei der Lektüre von Luther's Schriften ſofort, daß derſelbe an Skrupuloſität litt. Als ſein Bemühen, Gewiſſensruhe durch ascetiſche Uebungen von Gott zu erzwingen, nicht den gewünſchten Erfolg hatte, ſprang er in das andere Extrem über. Er übertrieb nun die Folgen der Erbſünde, beſtritt die Willensfreiheit für das Gute im gefallenen Menſchen, und die Möglichkeit der Erfüllung des Sittengeſetzes auch für den erlöſten Chriſten, lehrte eine Rechtfertigung ohne Sündentilgung und innere Heiligung, ſchrieb dieſelbe dem Glauben, abgeſehen von der Liebe und heiliger Geſinnung, allein zu und verwarf die ganze katholiſche Asceſe mit vielen kirchlichen Uebungen.

Seit etwa hundert Jahren hat ſich die proteſtantiſche Welt von der Unvernünftigkeit ſeiner Lehre zum großen Theile überzeugt und iſt nun wiederum in das andere Extrem übergeſprungen: den Glauben für bedeutungslos zu halten, ein rechtſchaffenes Leben dagegen als einzig weſentlich für den Chriſten anzuſehen. Anſtatt ſich nun aber prüfend zur katholiſchen Lehre zurückzuwenden, ſchließt dieſelbe vielmehr: Wenn Luthers Lehre ſo wenig der Vernunft entſpricht, wie unvernünftig muß dann erſt die katholiſche Lehre ſein, von welcher uns derſelbe ein ſo ſchreckhaftes Bild entworfen hat?

Endlich ſtehen augenblicklich in den Städten und Fabrikbezirken die materiellen Intereſſen ſo ſehr im Vordergrund, daß dagegen jedes religiöſe und geiſtige Intereſſe völlig zurücktritt. Die Löſung ſocialer, wirthſchaftlicher und politiſcher Fragen nimmt die Geiſter in Anſpruch, während ſie an der Religion und Kirche gleichgültig vorübergehen, falls ſie nicht gar feindlich dagegen geſtimmt ſind. Nur in den katholiſchen Provinzen und einigen entlegenen proteſtantiſchen Gegenden hat ſich religiöſes Bedürfniß und Leben wach erhalten. Daher kann Verlangen nach Wiedervereinigung der getrennten Confeſſionen ſich auch bis jetzt nur auf kleinere Kreiſe beſchränken.

2) Andererſeits aber läßt ſich auch nicht verkennen, daß manche Erſcheinungen unſerer Zeit eine Sehnſucht nach Wiedervereinigung mit der katholiſchen Kirche in gläubigen Kreiſen der proteſtantiſchen Welt wohl erwecken können und eine Wiedervereinigung vorzubereiten geeignet ſind.

Förderlich einer Union wirkt theilweise die neuere Geschichtsforschung. Schon seit Anfang dieses Jahrhunderts haben Adolf Menzel, Voigt, Hurter, Gfrörer und Böhmer u. a. m. die Geschichtsforschung mehr objectiv betrieben. Dadurch sind viele Einzelerscheinungen des Mittelalters, vor allen die Päpste Gregor VII. und Innocenz III. in ein günstigeres Licht getreten. Onno Klopp und vor Allem Janssen arbeiten mit anderen Forschern auf dem geschichtlichen Gebiete rüstig weiter.

Die Kunstthätigkeit des Mittelalters und die socialen Zustände in demselben finden eine unbefangenere Würdigung. Es ist nachgewiesen worden, daß gerade gegen Ausgang des Mittelalters in vielen Klöstern eine ernste Reformation angestrebt,*) und ernstlich an der sittlichen Besserung gearbeitet wurde. Das Studium der h. Schrift lag nach den Janssen'schen Forschungen keineswegs darnieder; in Erbauungs- und Lehrbüchern wurde die Erlösung durch Christus und die Nothwendigkeit seiner Gnade entschieden betont, dagegen einer blos mechanischen Uebung äußerer Werke, als Fasten und Wallfahren, entgegen gearbeitet.

Andererseits wird dargethan, daß die traditionelle Idealisirung Luthers und der Reformation unberechtigt ist, und daß die Einführung der letzteren keineswegs überall den Volkswünschen entsprochen hat, sondern daß vielmehr die Begierde nach Ausdehnung der Gewalt politischer Fürsten und Stadtobrigkeiten, wie nach dem reichen Klostergute und die literarische Thätigkeit frivoler Humanisten weit mehr zu derselben mitgewirkt hat, als die Werthschätzung des neuen Evangeliums. Für unbefangene Geschichtsforscher hört deshalb das Mittelalter mehr und mehr auf, eine finstere Zeit zu sein.

Die Anlagen der Eisenbahnen, die Hebung der Industrie und des Verkehrs, wie die Freizügigkeit bewirken, daß sich Katholiken in protestantischen und Protestanten in katholischen Gegenden häuslich niederlassen. Rein protestantische Gegenden verschwinden daher immer mehr und mehr. Nicht bloß verschwinden durch den persönlichen Verkehr manche Vorurtheile, sondern es haben auch die verschiedenen Confessionsgenossen Gelegenheit, das kirchliche Leben und den Gottesdienst der anderen Confession aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Insofern aber ist dieser Umstand der katholischen Kirche

*) Belehrend ist die Monographie von Johannes Grube über Johannes Busch und die Reformation des Augustinerordens.

minder günstig, als meistens ärmere, zum Theil sogar sittlich heruntergekommene Katholiken in die Fremde gehen, während Beamte in großer Zahl in katholische Gegenden versetzt werden und begüterte Unternehmer sich dort niederlassen Ueberhaupt hat der katholische Seelsorger gerade in der Diaspora oft mit sehr unerquicklichen Gemeindeverhältnissen zu rechnen.

Der Culturkampf zeigt, daß die katholische Kirche keineswegs eine eingetrocknete Mumie, sondern vielmehr eine sehr kräftige und lebensfrische Anstalt ist. Als die Kreuzfahrer im Jahre 1099 Jerusalem erstürmten, schlugen die Belagerten wiederholt die Angriffe derselben zurück und zerstörten ihre Werke. Aber es tröstete und stärkte die Christen, daß das Kreuz auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon unversehrt geblieben war. So ist auch im Culturkampf großer Schaden der katholischen Kirche zugefügt worden; aber die Glaubensfreudigkeit und innere Einheit derselben ist unversehrt geblieben. Das Civilstandsgesetz hat die protestantische Kirche in ihrem inneren Leben vielfach geschädigt, die katholische dagegen nahezu unberührt gelassen. Die katholischen Lehren und Einrichtungen, welche sonst den Protestanten fast gänzlich unbekannt bleiben, werden jetzt auf den Tribünen der Parlamente dargelegt und vertheidigt. Die katholischen Abgeordneten erproben sich als geschickte Parlamentarier und patriotisch gesinnte Männer.

In unseren Tagen wird die sociale Frage immer mehr brennend. Die Arbeiterfrage nimmt die Politiker in Anspruch; es wird immer schwieriger, für alle arbeitsfähigen Leute Arbeit im Inland zu schaffen; die Existenz des Bauernstandes und der Landwirthschaft wird ernstlich bedroht, dem Handwerke wird sein goldener Boden streitig gemacht; in der Eisenindustrie, in den Bergwerksarbeiten, im Zuckerrübenbau ergeben sich von Zeit zu Zeit Stockungen, welche ganze Volksklassen in Nothstand versetzen und unabsehbar würde das Elend werden, wenn noch einmal ein längerer Krieg uns heimsuchen sollte. Auf katholischer Seite finden sich Socialpolitiker in großer Zahl, welche mit Erfolg an der Lösung der socialen Frage arbeiten. Die katholischen Gesellenvereine von Adolf Kolping, die Bauernvereine von Schorlemmer-Alst, die Thätigkeit der leider zum großen Theile brachgelegten katholischen Ordensgenossenschaften zur Pflege der Kranken, zum Unterricht und zur Erziehung armer Kinder, und anderer Hülfsbedürftigen, und socialpolitische Zeitschriften entfalten ein gesegnete Thätigkeit. Auf protestantischer Seite fehlt es

nicht an gutem Willen zu helfen; aber das praktische Geschick und der günstige Boden sind meistens nicht im gleichen Maße vorhanden. Es würde daher auf socialem Gebiete von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung sein, wenn die katholische Kirche, welche praktisch zu organisiren versteht, und welche dem Begüterten die Würde der menschlichen Natur auch im Armen und die Pflicht der christlichen Charitas kräftig zum Bewußtsein bringt, ihren Einfluß allgemeiner zur Geltung bringen könnte.

Es läßt sich nicht verkennen, daß mit dem wachsenden Unglauben auch eine sittliche Verrohung um sich greift. Schauderhafte Mordthaten, darunter auch Lustmorde, werden häufiger von den Zeitungen berichtet. Verbrechen gegen gekrönte Häupter sind nicht selten; Meineide sind an der Tagesordnung; das Eigenthum wird wenig heilig geachtet; Vergnügungssucht, und Genußsucht und grobe Veruntreuungen greifen immer mehr um sich; selbst die Zahl der jugendlichen Verbrecher steigt in entsetzlicher Weise.

Die Statistik aber zeigt, daß uneheliche Geburten, Ehescheidungen und Selbstmorde in den katholischen Provinzen viel seltener sind, als in den übrigen Theilen Preußens. In Schlesien steht es in dem katholischen Regierungsbezirk Oppeln viel besser, als in den protestantischen Liegnitz und Breslau. Ist auf anderen Gebieten die Statistik den Katholiken minder günstig, so dürfte die Ursache davon zum großen Theile der mangelhaften Seelsorge beizumessen sein, wie sie infolge des Culturkampfes eingetreten ist. Bei freier Entfaltung ihres inneren Lebens dürfte es sich aber sehr bald wieder herausstellen, daß die katholische Kirche in der Bekämpfung von Sünde und Laster einflußreicher ist, als die protestantischen Confessionen; schon der Beichtstuhl allein ist ein nicht zu unterschätzender sittlicher Hebel.

Oben Seite 60 ist bereits anerkannt worden, daß unter den evangelischen Geistlichen sich vielfach eine Rückkehr zum entschiedenen Bekenntnisse der Grundlehren des Christenthums vollzieht. Ebenso haben wir bereits anerkannt, daß manche dieser Herren die innere Mission sich ernstlich angelegen sein lassen und ihre Pfarrkinder zur Taufe des Kindes und zum kirchlichen Abschlusse ihres Ehebündnisses zu bewegen suchen. Auch ist dieses Bemühen keineswegs ganz erfolglos geblieben; vielmehr haben sich nach Ausweis der Statistik die Zustände gegen die ersten Jahre nach Einführung es Civilstandgesetzes etwas gebessert. Ebenso bemüht sich die evan-

gelische Kirche in der Krankenpflege durch Diaconissinnen, in der Heidenmission durch Missionäre mit der katholischen zu wetteifern.

Zunächst haben sich durch diesen Aufschwung im Innern der Kirche, durch den Culturkampf und das Lutherjubiläum die Gegensätze eher verschärft, und ist die Polemik eine heftigere geworden. Auf die Dauer werden jedoch die gläubigen Prediger die Augen vor der Thatsache nicht verschließen können, daß die evangelische Kirche, wie im vorigen Jahre wieder der Fall Löhr bewiesen, außer Stande ist, Elemente, welche die Gottheit Christi und die Grundwahrheiten des Christenthums leugnen, von den Kanzeln und den theologischen Lehrstühlen fernzuhalten, und daß es ihnen selbst unmöglich werden wird, die protestantische Bevölkerung zur gläubigen Anerkennung der eigenen Confessionslehren zurückzuführen und in den größeren Städten und Fabrikbezirken eine eifrige Bethätigung des kirchlichen Lebens herbeizuführen. Nimmt doch die Zahl der Kirchenbesucher und der Abendmahlsgäste in den meisten Gegenden fortwährend ab, und der Begehr nach den Tröstungen der Religion ist auf dem Krankenbette nur ein geringer. Der kirchliche Verband ist im Protestantismus ein zu loser, der Gottesdienst zu wenig gemüthvoll, der Mangel an Sacramenten und an kirchlichen Zuchtmitteln hindert ein größeres Einwirken.*)

Darum läßt sich hoffen, daß die gläubigen Kreise mehr und mehr für die hierarchische Gliederung, für die Kirchenzucht und das sakramentale Leben der katholischen Kirche Verständniß gewinnen und einsehen werden, daß gerade die von ihnen bekämpften Lehren, vom Meßopfer, von der Buße, von den sieben Sakramenten, vom Ablasse, von der Heiligenverehrung, vom Ordensstande, vom Reinigungsorte, den Bedürfnissen der menschlichen Natur sehr entsprechen, und kirchlichen Sinn zu erwecken und zu erhalten geeignet sind. Protestantische Blätter versichern ja auch schon jetzt, daß die katholische Kirche wegen ihrer Einheit und hierarchischen Gliederung beneidet werde; alle einzelnen katholischen Lehren aber haben schon jetzt an protestantischen Gelehrten warme Bewunderer und Lobredner gefunden.**)

*) In dieser Beziehung sind die jüngsten Verhandlungen der preußischen General-Synode ganz besonders lehrreich.

**) Das gediegene Werk: „Kirche oder Protestantismus? von einem deutschen Theologen. Mainz 1883" gibt über die Zustände im Protestantismus Seite 307—315 eingehenden Aufschluß; Seite 315—373 aber wird nachgewiesen, wie die einzelnen Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche von protestantischen Gelehrten Anerkennung gefunden haben. Diese Schrift kann gebildeten Katholiken nicht genug empfohlen werden.

3. Manche Schwierigkeiten, welche anfangs einer Wiedervereinigung entgegenstanden, sind im Laufe der Zeiten geringer geworden. So sind die reichen Kirchengüter unrettbar verloren. Der päpstliche Stuhl hat mit den Staatsregierungen Verträge geschlossen über Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse und über die Dotation der bischöflichen Stühle und der Domkapitel. Es ist daher nicht zu besorgen, daß diese Güter, wie es durch das Restitutions-Edict Kaiser Ferdinands II. im Jahre 1629 geschah, jemals wieder reclamirt werden.*) Die Lehre von der Rechtfertigung, welche Luther den Artikel der stehenden und fallenden Kirche nannte, ist in ihrer ursprünglichen Fassung aufgegeben worden. Nur sehr wenige gläubige Altlutheraner dürften noch zu ihr stehen.**) Kaiser Leopold I. glaubte bereits im Jahre 1691, „daß die Uneinigkeit der Gemüther und der Meinungen in den Hauptsachen nur aus dem Mangel gegenseitiger liebreicher Geduld, klaren Verständnisses und richtiger Auslegung der Gedanken nach ihrem wahren Gehalte, endlich aus der Verschiedenheit und dem abweichenden Gebrauche der bedeutenden Worte entstehe". Wenn aber jetzt katholische mit gläubigen evangelischen Theologen zu gegenseitigem Gedankenaustausch zusammenträten, so dürfte sich vielleicht ergeben, daß die Ansichten über Glauben, Sündenvergebung, Rechtfertigung und gute Werke nicht mehr so gar weit aus einander gingen und die trennende Kluft wohl zu überbrücken wäre.

Im Papste können doch jetzt die Protestanten den Antichristen kaum mehr im Ernste erblicken wollen. Wenn Luther glaubte, das Papstthum habe dem rechten Gottesdienste, der im Glauben allein bestehe, den Gottesdienst der Werke entgegengestellt und so einen Abgott aufgerichtet, und wenn er dieserhalb den Papst als

*) Das Restitutions-Edict entsprach dem damaligen Rechte und fußte auf dem Reservatum ecclesiasticum des Religionsfriedens zu Augsburg von 1555. Nichts desto weniger war dasselbe sehr bedauerlich; denn infolge desselben entbrannte von neuem der Krieg und eine religiöse Annäherung, die damals nicht unmöglich gewesen wäre, wurde gänzlich vereitelt

**) Vergleiche „Kirche oder Protestantismus?" Seite 320–326. Aus Münscher, Handbuch der christlichen Dogmengeschichte. 2. Auflage, Bd. I, S. 282 wird hier die Stelle citirt. Nach diesem Allen kann es nicht zweifelhaft sein, daß der Begriff von Vergebung der Sünden und von Rechtfertigung, den Luther mit so vielem Nachdruck gegen die römische Kirche festsetzte, die Einstimmung der älteren Väter nicht für sich hat, und daß die Katholiken in diesem Punkte nicht mit Unrecht auf das ihnen günstige Zeugniß des christlichen Alterthums sich berufen konnten.

Antichristen bezeichnet, so läßt sich das wenigstens erklären. Nachdem die Protestanten angefangen haben, dem sittlich guten Wandel ein so hohes Gewicht beizulegen, daß der Glaube daneben kaum zu seinem Rechte kommt, so ist diese Bezeichnung doch in keiner Weise mehr gerechtfertigt, und nichts hindert dieselben doch mehr mit demselben als dem faktischen Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche in Unionsverhandlungen einzutreten.

Endlich kann doch die Furcht vor einer Beschämung dieselben unmöglich abhalten, eine Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche einzugehen. Der Convertit Johann Christian von Boineburg nahm für sich das Recht zum wohlüberlegten Eintritt in die katholische Kirche in Anspruch, welches seine Voreltern zum unüberlegten Austritte aus derselben beansprucht hatten.*) Und Hugo Grotius wies die Vorwürfe seiner Glaubensgenossen, daß er in seinen früheren Schriften anders gelehrt habe, als in den späteren, mit den Worten zurück: „Wenn ich in meiner Jugend, da ich weniger Einsicht als jetzt besaß, entweder aus Vorurtheil der Geburt, oder weil ich mich anderen berühmten Männern ohne Prüfung ergab, die Grenzen der Wahrheit überschritten habe, sollte es mir deshalb nicht erlaubt sein, nach langem Nachforschen, und nachdem ich dem Parteigeiste entsagt habe, richtigeren Ueberzeugungen zu folgen?“**) Was hat es denn auch Beschämendes an sich, anzuerkennen, daß die Gründe, welche die Vorfahren zur Trennung veranlaßt haben, jetzt nicht mehr in dem Maße vorhanden sind, um einen ewigen Fortbestand derselben zu rechtfertigen?

Wünschenswerth aber wäre eine Wiedervereinigung der getrennten Confessionen in hohem Maße. Wenn jemals, dann bietet in unseren Tagen der Unglaube seine ganze Macht auf, um das Christenthum zu bekämpfen und womöglich vom Erdboden zu vertilgen. Nicht mehr bloß einzelne christliche Lehren, sondern die ganze christliche Weltanschauung und Cultur wird nicht nur mehr in diesem und jenem Lande, sondern auf dem ganzen Erdboden, oftmals mit einem ingrimmigen Hasse, angegriffen. Da wäre es gewiß höchst erwünscht, wenn alle Christusgläubige sich brüderlich in der Kirche des Herrn wieder vereinigten, um das Anti-

*) Adolf Menzel, l. c. IV, 292.

**) Daselbst IV, 293.

christenthum noch einmal mit vereinten Kräften zurückzudrängen.

Dabei wird von uns nicht ein einfacher Uebertritt erwartet, sondern eine Union, wobei auch die berechtigten Wünsche der Protestanten berücksichtigt, ihre Einwendungen und Bedenken sorgfältig geprüft werden. Zwar können die Beschlüsse des Concils von Trient nicht mehr in Frage gestellt werden; aber es ist nicht unmöglich, daß hin und wieder vielleicht noch schärfer hervorgehoben werde, daß die Verdienste Christi der tiefste Grund unserer Rechtfertigung und Heiligung sind, und daß der Himmel im tiefsten Grunde eine Gnadengabe Gottes wegen unserer Einigung mit Christus durch den Glauben und die heiligmachende Gnade und nur insofern ein Lohn unserer Verdienste ist, als wir durch die heiligmachende Gnade zu einer geistigen Einheit mit ihm verwachsen und darum nun in seiner Kraft wahrhaft verdienstliche Werke verrichten können.

Wollen sich dann die Wiedervereinigten später lieber der Ausdrücke bedienen, welche mit ihnen selbst vereinbart worden sind, so wird sie Niemand daran hindern. Als nach dem Tode des Kaisers Constantin Julian die verbannten Bischöfe zurückrief, da nahmen mehrere frühere Arianer das Symbolum unverändert an; nur des Wortes ὁμοούσιος (gleichen Wesens) bedienten sie sich nicht. Athanasius und Hilarius urtheilten über sie sehr milde und sagten: „Die Männer, welche das Symbolum ganz annehmen und nur gegen das Homousios zweifelhaft sind, müssen wir nicht als Feinde betrachten. Wir stehen ihnen nicht als Feinde, nicht als Widersacher der Väter gegenüber; wir besprechen uns mit ihnen als Brüder; nur das Wort hält uns auseinander. Sie bekennen, daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters ist und nicht aus einer anderen Substanz; sie verwerfen den Irrthum, daß der Sohn ein Geschöpf sei; sie bekennen, daß er der wahre Sohn des Vaters, als das Wort und der Sohn von Natur, und ewig mit dem Vater sei als das Wort und die Weisheit." *) Athanasius und Hilarius trugen also mit denselben Geduld und versagten ihnen die kirchliche Gemeinschaft nicht. Und wenn Gott in näherer oder fernerer Zukunft günstige Zeitverhältnisse und günstige Stimmungen für eine Religionsvereinigung erwecken sollte, dann wird es auch unsererseits großer Nachsicht, Milde und Geduld bedürfen, um zu einem guten Resultate zu gelangen.

*) Möhler, Athanasius Buch VI, Seite 509.

Möge bis dahin das wackere Blatt Ut omnes unum mit rastlosem Eifer seine friedliche Aufgabe weiter verfolgen!

Möge der Bonifacius-Verein überall in katholischen Kreisen Unterstützung finden, um den Katholiken der Diaspora die Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses ermöglichen zu können! An den Geschichtsforschern Deutschlands aber wird es sein, die quaestio juris et facti recht fleißig zu stellen, d. h. recht gründlich die Frage zu behandeln, ob die Kirchentrennung schon in ihrem Ursprunge berechtigt war, und jetzt noch immer berechtigt ist, und ob die Zustände vor der Reformation denn wirklich in allweg so schwarz waren, wie sie gewöhnlich geschildert werden. Der hl. Augustin hat durch gründliche Erörterung dieser Fragen die Wiedervereinigung der Donatisten mit der katholischen Kirche gegen das Jahr 412 bewirkt. Hier sind Specialforschungen von der größten Wichtigkeit. Möge uns daher ein Forscher zunächst baldigst mit einer gründlichen Monographie über die Reformation des Benediktinerordens gegen 1450 beschenken, wie Johannes Grube es mit der Reformation des Augustinerordens bereits gethan hat!

In der Polemik und Apologetik empfiehlt es sich Alles thunlichst zu meiden, was nur Personen kränken und erbittern, aber keine Annäherung bewirken kann. Die Protestanten sind einmal in ganz anderen Anschauungen aufgewachsen und haben eine andere Schule durchgemacht. In der Regel treten sie daher für ihre wirkliche Ueberzeugung ein und haben einen verjährten Besitzstand für sich, so daß meistens die bona fides ihnen nicht abzusprechen ist.

Endlich wollen wir nicht unterlassen, die Unionsangelegenheit in unseren Gebeten Gott oftmals dringend zu empfehlen. Wenn wir, oder unsere Nachkommen, einmal den kirchlichen Frieden unter den Confessionen wirklich erleben werden, so werden sie, oder wir, im Rückblicke auf alle Bemühungen und Gebete um dies heißersehnte Ziel alsdann freudig sprechen können: Unsere fernen Vorfahren haben bereits gepflanzt; andere Arbeiter haben in der Folge die Saat gepflegt und begossen; Gott aber hat nun das Gedeihen gegeben. (I Korinther 3, 6.)

Zur Naturgeschichte der Presse.

Eine culturhistorische Skizze

von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

I. Einleitung.

Der gegenwärtige Stand der Literatur über die Presse in Deutschland als solche, sowie über die Geschichte derselben, ermöglicht es noch nicht, eine Darstellung der heutigen Preßverhältnisse zu geben, welche erschöpfend in Bezug auf das beigebrachte Material und genau in Bezug auf die Qualität der verwendeten Quellen sein könnte. Darum nennen sich die bisher erschienenen Bücher und Aufsätze nicht mit Unrecht meistens nur „Beiträge" zu irgend einem Punkte unserer Journalistik. Auch die folgenden Zeilen erheben keinen weiteren Anspruch, als zunächst eine Verarbeitung des bereits vorhandenen gedruckten Materials, sowie eine Ergänzung aus zerstreuten Notizen und eigner Erfahrung zu bieten. Ich glaubte diese Bemerkung bei unserer dürftigen Literatur über die Presse dem Leser schuldig zu sein, einestheils des Inhaltes des folgenden Aufsatzes, anderntheils der Beurtheilung wegen.

Wenn ich mich bei Besprechung des vorgesetzten Themas nur auf die politischen Blätter beschränke, so glaube ich dadurch am besten dem Zwecke zu dienen, den ich mit dieser Arbeit verfolgen will. Die weitere Bekanntmachung derjenigen Thatsachen, welche man gewöhnlich mit dem Namen „Redactionsgeheimnisse" bezeichnet und die dem gesammten Laienpublicum unbekannt zu sein pflegen, ermöglicht es eigentlich erst, eine Zeitung auf ihren richtigen Werth hin zu beurtheilen. Der „Mann des gebildeten Bürgerthums", für den allein die „Kölnische Zeitung" zu schreiben

erklärt, glaubt ohne Zweifel mit felsenfestem Vertrauen alles, was ihm zum Frühstück und zum Abendessen von Du Mont-Schauberg geboten wird. Der Berliner Weißbierphilister von der Farbe Parrisius und Genossen fängt gewiß sofort Streit mit demjenigen an, der es wagen würde, auch nur den leisesten Zweifel in die Weisheit der „Tante Voß" zu setzen. Wer, wie Manche in Süddeutschland, neben ausgesprochen rationalistisch-angehauchten demokratischen Allüren keinen hervorragenden Preußenenthusiasmus entwickelt, erwärmt sich mit Vorliebe in den Strahlen Sonnenmann'scher Weisheit, die täglich zwei Mal frisch von Frankfurt a. M. aus versandt wird. Der Papst ist den Katholiken dieser Observanz nicht unfehlbar; dagegen Sonnemann um so mehr.

Würde aber die sogenannte „Mache" der Zeitungen diesen Leuten einmal gründlich auseinandergesetzt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Unfehlbarkeit der Blätter in ihren Augen gar sehr ins Wanken geriethe.

Versuchen wir es im Folgenden den Inhalt der politischen Blätter zu zersetzen und zu eruiren, mit welchen Mitteln die sogenannte „öffentliche Meinung" gemacht wird. Zuvor ein Wort über

II. „Die historische Entwicklung des Zeitungswesens".

Die Entstehung der Zeitungen hat sowohl in der Neugierde der Menschen als auch in dem Bestreben seinen Grund, wichtige Neuigkeiten, Unglücksfälle, von mehr wie localer Bedeutung, weltbewegende Ereignisse, merkwürdige Naturerscheinungen, großartige Vorkommnisse möglichst früh zu erfahren, um die eventuelle Ausnutzung der Nachrichten auf commerziellem oder diplomatischem Wege vor allen anderen Concurrenten bewerkstelligen zu können.*) Aus diesem Grunde erschien denn auch, mit dem stetigen Fortschreiten der Cultur, der frühere Weg zu wichtigen Nachrichten auf mündlichem Wege zu gelangen, sehr bald, als den gesteigerten Anforde-

*) Vergl. Das Zeitungswesen sonst und jetzt. Von Detlef Freiherr von Biedermann, Leipzig 1882. Verfasser ist Autorität auf dem Gebiete des Zeitungswesens und Besitzer der größten Zeitungssammlung in Deutschland. Die deutschen Zeitschriften. Von Heinrich Wuttke. III. Auflage. Leipzig 1875. In diesem Buche finden sich die werthvollsten Notizen, auch ist es das umfangreichste und gediegenste, daher bei dergleichen Arbeiten ganz unentbehrlich.

rungen der Zeit nicht mehr entsprechend. Und wie in so manchen anderen Punkten — man vergleiche nur z. B. die civilisatorische Bedeutung des Kaufmannsstandes in unbekannten Ländern, — waren es auch hier die großen Kaufherrn, namentlich die von Augsburg, Nürnberg und Hamburg, welche geeignete Vorkehrungen trafen, sich zuverlässige und sichere Nachrichten zu verschaffen. Zu diesem Zwecke nahmen sie an den bedeutendsten auswärtigen Plätzen, mit denen sie in Verbindung standen, feste, besoldete Correspondenten an, welche die Verpflichtung hatten, in bestimmten Zwischenräumen — meistens allwöchentlich — die wichtigsten politischen und mercantilen Nachrichten an ihren Principal zu schicken. Dieses Vorgehen des Handelsstandes fand bald Beifall, so daß auch die Fürsten es nachahmten und anfingen, sich ähnliche Correspondenzen zu halten. Mehrere solcher Correspondenzen haben sich noch in Universitätsbibliotheken und Staatsarchiven erhalten. In diesen brieflichen Mittheilungen haben wir die ersten Anfänge unseres Zeitungswesens zu suchen.

Die vielfach bewegten, mit revolutionärer Tendenz auftretenden socialistischen ꝛc. Umwälzungen, Ausgangs des 16., Anfangs des 17. Jahrhunderts, im Verein mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, riefen das Bedürfniß nach regelmäßig und öfters erscheinenden Blättern hervor. Aus diesen Gründen sah sich Egenolph Emmel in Frankfurt a. M. veranlaßt, vom Jahre 1605 ab, die erste gedruckte Wochenschrift erscheinen zu lassen. Diese Angabe jedoch wird von Einzelnen bestritten. Von allen Schriftstellern über Journalistik und Presse wird hingegen die „Straßburger Zeitung" als nachweislich älteste, regelmäßige Zeitung anerkannt. Dieselbe wurde 1609 von Johannes Carolus herausgegeben. Ein ganzer Band hiervon befindet sich auf der Heidelberger Bibliothek. Eine Bemerkung des Carolus, daß er diese Zeitung schon seit einigen Jahren herausgegeben habe, würde auf eine noch frühere Gründung schließen lassen, also solche eventuell um 1600 herum zu setzen sein.

Es ist im höchsten Grade interessant zu verfolgen, wie sich der Inhalt der Zeitungen immer mehr erweiterte. Anfänglich nur eine einzelne Nachricht politischer, wirthschaftlicher oder commerzieller Art enthaltend, traten mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts regelmäßig politische Nachrichten hinzu, soweit der beschränkte Verkehr sie zu größerer Verbreitung brachte.

Nach und nach sehen wir nun immer mehr Zeitungen an allen Orten und in allen Ländern auftauchen, welche in stetiger Entwicklung und in vollem Einklang mit allen Erfindungen und Verkehrserleichterungen sich bis zu der staunenswerthen Höhe der heutigen großen Weltblätter entwickelt haben.

Prof. Dr. von Holtzendorff charakterisirt den Gesammtinhalt der Zeitungen in der ihm eignen fein-geistreichen Weise wie folgt:

„Die Presse der Gegenwart darf zu den Elementen des weltbürgerlichen Lebens gerechnet werden. Welchen Einfluß sie auf unser Denken und unsere Anschauungsweise im Großen und Ganzen ausübt, vermögen wir heutzutage noch nicht zu veranschlagen. Ihr Dasein ist für uns etwas so Natürliches, mit unserm Thun und Treiben so sehr verwachsen, daß wir nicht daran denken, die Wirkungen im Guten oder Uebeln zu messen, welche die zunehmende Gewohnheit des Zeitungleſens auf uns selbst und unsere Umgebung hervorbringt. Schwerlich gibt es irgend ein menschliches Interesse, dem die in gleichsam astronomischer Regelmäßigkeit wandelnde Tagespresse nicht dienstbar gemacht worden wäre.

„Eine ehemals vornehme und einsiedlerische Wissenschaft zieht sich mehr und mehr zurück aus ihren mit den Quadern der Quartanten und Folianten erbauten Burgen, indem sie, gleichfalls dem Zuge der Zeit folgend, ihre Untersuchungen und Forschungen den Fach-Zeitschriften überliefert. Wer die Schöpfungen der Kunst und Malerei, Bildhauerei oder Musik zu genießen wünscht, wendet sich meistentheils an die geschriebenen Orakel, ehe er seiner eignen Urtheilskraft sich anvertraut. Von den Aerzten aufgegeben oder auf längere Zeit vertröstet, jagt der Heilbedürftige der Fata Morgana nach, welche der medicinische Eulenspiegel in Wundermitteln der Leichtgläubigkeit vorzeichnet. Neben den Civilstandsregistern verzeichnet die Tagespresse fortlaufend aus den besitzenden Gesellschaftsclassen die häuslichen Vorgänge des Familienlebens, die Gemüths- und Geldbedürfnisse solcher, welche Lebensgefährtinnen oder Capital, oder beides zusammen suchen. Die Presse spricht und meldet von verlorenen und gefundenen Sachen, von vermißten Schuldnern oder verlorenen Kindern, von ehrlichen Findern und fortgelaufenen Hausthieren, von Rechtsgeschäften und Handelsoperationen. Sie verzeichnet die Meteorologie der Börsen in dem räthselhaften Barometerstande der Course die Witterungserscheinungen der großen Beobachtungs-

ſtationen des Geldmarktes. Sie predigt die praktiſche Wohlthätigkeit in den Gabenverzeichniſſen, die größere oder kleinere Unglücksfälle, Ueberſchwemmungen oder Drillingsgeburten zur Folge haben. An Stelle der ehemaligen Meſſen oder Jahrmärkte wirkt ſie als ein ſtehendes Lager unternehmender und einträglicher Handelsgeſchäfte, als bequeme Gelegenheit der Concurrenz, als geſchriebene Marktſchreierei in den Anpreiſungen und Annoncen. An den täglich einmal oder ſogar öfters abgehenden, durch die Zeitungsſpalten dahinſauſenden Courierzug der Neuigkeiten oder telegraphiſchen Depeſchen hängt ſich der Güterzug der mit Anzeigen aller Art befrachteten Beilagen. Wer in den oberen Stockwerken der Tagesblätter durch politiſche Discuſſionen ermüdet wurde, ſteigt zu ſeiner Erheiterung, der Unterhaltungslectüre bedürftig, in die Tunnels des „Feuilletons"".*)

Ich werde einzelne Theile der Zeitungen der Reihe nach behandeln und daran jedes Mal die ſich ergebenden Bemerkungen knüpfen.

III. Der Leitartikel und die öffentliche Meinung.

An erſter Stelle paradirt in der Regel ein Leitartikel mit einer mehr oder minder bezeichnenden Ueberſchrift. Sind beſondere politiſche Ereigniſſe vorhergegangen, ſo iſt der Inhalt von ſelbſt gegeben; ſonſt pflegen in der Regel, der Richtung der Mode folgend, ſocialpolitiſche Fragen erörtert zu werden. Im Durchſchnitt, kann man behaupten, gehört zur Fabrication eines Leitartikels eine recht große Papierſcheere und ein wohlgefüllter Topf mit Gummi arabicum. Die Morgens auf den Redactionen ankommenden Blätter enthalten eine wichtige Depeſche über irgend ein politiſches Ereigniß. Die Stellen werden ausgeſchnitten, in paſſender Weiſe aneinander gefügt, das Converſationslexicon wird in Bezug auf vorkommende Orte und Perſönlichkeiten zu Rathe gezogen, in fliegender Eile wird ein Urtheil gefällt, und der Leitartikel iſt fertig und wandert zum Setzkaſten. Potztauſend! Denkt der Durchſchnittsleſer, hat das aber ſchnell gegangen; meine Zeitung muß doch wirklich ausgezeichnete Verbindungen haben und der Redacteur iſt doch eigentlich ein fixer Kerl!

In der Regel jedoch „blauer Dunſt".

*) Dr. Franz von Holtzendorff, Englands Preſſe. Berlin 1870. Pag. 1—2. P. M. Baumgarten. Die Preſſe und ihre Mache, in „Kyffhäuſer-Zeitung", December 1883 bis Januar 1884, No. 10 ff. Berlin.

Wenn wir heutzutage die Frage aufwerfen: Wer macht die öffentliche Meinung? so lautet unzweifelhaft die Antwort: „die Presse". Die Antwort auf das: Wie wird die öffentliche Meinung gemacht? ist jedoch keineswegs so leicht wie erstere. Sowohl Leser wie Journalisten tragen dazu bei, die Seeschlange, genannt „öffentliche Meinung" in ihrer ganzen vernichtenden Furchtbarkeit zu produciren; sie sorgen dafür, daß die stereotype Klage über den entsetzlichen Mißbrauch geistiger Arbeit durch gedankenloses Lesen und unrichtiges Reproduciren, über das Piratenunwesen in der Schriftstellerei, über die nutzlose Vergeudung von Papier und Verschwendung von Druckerschwärze nicht ausstirbt. Wuttke und Biedermann haben vollkommen Recht, wenn sie diesen Klagen beredte Worte leihen. Das lesende Publicum ist Schuld, wie Letzterer mittheilt, daß Bismarck einer Deputation aus Rügen am 10. Nov. 1862 die Worte sagen konnte: „Die Presse befindet sich zum größten Theile in Händen von Juden und Unzufriedenen, ihren Lebenslauf verfehlt habenden Leuten". Auch heute gibt es noch eine nicht geringe Anzahl von Journalisten, auf welche Lasalle's Ausspruch paßt: „die Zeitungsschreiber sind eine Bande von Menschen, unfähig zum Elementarlehrer, zu arbeitsscheu zum Postsecretär". Schon der im Jahre 1816 gestorbene J. B. Delisle de Sales durfte sagen: „le besoin de raisonner réuni au besoin de nuire" sei das Wesen des Journalismus und die Journalisten seien, fährt er fort, „gens qui n'ayant souvent aucune existence, ni politique, ni littéraire, sont possédés de la manie du detrônement; qui dinent d'une analyse et s'habillent d'une satyre à la manufacture des jugements periodiques."

Wollte Jemand, bemerkt Wuttke nicht ohne berechtigte Ironie in seinem oben citirten Buche, nach unseren Zeitungen urtheilen, so sollte man glauben, das eitle, hohle und diplomatische Getriebe sei die Seele des Ganzen, auf diesem ruhe Alles, es gestalte die Zukunft. Die Masse der Leser wird durch solchen Dunst allerdings von demjenigen abgezogen, worauf es eigentlich ankommt, aber die Zeitungen sind freilich eben darum auch oft so langweilig und geisttödtend. Der steigenden Aufklärung werden dergestalt Schranken gesetzt. Die wahre wirkliche Meinung sowohl der unteren breiten Masse, als wie der gebildeteren Schicht unseres Volkes gelangt gar wenig, nur spärlich zum Ausdruck. Die großen Zeitungen werden von Gewalten, die sich ihrer als Werkzeuge bedienen, gestimmt, und gegen

ihren Chorus vermag die gegnerische Presse in der Regel nicht aufzukommen, wenigstens nicht durchzuschlagen. Vieles Erhebliche bringen jene gar nicht zur Kenntniß. Durch ihre entstellenden Mittheilungen und ihre Verschweigung des Widersprechenden werden der Lesewelt Einbildungen beigebracht, welche sich dermaßen festsetzen, daß sie vor Augen Liegendes, nicht mehr richtig sieht, und aus ihnen, gleichwie aus sicheren Unterlagen, die nothwendig sich ergebenden Folgerungen zieht. Sie wähnt selber zu urtheilen und befindet sich doch an der Leinruthe, wird ohne es zu merken, gegängelt. Gemeiniglich werden die entgegengebrachten Urtheile, welche zu den vorgefaßten Ansichten passen, ohne eignes Nachdenken wiederholt. Eine wohleingerichtete Bearbeitung bewältigt den Volksgeist und macht, schafft absichtlich, künstlich das, was man hernach „öffentliche Meinung" nennt. Wir leben ja in einer Zeit, in welcher es an der Tagesordnung ist, sich vom grünen Tische aus auf die Nation, die öffentliche Meinung zu berufen; jedoch nur dann, wenn dieselbe sich in „Entrüstung" äußert, nachdem durch alle Mittel einer verwerflichen, demagogischen Haranguirung die Massen in eine künstliche Wallung versetzt worden sind. So bald man jedoch bei Wahlen die Probe auf's Exempel machen will, werden die Macher von den „Entrüsteten" im Stiche gelassen.

In welcher Sorte von Blättern man die größte Frivolität findet, ist zu bekannt, um besonderen Beweis zu erfordern. Das moderne Judenthum, das mit dem alten nichts weiter wie den Namen gemeinsam hat, leitete die Presse auf die gemeine Bahn der Nichtachtung, Verachtung, Verhöhnung und Verzerrung alles christlichen Wesens; in instinktartiger Feindschaft und ganz unglaublichem Cynismus wird — weit entfernt die Ueberzeugungen anderer zu achten oder wenigstens zu ignoriren — gerade gegen das, dem deutschen Volke Heilige, nämlich seinen christlichen Glauben, in der gesammten Presse zu Felde gezogen, und in großer Anzahl stehen die Jünger der modernen Cultur hier bereit, Handlangerdienste zu leisten, um dem ein Grab zu graben, dem sie die Civilisation in Deutschland verdanken, nämlich dem Christenthum. Die Weissagung Gutzkow's von der Verjudung der Presse ist ihrer Erfüllung entgegengegangen, „und das christliche Volk läßt sich dieses nicht nur gefallen, sondern liefert ein zahlreiches Contingent von Judengenossen, die ganz in gleichem Sinne arbeiten."

Man sucht vergeblich, dieser Culturrichtung einen bezeichnenden Namen zu geben, der nicht immer wieder mit dem Begriffe des „Heidenthums" zusammenfiele. Das alte Heidenthum äußerte seinen Haß gegen Christum in offener blutig-roher Weise durch die Christenverfolgungen, die Neuheiden, die „jüdischen Preßbengel" — um einem großen Staatsmanne im Gebrauche dieses Ausdruckes nachzufolgen — hingegen, kommen in verkappter, hinterlistiger, nur zuweilen in ihrer gänzlichen Verkommenheit hervorbrechenden Weise in unser schönes, deutsches Deutschland, um ihrem fanatischen Christenhasse in jeglicher Weise Ausdruck zu verleihen. Und die Tagespresse ist das Hauptorgan, womit der Kampf gegen die überlieferten Anschauungen unserer heiligen, christlichen Cultur geführt wird.

Auf den Zusammenhang dieser Judenpresse mit den Logen näher einzugehen, und den Beweis zu erbringen, daß gerade die schmutzigsten und gemeinsten Judenblätter den intimsten Verkehr mit der Loge unterhalten, und von dorten ihre Instructionen erhalten, ist zwar sehr verlockend, allein hier nicht am Platze. Es wird sich vielleicht später Gelegenheit dazu finden. Die maurerischen Handbücher geben willig Aufschluß über diese Verhältnisse, man muß sie nur einmal an die Oeffentlichkeit ziehen und gehörig an den Pranger stellen.

Größere Zeitungen, die in ihren Redactionen noch eigne Leitartikel ausarbeiten lassen, kommen sehr häufig in die Lage sich über ganz ungebührliche Plagiate, ja stellenweise sogar unanständige Piraterie der kleineren Blätter beklagen zu müssen. Denn, nicht genug, daß sie abschreiben, geben sie nicht einmal die Quelle an. Daß auch in der katholischen Presse dieses Unwesen in ziemlich starker Weise auftritt und sich eingebürgert zu haben scheint, ist eine nicht genug zu rügende Thatsache. Wer aus der „Kölnischen" oder „Frankfurter Zeitung" abschreibt, weil die Ausführungen interessant sind, muß dann wenigstens auch den Muth haben, seinen Lesern das mitzutheilen, anstatt tacendo sich mit fremden Federn zu schmücken.

Nicht selten kommt es, namentlich bei Zeitungen die von mehreren Redacteuren geleitet werden, vor, daß die in Leitartikeln ausgesprochenen Ansichten gar nicht mit den in einem anderen Theile niedergelegten Ansichten harmoniren. Das auffälligste diesbezügliche Beispiel lieferte seinerzeit die „Kölnische Zeitung". Die Doctrinaire besprachen in langen Artikeln unser Münzsystem und die Reichsbank-

verwaltung und kamen schließlich vom Standpunkte ihrer Katheder-weisheit aus zu genau entgegengesetzten Folgen als wie sie die Praktiker des Finanztheiles schon seit lange zu constatiren in der Lage waren. In No. 42, 2. Blatt, 1885, hält dasselbe Blatt im allgemeinen Theile einen Panegyricus auf die Bismarck'sche Erhöhung des Getreidezolles, während in der Spalte daneben eine Pariser Correspondenz eine sehr scharfe Verurtheilung der Getreidezollerhöhung in Frankreich enthält mit Argumenten die auf alle Länder passen. Betreffend der braunschweigischen Erbfolge ist das Blatt ganz confus geworden. Denn wie sind sonst anders die in der Nummer vom 20 Februar 1885 in einer einzigen Spalte sich vorfindenden Widersprüche zu erklären. *)

Hieraus wird ersichtlich, daß entweder ohne Zusammenhang gearbeitet wird, oder, daß der „Mann des gebildeten Bürgerthums" für zu dumm gehalten wird, den Unterschied zu merken

---

*) „In dieser einen Spalte wird in drei Artikeln über Braunschweig gehandelt. In dem ersten (Berlin) heißt es:

„Von einer Wendung in der braunschweigischen Angelegenheit zu Gunsten des Herzogs von Cumberland ist in Kreisen, die davon Kenntniß haben könnten, nicht das mindeste bekannt. Auch von einer für den Herzog von Cumberland besseren Stimmung in dem Herzogthum selbst ist durchaus nichts bemerkbar."

Das gerade Gegentheil von dem ersten Satze dieses Artikels findet sich wenige Zeilen unten in einer anderen Berliner Correspondenz.

„Die vielen Angaben, welche in den letzten Tagen über die braunschweigische Angelegenheit im Umlauf waren, haben doch eine thatsächliche Grundlage gehabt. Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß die Reise des Großherzogs von Oldenburg nach Gmunden, wo der Herzog von Cumberland wohnt, mit dieser Angelegenheit zusammenhing. Der Herzog soll sich zu manchen Zugeständnissen herbeigelassen haben, und es hatte den Anschein, als ob man endlich zu einer Verständigung kommen würde."

Doch das Maß der Ironie war noch nicht voll genug; auch der zweite Satz des erwähnten Berliner Artikels, wonach von einer für Cumberland besseren Stimmung „durch nichts bemerkbar ist", soll noch in derselben Spalte auf den Kopf gestellt werden und zwar in einer eine Handbreit tiefer figurirenden Braunschweiger Correspondenz, in welcher gesagt wird, daß Versammlungen orthodoxer Pastoren zur Berathung von Schritten in der gegenwärtigen Krise des Landes stattfinden. Das nennt man eine „einheitliche, zielbewußte und consequente Zeitung!"

und er sich nach und nach von den die Praxis absolut ignorirenden Doctrinen bestricken läßt; und das nennt man dann hernach „öffentliche Meinung".

IV. Die politischen Correspondenzen.

Die Haupteigenschaften des heutigen Durchschnittsredacteurs sind eigentlich ziemlich leicht zu fixiren. Neben einem schnellen Ueberblick muß vor allem ein gutes Theil beißende, zersetzende Satyre, verbunden mit den epicuräischen, materialistischen Lebensanschauungen der modernen Philosophenschulen, eine geharnischte Negation alles christlichen Wesens und der nöthige Vorrath von Phrasen vorhanden sein, so daß man im gegebenen Augenblicke selbst über nichts etwas zu schreiben und unbequeme Thatsachen zu verdrehen weiß. Auch muß das Gewissen so weit sein, daß es über eine Verschweigung nicht stolpert. Nicht minder wichtig jedoch ist auch die nöthige Dosis Unverschämtheit, um „Enten", wenn es in den Kram paßt, in die Welt zu setzen, oder Thatsachen, die dem gläubigen Leser die Augen öffnen könnten, mit einer vornehmen praeteritio zu ignoriren.

Diese Schilderung hört sich vielleicht wie eine Uebertreibung an; allein der Beweis für diese Punkte wird nicht ausbleiben. Man versuche selbst eine beliebige Zeitung, die nicht auf echt christlicher und voll-monarchischer Grundlage steht, daraufhin zu analysiren, und man wird in mehr oder minder ausgesprochener Weise die Behauptungen bestätigt finden.

Der interessanteste und am meisten gelesene Theil unserer politischen Tagespresse besteht aus den politischen Correspondenzen und Tagesneuigkeiten. Die ganz abnorm strengen Censurvorschriften, wie sie die erste Hälfte unseres kleinlich-reactionair aus dem Heldenkampfe hervorgehenden Jahrhunderts charakterisiren, sorgten dafür, daß in jenen Tagen eine unabhängige Presse nicht bestehen konnte. Die Nichtswürdigkeit des feilen Subjectes fand Schutz bei der Censur, während das freie Wort, ideal angelegter Naturen, durch die Presse seinen Weg zum Nebenmenschen nicht finden konnte. Unglaublich mühsam mußten die Journalisten ihre Berichte zusammensetzen, um einestheils die Wahrheit nicht zu entstellen und dabei doch andrerseits Gnade vor den Augen der unfähigen und dabei unbarmherzigen Censur zu finden. Die Schriftstellerei mußte mit der Zeit „gerieben" werden. „Da drehte der Zeitungsschreiber sich

ſchraubte den Ausdruck, ging auf Stelzen, verſteckte ſich hinter Anſpielungen, machte Finten und Winkelzüge und rechnete auf Leſen zwiſchen den Zeilen u. ſ. f. Damals erwartete man von dem Fallen der Cenſur großes Heil, wie man ſich heute einbildet, die Preſſe werde mit Abſchaffung der Conceſſionen, Cautionen, Confiscationen ꝛc. weſentlich gehoben werden. Ihre Beſſerung hängt jedoch an ganz anderen Vorausſetzungen."

Ueber 25 Jahre hatten die Zeitungen mit ſolchen rigoroſen Maßregeln zu kämpfen. Erſt als die erſte Hälfte des Jahrhunderts auf die Neige ging, gelang es den Zeitungen in den größeren Städten eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zu erlangen. Die frühere „Augsburger" jetzt „Münchener Allgemeine Zeitung" trat an die Spitze der Zeitungsreform, indem ſie zuerſt leitende Aufſätze einführte und ihre Berichte von eignen Berichterſtattern zugeſandt erhielt. Dieſem Beiſpiele folgten die übrigen größeren Blätter und „bald hing das Anſehen einer Zeitung von ihren Correſpondenzen ab".

Joel Jacobi, ein Jude, — der ſich ſpäterhin taufen ließ, — hat den traurigen Ruhm, damals (1840) der erſte geweſen zu ſein, der ſeine Feder an die Regierung verkaufte, und in deren Dienſt Berichte — natürlich gefärbte — an die Blätter ſandte.

Die Koſtſpieligkeit der erwähnten Berichterſtattungen konnte von den wenigſten Zeitungen getragen werden; daher verfielen die weniger gut geſtellten Blätter auf folgenden, allerdings unehrlichen, Ausweg. Die Herausgeber hielten ſich mehrere Leute, die aus den friſch eingelaufenen Blättern den Inhalt der Originalcorreſpondenzen zu einem neuen Artikel zuſammenſchmiedeten, dem der Anſchein gegeben wurde, als ob er aus Paris, Berlin, Frankfurt oder London käme. Von daher wurde er nämlich beim Abdruck datirt und mit einem Correſpondenzzeichen verſehen. Da Zeitungen ſelten anders als flüchtig geleſen werden, merkten nur wenige die Täuſchung. Die Brockhauſiſche „Deutſche allgemeine Zeitung" ſoll zuerſt dieſes Syſtem erfundener Correſpondenzen aufgebracht und in weiterem Umfange angewendet haben. Bald bot ſich indeß ein bequemerer Behelf.

Die lithographirten Correſpondenzen, deren Erfinder der Straßburger Dr. Singer, fürſtlich-reußiſcher Hofrath und Ritter der Ehrenlegion iſt, beſtehen darin, daß ein Jeder beliebige politiſche Berichte verfaßt, durch Steindruck verviel-

fältigt und zum Abnehmen anbietet. Eine der ersten ist die heute noch bestehende „Correspondence allemande Havas-Bulier", die, soweit ich weiß, noch zum alten Preise von 600 Frs. das Jahr versandt wird. In dieser Art existiren heutzutage viele Institute.

Eine der neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete ist die Correspondenz „Kosmos", die wegen ihres eigenthümlichen Geschäftsgebahrens erwähnenswerth ist. Ein Berliner Geschäftsmann hat im vergangenen Jahre ein Circular versandt, worin er eine täglich erscheinende Zeitungscorrespondenz unter dem Namen „Kosmos" anbietet, die alles Mögliche und noch Mancherlei verspricht, für den Preis von 50 Mark monatlich. Der Preis ist ein ganz exorbitanter für den ziemlich mageren und vor allen Dingen höchst gleichgültigen Inhalt dieser Correspondenz. Aber dieselbe wurde mit folgendem Köder angeboten: Nicht Geld verlangt der Unternehmer, sondern er will Inserate dafür einsenden und zwar für 200 Mark brutto vierteljährlich, denn vom Insertionspreis verlangt er 25 % Rabatt, von allen Inseraten über 200 Mark hinaus sogar 50 %. Die Rechnung die dieser schlaue Herr aufstellte, ist eine sehr einfache. „Gewinne ich", sagte er sich, „durch meine Anerbietungen nur 100 erträgliche Zeitungen für meine Correspondenz, deren Herstellung, Redaction, Autographie, nebst Porto vielleicht 10—12 Mark pro Nummer, im Ganzen vierteljährlich 750—1000 Mark kosten wird, so habe ich für diese Auslage das Recht für nahezu 2000 Mark zu inseriren. Damit kann ich nöthigenfalls alle Annoncenbureaus lahmlegen, die nur 25—33⅓ % beziehen." Und was wäre der Segen davon für die Zeitungen, die auf diesen Leim gingen? Sie würden einen Theil ihrer Annoncen nicht mehr direct oder durch die Annoncenbureaus beziehen, sondern durch Vermittlung des „Kosmos", welcher die Zeitungen mit theurem Manuscript bezahlt. Die Zeitungen würden sich auf diese Weise selbst einen Schaden zufügen, der ihnen auf andere Weise nicht erwachsen würde. Im Uebrigen ist das Princip der Bezahlung ein solches, das den soliden Geschäftsbetrieb geradezu erschüttern muß. In der letzten Zeit ist es wirklich ganz auffallend geworden, wie gerade die Buchdruckerwelt von so vielen Leuten als ein dankbarer Herd für Gimpelfang betrachtet wird.

Neben diesen Unternehmungen von Privatpersonen geben aber die verschiedenen Parteien unserer Volksvertretungen für ihre befreundeten Blätter Correspondenzen heraus, die nach Maßgabe der

Mitarbeiter einen mehr oder minder großen Werth haben. Man muß aber genau unterscheiden zwischen den verschiedenen Arten der Correspondenzen. Solche „Parteiwaschzettel", wie sie ein Bonmot nennt, machen in Bezug auf ihre Stellung und ihren Gehalt in der Regel eine rühmliche Ausnahme von den andern lithographirten Zeitungen. Die stetig wachsende Ausdehnung derselben erfordert im höchsten Grade Beachtung. Es ist erklärlich, daß sich die Finanzwelt dieser Sache bemächtigte, und so wurden denn bald auf Speculation Bureaus lithographirter Correspondenzen ins Leben gerufen. Ein solches Bureau übernahm die Herstellung einer handschriftlichen Zeitung, die sie als Manuscript den Zeitungen verkaufte. Es warb einige Gehilfen, die in völliger Abhängigkeit handwerkmäßig die Herstellung des Manuscriptes besorgten, täglich „Leiter" über den Stand der brennenden Fragen abfaßten, alle wichtigeren Zeitungen des Landes, wo das Geschäft seinen Sitz aufgeschlagen, durchmusterten, ihren Kern auszogen, die Course vermerkten, Berichte von öffentlichen Verhandlungen schafften, aus Aufsehen erregenden Flugschriften und statistischen Veröffentlichungen Einiges mittheilten ꝛc. Das Geschäft erstreckte sich auch wohl weiter und nahm auswärts Berichterstatter in Dienst. Der autographirte Wust wurde dann den Zeitungen zugesandt gegen monatlichen Entgelt von 20—60 Mark.

Ich verzichte darauf Beispiele anzuführen über die Leistungen solcher Correspondenzbureaus, wie sie gelegentlich des Judenprocesses in Nyiregyhaza in Ungarn an die Oeffentlichkeit gelangten. Die gelegentlichen, unfreiwilligen Enthüllungen der nationalliberal angehauchten, freiconservativen, officiös bedienten „Schlesischen Zeitung", sowie die Expectorationen einiger Pesther und Berliner Judenblätter legen hinlänglich Zeugniß dafür ab, daß die Unternehmer besagter Correspondenzen, mit dem Gelde der „alliance israélite universellé" in der Tasche, die unglaublichsten Wahrheitsfälschungen sich zu Schulden kommen ließen. Ebenso verdient die Berichterstattung der „Frankfurter Zeitung" energisch gebrandmarkt zu werden, die ebenfalls aus klaren Beweisen Unsinn und aus Wahrheit Lüge zu machen verstand. Die „Kölnische Zeitung" die sonst — um einen von ihr gebrauchten, nicht eben gerade geschmackvollen Ausdruck zu gebrauchen — ihre Nase überall hat, selbst da, wo sie manchmal nicht hingehört, die bei jeder Gelegenheit Mühe und Kosten nicht scheut um eine eigne Be-

richterstattung zu haben, fand es bei diesem ihr äußerst unbequemen, das Judenthum an den Pranger stellenden Processe für besser, sich einer Correspondenz zu bedienen, für deren wahrheitsgetreue Berichterstattung sie jede Verantwortung ablehnte.

Durch derartige Manipulationen war dem Herausgeber eine kolossale Mühe abgenommen. Täglich erhielt er die einseitig beschriebene Correspondenz, er schnitt heraus was ihm paßte, fügte noch irgend eine Notiz hinzu und „der Artikel" wandert zum Setzkasten. Zeitungen brauchten nicht mehr gelesen, übersetzt, excerpirt zu werden, die Auswahl wird für ihn besorgt, kurzum die Redaction auf ein sicheres hantiren mit Scheere und Gummi arabicum beschränkt. Durch den Abdruck der lithographirten Zeitung, welche andere Blätter als ihre Quelle nennt, und die Angaben aus verschiedenen Orten datirt, macht der Herausgeber seinen Lesern den Schein vor, als habe er so und so viele auswärtige Zeitungen studirt, ihr Wesentliches herausgehoben, und empfange aus den genannten Orten von allen Seiten der Welt Zuschriften. So z. B. enthält ein Bogen von Havas oft Auszüge aus 12—15 Zeitungen und Notizen aus allen Theilen der civilisirten Erde mit den entsprechend vorgesetzten Daten. Und das alles empfängt der Herausgeber mit der einen Post aus Paris von einer einzigen Hand. Muß sein Lesevolk ihn nicht für einen außerordentlich unterrichteten Mann halten? während er doch nur einfach abdruckt, *was sein Correspondenzbureau ihm zukommen zu lassen für gut findet*. Da Angebot und Nachfrage in stetiger Wechselbeziehung stehen, die Correspondenzbureaux aber sich ungeheuer vermehrt haben und in der überwiegenden Mehrzahl gute Geschäfte machen, so kann man hieraus ersehen, wie sehr die literarischen Commis der Nachrichtenverkaufsanstalten die Presse und damit die öffentliche Meinung beherrschen.

Statt eingehender Beleuchtung einer brennenden Frage geben diese Bureaux kurze Notizen; wo eine Definition nothwendig wäre, wird ein unverständlicher Satz im Zeitungswälsch hingesetzt, und wo es recht und billig wäre, daß auch der Gegner zu Worte käme, wird derselbe vornehm ignorirt. Was früher von Vielen in verschiedenster Weise in den Blättern besprochen wurde, findet sich jetzt in allen Blättern auf dieselbe Weise reproducirt, *eine einzige Auffassung beherrscht die Presse*.

Die Zahl der Zeitungen in Deutschland, die sich noch den Luxus einer eignen Berichterstattung erlauben können, ist eine ziemlich beschränkte. Die hauptsächlichsten derselben sind „die Zeitung für Fürsten, Künstler und Diplomaten" d. i. die „Münchener Allgemeine Zeitung", die „Germania", die „Kölnische Zeitung", (genannt „Westdeutsche allgemeine Zeitung" als Bruderorgan der „Norddeutschen allgemeinen Zeitung"), die „Frankfurter Zeitung", das Botschafter-Organ „die Post", die „Kölnische Volkszeitung", die „Schlesische Zeitung" und einzelne andere mehr. Diese Liste kann sich ein Jeder leicht selbst vervollständigen. Die politische Richtung der Berichterstattung dieser Herrn ist selbstverständlich genau diejenige des Blattes, für das sie schreiben. Verstehen sie es nun mit mehr oder weniger Geschick ihre Berichte abzufassen, und sind sie immer streng wahrheitsgetreu, so steigen die betreffenden Correspondenzen des Blattes — zumal, wenn die Informationen aus zuverlässigen und lauteren Quellen geschöpft werden — beim ganzen lesenden Publicum gar sehr in Ansehen und sie werden nicht selten als Autoritäten angeführt. Kommt es dagegen einem Blatte öfter vor, daß die ganze wahrheitsliebende Presse gegen Correspondenzmittheilungen eines Berichterstatters als Unwahrheit Front macht, so ist es erklärlich, daß das Ansehen der ganzen Zeitung und — was auch empfindlich ist, — die Abonnentenzahl darunter leidet.

V. Die Reporter.

In mittelalterlichen Schauspielen findet sich in den Personenverzeichnissen sehr häufig als eine der auftretenden Figuren „eine lustige Person" aufgeführt. Es waren dieses Rollen, welche entweder dazu dienten, die Komik im Stücke in recht drastischer Form zu vertreten, oder welche bei den entstehenden Verwicklungen immer das „Karnikel" abgaben, auf welches alle Schuld fiel und auf welches flott losgehauen wurde, weil die täppische Dummheit dieser Personen an allem Uebel den Löwenantheil hatte. Ueberträgt man die Rollenvertheilung etwas frei auf die beim heutigen Zeitungsgeschäft betheiligten Personen, so wird unstreitig den römischen Correspondenten liberaler Blätter die Rolle der „lustigen Person" zufallen. Und wirklich sind diese Art Correspondenten die curiosesten und bedauernswerthesten Geschöpfe der Welt. Sie haben die Verpflichtung übernommen, den Lesern ihres Blattes allerlei picante Sachen aus dem

Vatican zu berichten, so etwa Vergiftungen von Cardinälen, geheime Berathungen und Anschläge gegen die weltlichen Mächte, Intriguen von Seiten der bösen Jesuiten, Verschwörungen Ledochowsky's und anderer Prälaten gegen das Deutsche Reich und was dergleichen Schauerromane mehr sind. Das Publicum dieser Blätter verlangt ja saftigen Braten mit pikanter Sauce.

Wenn nun so ein Correspondent nach Rom kommt, horcht er überall umher, lauscht an den Thüren, verkehrt intim mit Zimmerkehrern und Portiers, bohrt Beamte an und versucht an hochstehende Würdenträger sich heranzuschlängeln. Zu seinem großen Erstaunen findet er nun, daß es im Vatican noch weit geordneter hergeht, wie in sonstigen Residenzen, daß nichts außergewöhnliches geschieht, und daß an alles andere eher zu denken ist, als an Vergiftungen und Jesuitenverschwörungen. Er setzt sich nun hin und schreibt einen Brief an die Redaction seines Blattes, worin er auseinandersetzt, daß aus dem Vatican nichts Besonderes zu berichten sei, weil da eben nichts geschehe. Die Redaction glaubt das nicht und macht ihrem Correspondenten den Vorwurf, er gebrauche Augen und Ohren nicht, und verstehe nicht die richtigen Leute anzuzapfen, und im Uebrigen erhalte er ein so großes Honorar, daß er wohl etwas dafür leisten könne. Jetzt nun, wo man den Correspondenten am point d'honneur gefaßt hat, und seine Findigkeit und Gewissenhaftigkeit in Zweifel stellt, will er aber um jeden Preis seine journalistische Ehre retten. Er setzt sich also ein zweites Mal hin und schreibt eine Correspondenz zu welcher ihm, mangels thatsächlicher Vorkommnisse, seine Phantasie den Stoff liefern muß und so werden dann allerlei Ungeheuerlichkeiten in das Publicum hineinla ncirt. So entstehen dann die wundersamen römischen Correspondenzen der meisten liberalen Zeitungen, allen voran die des „Berliner Tageblatt", der „Kölnischen Zeitung" und die „Vaticanischen Plaudereien" der „National-Zeitung".

Letztere Preßerzeugnisse wurden von einem liberalen Blatte als das Absurdeste bezeichnet, was in diesem Genre geleistet werden könne. Der Posthorncorrespondent der „Kölnischen Zeitung", der Name ist mir nicht unbekannt, der an Eleganz des Stiles und scharfer Beobachtungsgabe allen Correspondenten der deutschen Blätter weitaus voransteht, und bei dem es auf das Lebhafteste zu bedauern ist, daß so hervorstehende gute Eigenschaften und Talente in so schlechtem Dienste verwendet werden, hat im Genre des Märchenerzählens aus und über den Vatican schon das Unglaublichste geleistet. Namentlich

prunkt er gerne mit seinen hohen Beziehungen zum Vatican, während ihm neulich doch schlagend nachgewiesen wurde, daß er höchstens auf die Schlüssellöcher der Ausgangsthüren des Vatican abonnirt sein könne. Aber, wie gesagt, es ist eben nichts gegen die Katholiken Gesagtes so dumm, daß nicht gläubige Zeitungsleser als geoffenbarte Wahrheit hinnehmen, wenn es ihnen nur gruseln kann.

Einen anderen „gelegentlichen" Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", der zum so und so vielten Male die alte, von keinem vernünftigen Menschen mehr geglaubte Mähre von der Vergiftung Clemens XIV. auftischte und dabei mit der Miene eines Eingeweihten „im hohen Brusttone sittlicher Entrüstung" die Neuigkeit von der Vergiftung des gerade verstorbenen Cardinals Franchi zum Besten gab, fertigte die „Kreuzzeitung" in so empfindlicher Weise ab, daß er das Wiederkommen vergaß.

Zahlreiche Correspondenten wissen auch für ganz verschiedene Blätter zu schreiben, indem sie dieselben Thatsachen in verschiedenem Lichte darstellen. Diese Sorte — Schumann-Wallgreen — ist die niedrigste und verdient unsere ganze Verachtung. Rom beherbergt gegenwärtig noch einige von solchen deutschen sowohl wie ausländischen Reportern, einige Andere haben Fersengeld gegeben.

Es mag hier auch die Bemerkung Platz finden, daß auf dem Gebiete der Provinzial- und Localberichterstattung absichtliche und zu egoistischen und Parteizwecken ausgebeutete Fälschung in der Darstellung aller Vorgänge, die irgendwie für das öffentliche Leben von Belang sind oder sein könnten, nicht zu den Seltenheiten gehören; etwas geradezu Großartiges leistet hierin das „Berliner Tageblatt". Diese Quintessenz jüdischer Unverfrorenheit behandelt alles, und zumal die Local- und Provinzialnachrichten in jener bekannten „freisinnigen und objectiven" Weise, wie sie einen jüdischen Berliner Preßlakaien auszeichnet. Alles wird tendenziös geschildert; alle Geschichtchen von der Hundesperre bis zu Osdorfs prächtigen Rieselfeldern werden mit dem blendenden Firniß fortschrittlicher Objectivität „angemalt". Was aber nicht in den Kram paßt, wird todtgeschwiegen und mit bewunderungswürdigem Heroismus übergangen. *)

*) Daß diese Verschweigung unbequemer Thatsachen längst nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, mag folgende Enthüllung über das Weltblatt von Köln zeigen, die wir hier wiedergeben:

„Köln, 28. Sept. (1883). Eine wahrhaft perfide Rolle hat in der Affaire Faßhauer die „Kölnische Zeitung" gespielt. In dem von diesem

Als Curiosum, wie Correspondenten und Redactionen gleichmäßig blind sein können, mag folgende heitere Stelle einer Pariser Correspondenz eines großen Blattes (14. April 1884) dienen. Es heißt da: „. . . . . aber bald darauf bei Nacht abermals überfallen, mit Stockschlägen zugerichtet und von seinen Gegnern als todt liegen gelassen, und das geschah alles am hellen lichten Tage auf einer öffentlichen Straße Ajaccio's, ohne daß Jemand dem Angefallenen beizustehen wagte."

Als eine besondere Classe von Reportern muß ich noch die Interviewer oder, richtiger gesagt, die „Ausfrager" nennen. Kommt z. B. irgend eine bedeutende Persönlichkeit nach München, Berlin oder sonstwohin, und steht dieselbe gerade in irgend einer bedeutenden politischen Action, so stellen sich im Handumdrehen ein halbes Dutzend Gesellen ein, antichambriren so lange, bis sie endlich vorgelassen werden, und fangen denn in der ungenirtesten Weise an zu fragen und sich zu erkundigen. Dergleichen Gespräche werden dann mit großem Pomp in den Blättern abgedruckt. Daß es wohl rühmenswerthe Ausnahmen unter diesen Interviewern gibt, ist selbstverständlich.

Können nun diese Herren nicht zu einer Unterredung kommen, so combiniren sie aus den Stuhl- und Tischbeinen in den Vorzimmern und aus den Knöpfen der Livreen der Dienerschaft irgend eine politische Ente zusammen, um doch nicht ganz umsonst den Frack angezogen zu haben. Auf der Straße, im Theater, auf der Promenade, überall werden die hohen Herrschaften von diesen Menschen verfolgt, und Alles wird mit minutiöser Genauigkeit berichtet. *)

Blatte veröffentlichten Eingesandt Faßhauer's war bezüglich der vom Westdeutschen Handwerkerbunde zur Generalversammlung der deutschen Katholiken entsandten Delegirten bekanntlich wahrheitswidrig behauptet worden, dieselben seien in Düsseldorf „unwürdig" behandelt worden. Herr Faßhauer erklärte öffentlich, diese wahrheitswidrige Angabe sei durch eine Verstümmlung seiner Einsendung durch die „Kölnische Zeitung" entstanden, und bezeichnete diese Verstümmlung als einen „absichtlichen Schnitzer". Die „Kölnische Zeitung" schweigt dem gegenüber Als die drei Delegirten selbst mit einer Berichtigung in ihrer Angelegenheit an die „Kölnische Zeitung sich wandten, verweigerte das Blatt die Aufnahme, angeblich, weil die Berichtigung nicht vom Vorstande unterschrieben sei, der mit dieser Sache ganz und gar nichts zu thun hatte."

*) Sehr trefflich fand ich diese Art von Journalistik in einer Nummer der „Berliner Wespen" geschildert. Es heißt da:

„Als der Zug hielt, verließ der Fürst (i. e. Bismarck) den Wagen, mit dem rechten Fuße zuerst. Dies dauerte etwa eine Secunde. Als diese

Die Berliner Hofnachrichten werden den Zeitungen der Hauptstadt durch das Hofmarschallamt indirect zugestellt, indem eine Familie — jetzt schon in der zweiten Generation — das Monopol für den Verkauf dieser Nachrichten besitzt.

VI. Die Telegramme.

Die einschneidendste Wirkung auf unser Zeitungswesen hat seiner Zeit die Erfindung der Telegraphie ausgeübt, sowohl was die Kosten angeht, als wie auch in Bezug auf die Schnelligkeit der Berichterstattung und, im Gefolge hiervon, auf die absolut siegreiche Verdrängung der übrigen Concurrenzblätter, die sich nicht rechtzeitig auf die Neuerung einrichteten. Wer damals in der Lage war, und im übrigen den nöthigen Scharfsinn besaß, um die ganz enorme Wichtigkeit der Ausbeutung dieses neuen Hilfsmittels zu verstehen und vollkommen zu würdigen, verschaffte seinem Blatt ein Ansehen und einen Leserkreis, wie ihn sich andere Blätter in gleich kurzer Frist auf andere Weise nicht zu erwerben in der Lage sind. Hierin ist der Grund zu finden, warum seit mehr wie 25 Jahren die schon oft genannte „Kölnische Zeitung" sich zu dem Range eines Weltblattes aufgeschwungen hat, sowohl was geographische und nummerische Verbreitung, als wie die Zahl der eignen Berichterstatter angeht.

Sehen wir zunächst einmal zu, wie sich die Telegraphie im Dienste der Journalistik nach und nach entwickelt hat, und folgen wir dabei den Angaben des leider zu früh verstorbenen Professor Heinrich Wuttke.

---

verstrichen war, stand er mit beiden Füßen auf dem Perron Er trug diesmal eine Reisemütze und diese nicht etwa über dem Arm oder in der Hand, oder an der Uhrkette, sondern auf dem Kopf, wie sie von gewöhnlichen Reisenden getragen zu werden pflegt. Er hatte einen Stock in der Hand, und nicht etwa eine Flasche Apollinaris, auch keine Litfaßsäule. In 12 Schritten legte er den Weg nach dem Salonwagen zurück. Wenn dieser Umstand von dem durch die Zeitungen veröffentlichten Berichte verschwiegen wird, so ist dies ein Beweis für die Leichtfertigkeit, mit der selbst wichtige Vorfälle dem Publicum hinterbracht werden. Es waren zwölf Schritte, zehn wäre eine Unter-, vierzehn eine Uebertreibung. Als dann der Salonwagen auf dem Werrabahnhof angelangt war, zündete der Fürst sich keine Cigarre, kein Dorf, keinen Heuschober, sondern eine Pfeife an, las eine Zeitung und zwar jede Zeile von links nach rechts, und den betreffenden Artikel von oben nach unten Ein Diener führte den Hund des Fürsten an der Leine. Ueber die Länge dieses Strickes nächstens ausführlich ꝛc. . . ."

„In den ersten Zeiten befand sich die elektromagnetische Leitung nur in den Händen der Regierung; die Erlangung von Drahtnachrichten war also den Privaten sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Die außerdeutschen Linien, von welchen die Verbindung von Brüssel mit Paris die damals bedeutendste war, waren es also allein, welche von den Zeitungen in's Auge gefaßt werden konnten. In Deutschland war es — wie schon oben angedeutet — die „Kölnische Zeitung", welche die genannte Linie Brüssel—Paris benutzend, zuerst Telegramme brachte. Directe Telegramme waren es allerdings nicht, sondern sie ließ sich, so lange es noch keinen Draht zwischen Köln und Brüssel gab, die von Paris nach Brüssel gelangten Telegramme auf der Stelle brieflich melden „und diese rasche Benachrichtigung von den französischen Ereignissen verschaffte ihr zuerst außerhalb der Rheinlande eine hervorragende Bedeutung, die sie trotz ihrer sonstigen verwerflichen Haltung mit Glück zu behaupten gewußt hat." Ende Februar 1849 wurde eine telegraphische Verbindung von Berlin und Frankfurt a. M. über Köthen, Halle, Eisenach eingerichtet, und am 1. October 1849 wurde der Telegraph zwischen Berlin und Aachen eröffnet, ein Jahr darauf, 1850, wurde die im Juli dieses Jahres hergestellte telegraphische Verbindung zwischen Dresden und Leipzig für den allgemeinen Verkehr freigegeben. Nach und nach wurden dann die anderen Linien gebaut und eröffnet, so daß wir beispielsweise heute in Deutschland allein telegraphische Leitungen — ober- und unterirdisch — in der Länge von ungefähr 273,536 Kilometer haben (Ende 1883).

Die erste politische Nachricht, die in Deutschland einem größeren Publicum auf telegraphischem Wege bekannt wurde, war die im Jahre 1849 von Berlin nach Frankfurt a. M. telegraphirte preußische Thronrede. Jedoch auch schon damals 1849, benützte man den elektrischen Draht zu Lügen, indem man fälschlich, die offenbar geflissentlich erlogene Depesche nach Berlin sandte, der König von Preußen sei in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser ausgerufen worden.

Die ersten Anfänge unserer heutigen telegraphischen Bureaux von Reuter in London, Wolff in Berlin, Havas-Bullier in Paris und Stefani in Turin sind nicht in dem Neuigkeitsbedürfnisse der Zeitungen zu suchen, sondern in den Speculationsgelüsten der Börse. Es kam darauf an, „sich die Kenntniß der neuesten Preise von den Hauptmärkten mit des Blitzes Schnelligkeit zu verschaffen. Auf große

Unkosten konnte es nicht ankommen, wo bedeutende Werthe in Frage standen." Reuter errichtete darum 1850 für Kaufleute ein ihnen Telegramme lieferndes Geschäft in Aachen. Noch zog sich der leitende Draht erst von Berlin nach Aachen und von Paris nach Brüssel. Zur möglichst schnellen Erlangung der Pariser Nachrichten ließ er sich durch die Taubenpost die eingelaufenen französischen Telegramme von Brüssel nach Aachen, um der Sicherheit wegen, in drei Abschriften zusenden. Im Jahre 1851 wurde der Sitz des Reuter'schen Geschäftes nach Berlin verlegt, und von dieser Zeit an gab Reuter auch Telegramme an Zeitungen ab, an eine jede in ihrer eignen Landessprache. Privaten verkaufte Reuter seine Telegramme nicht. Als noch in demselben Jahre das Kabel von Dover nach Calais England und Frankreich durch den elektrischen Draht verband, wurde London der Sitz Reuter's, und seine dortige Office wurde sofort eine Anzeigestelle für den Weltverkehr, ein weltbürgerliches Geschäft, eine Großmacht. Alle bedeutenden Zeitungen waren von ihr abhängig. Reuter's erster größerer Erfolg war die Mittheilung von Kaiser Napoleons Rede am Neujahrstage 1859. Ueberall hatte er seine Reporter, bei Kriegen in den beiderseitigen Armeen, in Nordamerika, in Indien, Australien, Afrika ꝛc. So konnte er die Nachrichten von der Ermordung Lincolns, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, einige Stunden früher in London bekannt machen, als sie dem dortigen amerikanischen Gesandten zuging.

In Paris vereinigte sich nach kurzer Concurrenz das längst bestehende Correspondenzbureau Havas mit Bullier, um den Telegrammenverschleiß in Frankreich zu besorgen. Wirklich gelang es auch, durch eigenthümliche Manipulationen, alle sonstigen Concurrenten siegreich aus dem Felde zu schlagen, welchen Sieg das Bureau jedoch mit vollständiger Abhängigkeit von der französischen Regierung zu bezahlen, den mehr wie zweifelhaften Vorzug hatte. Zum Beweise hierfür diene die Nachricht, daß von Havas-Bullier jeden Morgen, noch bevor der Moniteur in Paris erschienen war, dessen wesentlichster Inhalt den deutschen Zeitungen zutelegraphirt wurde.

In Italien war es die Agencia Stefani, welche die Zeitungen mit Telegrammen, und was bei diesem Bureau gleichbedeutend ist, mit Lügen und schamlosen Unwahrheiten versorgte. Die niedrigste, gewöhnlichste Servilität gegen die italienische und jetzt gegen die französische Regierung, welche die Finanzen dieser Anstalt beherrscht, zeichnen dieses Bureau aus.

In Wien bestand im Zusammenhange mit der österreichischen Regierung die österreichische Correspondenz, welcher nachgerühmt wurde, daß sie weniger auf die Menge, als wie auf die Güte ihrer Depeschen bedacht sei.

In Deutschland war es Dr. Wolff, ehemaliger Angestellter im Berliner Preßbureau, der die beherrschende und maßgebende Anstalt einrichtete. Seit 1855 lieferte er politische Telegramme. Als höchst coulanter Geschäftsmann bediente er seine Kunden damals zur vollkommensten Zufriedenheit und trug jedem billigen Wunsche thunlichst Rechnung.

Im Jahre 1865 verkaufte Wolff sein Bureau an ein Consortium von Börsenbaronen, unter der Bedingung, daß er technischer Leiter bleibe, für den Preis von 250,000 Thalern. Die Commanditgesellschaft, welche es übernahm, bestand aus den Herren: Banquier von Oppenfeld, den Kaufleuten Wimmell und Wentzel, von Magnus, Bleichröder, Zwicker und Justizrath Valentin. Das Institut nannte sich jetzt: Continentale Telegraphencompagnie Wimmel und Wentzel (C. T. C.). Doch hat sich der Name „Wolff's Bureau" beim Publicum erhalten.

Seitdem das Institut Wolff Eigenthum dieses Consortiums von Banquiers geworden, hat es von seinen früheren Vorzügen viele verloren. Während in früheren Jahrhunderten die Kaufleute am ersten in der Lage waren, einen regelmäßigen und dabei exacten Nachrichtendienst zu unterhalten und die Meldung wichtiger Ereignisse eher in den großen Comptoirs von Augsburg, Nürnberg und Frankfurt bekannt wurden, als wie in den landesherrlichen Cabineten, ist es jetzt in Folge der Monopolisirung der Nachrichtenbeförderungsanstalten durch den Staat und der angestrebten vollständigen Centralisation der Verkehrsanstalten in den weitaus meisten Fällen umgekehrt der Fall. Kein Wunder darum, wenn die „continentale Telegraphencompagnie" sich in sehr intensiver Weise an den Staat anlehnt um von dieser Unterwerfung unter die Staatsaufsicht möglichst viel für ihre ureigensten Geldinteressen zu profitiren. Es ist erklärlich, daß das Vertrauen in die Ehrlichkeit und Unparteilichkeit, in die Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit des Institutes und seiner Mittheilungen durch das Bekanntwerden der angedeuteten Verhältnisse einen um so größeren Stoß beim Publicum erlitten hat, als die Ereignisse nach der Schlacht

von Königgrätz, und namentlich die Einleitung der Friedensverhandlungen mit Oesterreich und deren kaum glaubliche Ausnutzung durch gewisse Geldfirmen zu den bedeutendsten „Transactionen" — wie der terminus technicus in harmloser Weise lautet — eine offenkundige Thatsache ist. „Eine Hand wäscht die andere". Zu diesem im höchsten Grade interessanten Capitel könnte ich noch die unerquicklichsten Details beibringen, allein es empfiehlt sich nicht, an dieser Stelle davon des Weiteren zu handeln.

Die „continentale Telegraphencompagnie" unterwarf sich der Censur der preußischen Regierung und erhielt dafür als Aequivalent ein Anrecht auf Mittheilungen, welche, geeignet sind, „in erfolgreicher Weise Geschäfte an der Börse führen zu können". In zweiter Linie werden auch Nachrichten von lediglich politischem Inhalte, ohne einen börsenartigen Beigeschmack, der Compagnie übermittelt.

Die Regierung hat dadurch jederzeit ein Institut zur Verfügung, welches par ordre du moufti gewissen, wirklichen oder angeblichen Thatsachen, an deren Verbreitung die Regierung irgend ein Interesse hat, die größte Publicität verleiht, dann mag ein Telegramm eine Lüge enthalten oder auf Wahrheit beruhen, jedenfalls hat dasselbe die bestimmende Wirkung des ersten Eindruckes für sich. Nicht immer oder in der Regel fast nie, vermögen nachhinkende Auseinandersetzungen diesen Eindruck abzuschwächen oder auszulöschen.

Den gesammten Einfluß, den die Telegraphencompagnie auf Politik und Börse ausübt, in der richtigen Weise zu kennzeichnen, dazu mangelt in diesem Aufsatze der Raum. Ebenso kann der innere Betrieb und seine Wechselbeziehungen zu den anderen großen Telegrammverschleißanstalten nicht anders als wie in kurzen Worten skizzirt werden.

Die genannten in verschiedenen europäischen Ländern bestehenden Telegraphenbureaus sahen sehr bald ein, daß es keineswegs ihren Interessen entspricht, wenn sie durch Concurrenz und maßlose Unterbietung sich gegenseitig das Terrain und die Kundschaft streitig machten. Von diesem Gedanken geleitet, traten dann im September 1866 die vier Anstalten Reuter—London, Havas—Paris, Wolff—Berlin und das Wiener Correspondenzbureau in Berlin zusammen, und vertheilten das europäische Festland untereinander in Ansehung der Telegraphie und wiesen einem Jeden seinen Bereich zu. Havas—Paris und Stefani—Turin verschmolzen

dabei zu einem Geschäft. Vor der Welt arbeiten die vier Institute neben einander, unter sich hatten sie jedoch ein geheimes Abkommen getroffen. Jeder hat sein Land, in welchem ihm die Anderen nicht in den Weg kommen dürfen. Lieferte nun doch der Eine in das Gebiet des Anderen Telegramme, so geschieht es nur, damit man an die Unabhängigkeit der Geschäfte glauben soll. Aber in jedem Falle liegt gegenseitige Uebereinstimmung und Verständigung vor. Die technische Einrichtung eines solchen Bureaus ist wesentlich dieselbe, wie in den Correspondenzbureaus. Ich wiederhole nochmals, daß eine Hauptquelle der Neuigkeiten die Zuflüsterungen aus den Cabineten und die Mittheilungen und Neuigkeiten aus den Ministerien sind. Diese werden aber niemals ohne Abhängigkeit erkauft. Verstehen sich die Regierungen dazu — und zwar geschieht dies momentan in der ausgedehntesten Weise — dem Telegraphengeschäft Mittheilungen zu machen, so werden im fortlaufenden Verkehr viele gleichgiltige Sachen mitgetheilt, um, wenn es der Regierung darauf ankommt, nach Maßgabe des „do ut des" dasjenige zu verbreiten, worauf sie Werth legt, ein gefügiges Werkzeug zu haben.

Der Preis der Telegramme bei Wolff stellt sich, glaube ich, jetzt auf 2 Mark das Stück nebst den Telegraphirungskosten.

VII. Die AC-Telegramme.

Eine auf das Berliner Bureau bezügliche Einrichtung aus der allerletzten Zeit verdient, wegen ihrer ganz abnormen, allen geregelten telegraphischen Verkehr schwer schädigenden Wirkung, die größte Publicität. In dem letzten Jahre lief nämlich eine Mittheilung durch die Presse, der bis heute weder von dem betheiligten Staatssecretariate noch von der Telegraphencompagnie Widerspruch entgegengesetzt worden ist. Diese lautet wie folgt:

„Dieser Artikel soll sich nur beschäftigen mit einer Einrichtung, die eigens für das Wolff'sche Bureau geschaffen zu sein scheint und ein Privileg ganz absonderlicher Art darstellt. Dieses Privileg heißt „Amtscorrespondenz" und besteht darin, daß sämmtliche Depeschen des W. B., die am Kopfe die Bezeichnung AC. (Amtscorrespondenz) führen bei der Abtelegraphirung bevorzugt werden, indem sie vor den gleichzeitig aufgelieferten Depeschen des telegraphirenden Publicums Beförderung finden. Diesen Vorzug genießt das Wolff'sche Bureau für das ganze Reichspostgebiet (also mit Ausschluß von Bayern und Württemberg), und zwar

für jede Zeitung innerhalb dieses Gebietes, für welche das Bureau bei der hiesigen zuständigen Postbehörde um die Ertheilung der „AC-Berechtigung" einkommt, und für jede Depesche, welche keinen börsenmäßigen Charakter trägt. Also nur die Börsen- und Handels-Depeschen der W. B. werden wie gewöhnliche Privatdepeschen bei der Abtelegraphirung behandelt, d. h. in derselben Reihe befördert, in der sie aufgeliefert werden. Das Wolff'sche Bureau hat nun fast für sämmtliche Zeitungen um die AC Berechtigung nachgesucht und selbstredend auch erhalten, so daß fast die sämmtlichen Depeschen des Bureaus an diese, mögen die Depeschen nun kurz oder lang, Politik, Unglücksfälle oder sonst etwas enthalten — wenn es nur keine Handelstelegramme sind — unter Benachtheiligung des Privatpublicums befördert werden. Aber nicht nur, daß das Wolff'sche Bureau für alle seine nicht börsenmäßigen Telegramme ein Vorzugsrecht hier bei der Abtelegraphirung besitzt, auch ein Theil seiner Correspondenten auswärts im Reichspostgebiet hat die sogenannte AC-Berechtigung, so daß also die von diesen an den fremden Orten nach hierher aufgegebenen Depeschen vor den übrigen dortigen Privatdepeschen befördert werden. Es ist klar, daß das Wolff'sche Bureau in Folge der Bevorzugung seiner Telegramme in die Lage versetzt wird, eine Säumigkeit seinerseits ohne Mühe wieder gut zu machen. Der telegraphirende Beamte zieht aus dem Stoße der vor seinem Apparat liegenden Depeschen erst die Wolff'schen zur Abtelegraphirung hervor, und diejenigen der misera contribuens plebs oder die eines noch so schnellen Zeitungscorrespondenten müssen sich ruhig eine Zurücksetzung gefallen lassen. Die Verzögerung ist eine um so größere, als die Depeschen des Wolff'schen Bureaus gewöhnlich lang sind und oft Hunderte von Worten zählen, und um so empfindlicher, als der gewöhnliche Mann nur in seltenen Fällen die Hilfe des Telegraphen in Anspruch nimmt, wie bei Todesfällen ꝛc., und darum an einer schnellen Beförderung das größte Interesse hat. Man würde nun fehlgehen, wenn man annehmen wollte, das Wolff'sche Bureau zahlte für die ihm zu Theil werdende Bevorzugung eine erhöhte Depeschengebühr — nichts weniger als das — das W. B. zahlt für seine Depeschen nicht mehr als jeder Privatmann. Die einzige Verpflichtung, welche es übernimmt, besteht unseres Wissens darin, daß die gedruckte Ausgabe der Wolff'schen Depeschen den Berliner Behörden und den Oberpräsidenten gratis gesandt wird, und daß den Behörden der Adreßorte die Einsicht in die dort eingelaufenen AC-Telegramme freisteht."

Es ist vollkommen überflüssig, dieser Notiz irgend einen Commentar mit auf den Weg zu geben; denn sie ist an sich bezeichnend genug. Allein es ist Pflicht, daß gegen solche Ausschreitungen die zum Nachtheile des Publicums im Interesse eines Consortiums von Millionären in der ungenirtesten Weise in's Werk gesetzt werden, energisch protestirt wird. Namentlich die Handelskammern dürften in der Lage sein, hier einzugreifen, und entweder

um Aufhebung des Privilegs oder um Ausdehnung auf andere gleichberechtigte und gerade so wichtige Interessen unter den gleichen Bedingungen sich zu bemühen.

Zur Naturgeschichte dieses officiösen Telegraphenbureaus will ich noch eine Notiz anfügen, die für die Gestaltung und Abhängigkeit desselben von ganz charakterisirender Bedeutung ist. Als seiner Zeit der Kronprinz des deutschen Reiches dem Papste in Rom einen Besuch abstattete, erschien im „Moniteur de Rome" ein Artikel über die Zusammenkunft zwischen dem Kronprinzen und Leo XIII., der in authentischer Weise sich über die besprochenen Verhältnisse äußerte. Das Resumé des Artikels wurde allen officiösen Bureaus mitgetheilt behufs Mittheilung an die bei ihnen abonnirten Zeitungen. Allein weder das Wolff'sche Bureau noch die Agencia Stefani, — der italienische Wolff, — sahen sich veranlaßt, den Zeitungen ein Sterbenswörtchen davon mitzutheilen. Die Sache wird um so interessanter dadurch, daß am nämlichen Tage, an welchem das Resumé in Berlin ankam, die Agencia Stefani in Rom telegraphisch beauftragt wurde, den Wortlaut des Artikels dem Fürsten Reichskanzler zu übermitteln. Es ist darum gewiß bemerkenswerth, wie gleich darauf alle Zeitungen, die mit dem auswärtigen Amte directe oder indirecte Fühlung unterhalten, wie auf Commando dem Besuche jede Bedeutung, sowohl bezüglich der allgemeinen, wie der Kirchenpolitik absprachen. Ein typisches Beispiel für die Art, wie öffentliche Meinung gemacht wird, und wie dergleichen journalistische Manöver von der Presse pünktlich ausgeführt werden.

Ebenso sehr wie wir voll Bewunderung ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, welches uns mittheilt, was gestern, was heute in den Städten und Staaten Europa's sich zugetragen hat, aus dem wir die neuesten Nachrichten vom asiatischen Kriegsschauplatz entnehmen, ebenso wenig dürfen wir uns aber auch die großen Schattenseiten verheimlichen, welche diesen aphoristischen Mittheilungen des elektrischen Drahtes nothwendig anhängen. Hören wir, wie sich Wuttke in dieser Beziehung äußert: „Zuförderst nämlich beeinträchtigt den Nutzen des Telegrammes seine dürftige Beschaffenheit. Weil das Telegramm theuer ist, faßt man die Nachricht so knapp als möglich, überspringt Zwischenworte, übergeht Nebensächliches. Der Empfänger füllt die unvollständige Kunde aus. Soweit es sich um den Ausdruck allein handelt, ist dieses meist gleichgiltig. Allein es blitzen den Zeitungen gar nicht selten abgerissene Nachrichten zu,

die mit den vorangegangen Kunden gar nicht in Einklang zu bringen sind, in ihrer Plötzlichkeit überraschen und wie sie ohne Erläuterung gegeben sind, manchmal halb unverständlich erscheinen, gemeiniglich aber verwirren und falsche Vorstellungen erwecken. Halbfertiges, halbwahres kommt nicht selten in der Form der Thatsächlichkeit. Eine bloße Angabe der Sache ohne nähere Ausführung, mehr eine bloße Ueberschrift wie einen Bericht liefert in der Regel das Telegramm. Er gewinnt demzufolge kein rechtes Verständniß der betreffenden Dinge, ja was noch schlimmer ist, er wird oftmals zu falscher Beurtheilung verleitet."

VIII. Schluß-Betrachtung.

Eine große Zahl der Leser, die uns bisher gefolgt sind, wird wohl fragen, was sollen uns alle diese Eröffnungen über die Schlechtigkeit und Verkommenheit unserer servilen und größtentheils verjudeten Presse? Der Eine wird sagen, ich halte die „Frankfurter Zeitung", weil ich durch mein Geschäft dazu gezwungen bin, wegen den Handelsnachrichten, die — wie Jedermann weiß — nirgendwo ausführlicher, exacter und vollkommener gefunden werden. Der Andere wendet ein, ich sehe mich nur im Annoncentheile und im Feuilleton der gegnerischen Blätter um, weil der Erstere sehr reichhaltig ist und das Feuilleton mit Sorgfalt redigirt und in schönem Stile geschrieben ist. Der Dritte wird nicht unterlassen, den Einwand zu erheben, man müsse sich nicht nur einseitig unterrichten; man habe die Pflicht, sich auch beim Gegner umzuhören; im Uebrigen könnte man auch die pünktlichste Berichterstattung in den akatholischen Zeitungen finden. Andere endlich meinen, es sei überhaupt überflüssig, eine katholische Zeitung zu halten; denn man habe so viel „sittlichen Fond" um seiner Ueberzeugung und seinem Glauben treu zu bleiben, also sei eine solche Predigt gegen diese Presse gar nicht angebracht. Warum es eigentlich Menschen gebe, die wirklich glauben, es könne das Zeitunglesen Schaden stiften, wenn es in der angedeuteten Weise oder bloß aus diesen Beweggründen geschieht, ist solchen Leuten unerfindlich.

Und doch kann man nicht oft genug auf solche That- oder Unterlassungssünden, wie sie durch Lesen oder Halten von gegnerischen Blättern begangen werden, hinweisen.

Der Erste, der die „Frankfurter Zeitung" — wie wir ihm glauben wollen — nur des Handelstheiles willen hält, und der —

wie wir ihm weiterhin glauben wollen — sich um den übrigen Inhalt blutwenig kümmert, vielleicht auch gar nicht die Zeit dazu hat, nimmt selbst keinen Schaden an dem Inhalte der Zeitung. Allein, er begeht vielleicht die Unvorsichtigkeit und läßt die Zeitung liegen, ohne sie unter Verschluß zu nehmen; seine Frau, seine Kinder nehmen sie zur Hand und — hier beginnt die Unterlassungssünde — nehmen Anstoß an den Feuilletonartikeln und dem Annoncentheil.

Es gibt wohl kaum in der deutschen Presse etwas Gefährlicheres, als das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung". Durch langjährige Beobachtung und Analysirung der Artikel, kleinen Novellen und Erzählungen dieses Blattes muß ich die Ueberzeugung aussprechen, daß fortgesetzte Lecture der Recensionen über Bücher, Theater, Malerei, Recitationen ꝛc., sowie der Erzählungen und Novellen geeignet ist, den Leser unmerklich aber sicher in jene Anschauungen hineinzuziehen, die ich in der Einleitung als das Product der extrem-epicuräischen, materialistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts, die in „den Delirien" eines Eduard von Hartmann einen würdigen Abschluß gefunden hat, charakterisirte. Man soll sich doch nur ja mit der größten Sorgfalt hüten, dem weiblichen Geschlechte und der Kinderwelt einen Einblick in jene bodenlose Verkommenheit zu gewähren, wie sie die Annoncentheile fast sämmtlicher akatholischen Blätter verunziert. Welcher Schmutz sich da breit macht, ist nicht zu beschreiben; und da möchte noch einer die Verantwortung auf sich laden und derartige Zeitungen unbewacht liegen lassen?! Die Schamröthe muß jedem anständigen Menschen ins Gesicht steigen, wenn er dergleichen Anzeigen sieht. Wie ist es möglich, daß mit diesem Heißhunger die Romane in der „Kölnischen Zeitung", die Piquanterien des „Berliner Tageblattes", der Cynismus einer „National-Zeitung", die von feinem Gift gegen die Kirche und ihre Institutionen durchsetzten wissenschaftlichen Beilagen der Münchner „Allgemeinen Zeitung", die bodenlosen Gemeinheiten der Wiener Judenpresse verschlungen werden, ohne einen anderen Beweggrund zu haben, als wie Neugierde? Es ist betrübend zu sehen, wie *gerade die Damen* das Gift, weil es interessant und in schöner Form geboten wird, am reichlichsten und regelmäßigsten genießen. Backfische, die besser ihre französische Grammatik und ihr Kochbuch studiren sollten, warten mit einer gewissen Nervosität auf die „Fortsetzung" und sind unglücklich, wenn ein Feiertag den gewohnten Genuß um 24 Stunden hinausschiebt.

Was den Einwand angeht, man müsse auch den Gegner hören und darum dessen Blätter halten, so lasse ich denselben für die große Mehrzahl derjenigen, die ihn erheben, nicht gelten; denn es ist dieses nichts weiter, wie ein Deckmantel anderer Beweggründe. Männer vom Fach, also Journalisten, sowie die Personen unseres öffentlichen Lebens, wie unsere Abgeordneten und die Parteiführer im kleineren Kreise, nicht zu vergessen auch die Männer der Wissenschaft, die mit scharfem Auge unser öffentliches Leben, wie es sich im Pulsschlage der Presse äußert, beobachten, um in irgend einer Form wissenschaftlich zu verwenden, was sie gesehen, Männer endlich, die ihrer Stellung, Erziehung und Bildung nach, selbstverständlich die nöthigen Garantien bieten, nicht ohne die gehörigen Cautelen sich den Angriffen der akatholischen Presse auf Glauben und Sittlichkeit zu unterziehen, allen diesen die Lectüre der bezeichneten Blätter verbieten oder auch nur abrathen zu wollen, wäre lächerlich. Allein es kommt nur zu oft in einer gewissen Selbstüberschätzung vor, daß ein Jeder, der nichts in diesen Kreisen verloren hat und wirklich auch nicht dazu gehört, sich gerne dazu rechnet. Ein gewisses Wichtigthun in politicis, der Wortführer, das Orakel am Stammtisch zu sein, immer zu wissen, was in allen Blättern steht, ist freilich eine leichtverständliche Eitelkeit, die sich aber oft schwer rächt.

Was will die oft gehörte, wenig verstandene, gedankenlos nachgeschwatzte Redensart vom „sittlichen Fond" im Menschen bedeuten, wenn sie nur dann ins Gefecht geführt wird, wenn es sich darum handelt, etwas von der Kirche Verbotenes, so oft und so eindringlich Verbotenes, geringschätzig zu kritisiren, die Begehung der verbotenen Dinge zu entschuldigen und andere an diesen Thatsünden Antheil nehmen zu lassen? Warum spricht man nicht vom „sittlichen Fond" im Menschen, um den Beweis zu erbringen, daß „Gehorsam des Christen Schmuck" ist? Der „sittliche Fond" zeigt sich nirgends mehr als wie in der Unterwerfung unter die Vorschriften der Kirche, als wie in der Unterlassung des von ihr Verbotenen.

Daß ich nicht zu stark bei Schilderung des verderblichen Wirkens der verjudeten, christenfeindlichen Presse aufgetragen habe, will ich durch einige Worte aus der Schrift: Dr. Mühlhäußer, „Christenthum und Presse", Frankfurt a. M. 1876 erweisen. Von seinem protestantischen Standpunkte aus, sagt der Verfasser:

„Aber die Presse, diese herrliche Waffe im Dienste des Reiches Gottes, ist zu einem zweischneidigen Schwert geworden. Schon im vorigen Jahrhundert haben Voltaire und die französischen Encyclopädisten gezeigt, was man mit der Presse gegen das Christenthum ausrichten kann, und in der französischen Revolution sind die Früchte dieser Wirksamkeit der Presse vor der Welt offenbar geworden. Auch heute wieder sieht sich die christliche Presse überflügelt von einer viel umfassenderen und wirksameren Arbeit der Presse, welche im Dienste der Feinde der christlichen Wahrheit steht. So steht es wenigstens in unserem deutschen Volke. Wir befinden uns damit vor einer der gewichtigsten Thatsachen für die Stellung des Christenthumes in unserem Volke, und diese Thatsache ist ernst genug, um nicht bloß unser Nachdenken zu beschäftigen, sondern um uns zu einer neuen Arbeit zu rufen. Unter den mancherlei geistigen Strömungen die sich schon in der Presse geltend machen, hat sich die christuslose und christusfeindliche das breiteste Bett gegraben, überwiegenden Einfluß in Deutschland erobert und gewinnt uns Tag für Tag mehr Boden ab, unter den Gebildeten nicht nur, sondern in allen Kreisen des Volkes. Wir sehen uns in dieser tiefbewegten Zeit vor eine Entscheidung gestellt, wie sie für unser deutsches Volk noch nie so dagewesen ist, ob nämlich das Christenthum noch ferner die tonangebende Macht unter uns bleiben soll, oder ob es zu einer massenhaften Loslösung vom Christenthum kommt . . . . . Nicht nur eine weltliche Presse ist großgewachsen, sondern eine irreligiöse ist uns über den Kopf gewachsen, und in ihr wird bereits ein Kampf auf Leben und Tod gegen das Christenthum begonnen. Sie ist das Mittel, durch welches vorzugsweise und nicht ohne Erfolg der Versuch gemacht wird, unser deutsches Volk von der Kirche und vom Christenthume loszureißen und ohne in einer modernen Cultur den Ersatz dafür zu bieten. Mit einer erschreckenden Klarheit drängt sich bereits Vielen die Ueberzeugung auf: Wenn unsere Entwicklung weiter so fortschreitet, so muß der tiefe Riß zwischen Christen und Nichtchristen in unserem Volke zu einer klaffenden Wunde werden, an der es sich verblutet, trotz aller neu gewonnenen Macht und Einheit.

„Angesichts dieser Sachlage geht durch viele Christenherzen in unseren Tagen das beschämende Gefühl: Es ist auch unsere Schuld, daß es soweit gekommen ist . . . . . Haben wir denn auch Alles gethan, um den Feind zu bekämpfen? . . . . Und doch stehen im Ganzen und Großen die gläubigen Christen dieser

Tagespresse, wie auch der ihr an Wirksamkeit zunächst kommenden Unterhaltungsliteratur fremd gegenüber, als ob das Dinge seien, mit denen sich ein Christ so wenig als möglich zu befassen habe ..... Wahrlich, hier liegen nicht solche Aufgaben und Unternehmungen vor uns, die wir je nach unserer Neigung entweder in die Hand nehmen oder auch unterlassen können, sondern heilige Pflichten, Aufgaben, denen wir uns um der Liebe zu unserem Volke willen, um unseres Herrn willen nicht entziehen dürfen."

Diese Worte reden doch gewiß eine deutliche Sprache. Für den Katholiken, der nicht glauben darf, was sein eigener Verstand sich aus den heiligen Schriften herausdestillirt, sondern für den die heilige, katholische, vom heiligen Geiste geleitete und darum unfehlbare Kirche das Gebiet der Wahrheit in Glaubenssachen in der einfachsten, aber klarsten und durch achtzehnhundert Jahre bewährten Weise begrenzt, liegen die Verhältnisse noch dringender; er muß nicht nur für die Idee des Christenthums im Allgemeinen, sondern auch für jede einzelne seiner Lehren in der Presse in die Schranken treten, wenn sie angegriffen wird. Denn „was sich in der Presse nicht geltend machen kann, das ist mundtodt".

Jede neu auftauchende Tendenz, mag sie einen Namen haben, welchen immer, sucht alsbald, wenn sie Anspruch auf Existenzberechtigung erheben will, ihre Vertretung in der Presse zu gewinnen. Und zwar sind es die zerstörenden, unsere heutige gesellschaftliche Ordnung zersetzenden, negativen Tendenzen, welche sich mit dem größten Eifer und — leider müssen wir es gestehen, — mit der nachhaltigsten Wirkung der Presse bemächtigen. „Das Capital weiß sie mit dem größten Erfolge zu verwerthen; Börsenmänner haben ihre Gründungen auf das Gebiet der Presse ausgedehnt oder Zeitungen angekauft, um das Publicum systematisch zu beschwindeln. Auch die politischen Mächte haben zur Corruption der Presse das Ihrige beigetragen."

Man wird niemals so weit gehen dürfen, zu behaupten, daß die Regierung im Kampfe der Parteien ihre Stimme in der Presse nicht vernehmen lassen dürfte; gewiß nicht. Allein wenn sie spricht, soll sie auch als solche kenntlich sein, und wenn Jemand sonst die Meinung der Regierung vertritt, so muß er es aus Ueberzeugung thun und nicht mit der Regierung blindlings, ohne zu zucken „durch dick und dünn gehen". „Es gibt aber eine officiöse Presse, welche eine

Fälschung der öffentlichen Meinung ist: wenn bezahlte Federn incognito auftreten und sich für unparteiische Stimmen ausgeben, die Handlungen der Regierung unter allen Umständen vertheidigen, nach Befehl bald den, bald jenen Ton anschlagen und sich dann auch ungenirt desavouiren lassen, wenn sie einmal über das Ziel hinausschießen. Auf die Dauer ist der Nutzen einer solchen Presse für die Regierung selbst ein geringer, die Einbuße an moralischem Ansehen aber eine sehr große. Auch die Regierung wird in ernsten Tagen ihren Halt nur in einer unabhängigen Presse finden; denn man kann sich nur auf das stützen, was auch zu widerstehen vermag."

Was müssen, frage ich nun zum Schluß, die guten Katholiken im Wetteifer um den Besitz der Presse thun? Dürfen sie gleichgültig diesem struggle for life, diesem Kampf um Sein oder Nichtsein zu schauen? Ist es gestattet seine Solidarität mit dem Glauben der katholischen Kirche zu verleugnen durch Unterstützung einer gottentfremdeten Presse, durch Insertionen in Fällen, wo es nicht dringend geboten ist? Darf sich einer unterstehen, außer in Fällen, wo eine andere Handlungsweise geradeso wenig zu billigen wäre, gar auf ein solches Blatt zu abonniren? Wem seine Bildung, — die wir dem Conservatismus der katholischen Kirche verdanken, — wem sein Glaube, — der ihm vom heiligen Geiste durch die Kirche verkündet wird, — wem sein Vaterland und sein Herrscherhaus, — das im Anschluß an die Kirche die festesten Stützen findet und immer gefunden hat — lieb ist, der kann nicht zögern, sich zu entscheiden, wohin er sich wendet, wem er mit allen Kräften seine geistige und materielle Unterstützung zu Theil werden läßt. Es bleibe aber nicht beim guten Vorsatze, nein, man übersetze den Vorsatz auch in die That, schaffe die akatholischen Blätter ab und wende die verfügbaren Mittel der katholischen Presse zu, damit auch sie bald erfolgreich concurriren kann im Kampfe um das „Gewissen des Volkes".

Abraham a sancta Clara.

Eine biographiſche und literarhiſtoriſche Skizze.

Von

Franz Schauerte.

Das Lebensbild, welches wir in folgenden Blättern entwerfen möchten, iſt zwar nicht großartig und glänzend, aber doch in mancher Beziehung anziehend und lehrreich; es ſtellt nur einen einfachen Auguſtinermönch vor, aber einen Mann, der durch die Macht ſeiner Rede den größten Einfluß auf ſeine Zeit ausgeübt hat und durch ſeine geiſtreichen Schriften auch jetzt noch von großer Bedeutung iſt. Sein Name iſt ſo volksthümlich geworden, daß er in aller Mund lebt und oft genannt wird, wo Frohſinn und Heiterkeit herrſchen. Denn wer kännte nicht den berühmten Pater Abraham a sancta Clara, den unerſchrockenen Wiener Hofprediger und originellen, humoriſtiſchen Volksſchriftſteller?

Zwar hatte die Glanz- und Blütheperiode des 18. und 19. Jahrhunderts, welche mit Schiller und Göthe ihren Höhepunkt erreichte, wie ſo manche andere, ſo auch dieſe literariſche Größe in den Hintergrung gedrängt, und wenn nicht ſo viele Anekdoten aus dem Leben des witzigen, originellen Paters ſich beim Volke erhalten hätten, ſo wäre derſelbe wohl gänzlich in Vergeſſenheit gerathen. Aber die neuere Zeit hat auch dieſen merkwürdigen Mann einer gerechteren Würdigung näher gebracht; ſie hat in ihm nicht nur einen volksthümlichen Kanzelredner entdeckt, der mit unbeugſamer Feſtigkeit und einſchneidendem Ernſte die Sünden und Thorheiten ſeiner Zeit ohne Unterlaß geißelte, ſondern auch einen charaktervollen Schriftſteller, der trotz der mangelhaften äußeren Form einen großen

Reichthum an Geist und Poesie, und trotz mancher Unebenheit im Ausdruck eine seltene Gewandtheit und Handhabung der Sprache und Lebendigkeit der Darstellung bekundet. Bereits der tiefer blickende Schiller*) sah in ihm nicht mehr den Possenreißer, sondern „ein prächtiges Original", er hat aus Abrahams Heerpredigten gegen die Türken die originellsten Gedanken und Witze herausgehoben und so seinen Kapuziner in Wallensteins Lager erhalten. Während Gervinus geringschätzig es als hinlänglich betrachtet, „seine Werke zu durchblättern als eine Fundgrube für Schnurrpfeifereien", ist das Urtheil des strengen Th. Mundt günstiger und im ganzen erschöpfend: „Er kannte die Welt, die Verhältnisse, das Volk, die Großen, und seine Darstellung legt mit ihren tausendfältigen Anspielungen, Gleichnissen und Beobachtungen das merkwürdige Zeugniß dafür ab, aber er kleidete alles so abenteuerlich in die Hanswurfttracht, und setzte ihm die Schellenkappe auf, wodurch oft seine schönsten Gedanken wieder in eine burleske Phantasmagorie zerinnen. Seine Sprache ist ein Tummelplatz aller Elemente dieser Zeit, ein wirres Schneeflockengewühl von Wörtern und Bildern, ein tumultuarisches Lager mit wildem Soldatenlärm, romantischen Waldhornklängen, Kapuzinerweisheit und Marketenderwitzen und hinter allem durcheinander schmetternden Getöse oft ein zartes, liebliches Gemüth verborgen." Wäre Abrahams Leben in eine Zeit gefallen, die ihn an besseren Vorbildern geläuterten Geschmack und weise Maßhaltung im Ausdruck gelehrt hätte, sein Reichthum an Geist, sein hervorragendes Sprachtalent, sein unerschöpflicher Humor hätten ihm unfehlbar einen Platz unter den Koryphäen unserer Nationalliteratur gesichert.

Abrahams Bild und Leben uns daher zu vergegenwärtigen, ist nicht nur ein Act der Pietät, es ist auch ein Act der Belehrung und Herzstärkung, ein Act der Verherrlichung Gottes, der stark ist in den Schwachen.

I. Die Jugend- und Studienzeit.

Abraham a sancta Clara wurde den 2. Juli 1644 am Feste Mariä Heimsuchung zu Krenheinstetten in der badischen Grafschaft Mößkirch geboren und nach dem Kirchenbuche am folgenden

*) Lindemann, Literaturgeschichte S. 407.

Tage auf den Namen Johannes Ulrich getauft. Seine Eltern Mattheis Megerle und Ursula Wangner lebten in beſcheidenen Verhältniſſen und beſaßen ein Wirthshaus „zur Traube", das ihnen ſeine Entſtehung verdankt und bis zur Stunde ſein Aeußeres treu bewahrt hat. Die beiden Eheleute erfreuten ſich eines reichen Kinderſegens, denn der kleine Ulrich war das achte unter neun Kindern.

Man kann ſich daher leicht denken, daß es weder dieſem an Geſpielen, noch den Eltern an Mühen und Sorgen gefehlt hat, und daß wohl niemand mehr als Pater Abraham berechtigt war, ſpäter aus tiefſter Seele den Wienern Kindern zuzurufen: „Herzallerliebſte Kinder! erwäget doch ein wenig, woher ihr nach Gott euer täglich Brod genommen? Wer euch von der Wiege aus geſpeiſt? Wer? Euere liebſten Eltern; und das hat ſie oft gekoſtet den Schweiß ihres Angeſichts, und das haben ſie zuwegen bracht mit ſteten Sorgen und arbeitſamer Kummernuß; wer hat euch mehrer Schertzl (Brodkrüſtchen) geben, als euere allerliebſte Mutter; die mit euch ſo manchesmal durch viel tauſend Buſſel (Küſſe) in euer Kindheit geſcherzt haben und euch ſo oft auf ihren Armen als auf lebendigen Wiegen getragen".*)

Ueber die früheſten Entwickelungsphaſen Abrahams berichtet der Zeitgenoſſe Faßmann alſo: Ein Sohn armer Leute hätte er in ſeinen jungen Jahren gar vielmals barfüßig unter denen Schweinen, Gänſen, Enten und Hühnern geſtanden und ſie gehütet oder ihnen ſonſt Compagnie geleiſtet, und führt ihn ſpäter ſelbſt redend mit den Worten ein: „Weil man aber merkte, daß der Rumpf meines Leibes mit einem ganz ſonderbaren Kopf verſehn war, ſo hielte man mich ſehr zeitig zur Schule an." Damit ſtimmt, was im Anhang zu „Gack Gack" geſagt iſt: „Nachdem er nun das ſechste Jahr erreicht, haben ihn ſeine frommen Eltern in die deutſche Schule nach Mößkirch geſchicket". Abraham zeigte hier die größte Begierde „unterrichtet zu werden und etwas Gutes zu begreifen". In dieſer Schule blieb er etwa drei Jahre, „hernach wurde er in beſagter Stadt Mößkirch auf die lateiniſche Schule geſchicket, daſelbſt die Neſſel bald zu brennen begunte; ſintemalen er nach vollendeter Schul bald auf einen Stuhl und in dem Feld auf die Stöck oder nächſte beſte Zäune zu ſtehen pflegte und ſeinen Condiscipulen den Katechismum mit Verwunderung explicirt und ausgelegt; alſo ſelbſten prophezeihet, was künftig aus ihme ſollte werden."

*) „Löſch Wien" S. 26.

Auf diese Weise verlebte Abraham in der stillen abgeschlossenen Gegend seiner Heimath seine erste Kindheit. Diese Abgeschiedenheit und die Einfachheit des Vaterhauses mag es wohl zum Theil gewesen sein, die das empfängliche Gemüth des Knaben ungetrübt in schlichter Wahrhaftigkeit reifen ließ. Denn „die Wahrheit", sagt ein Zeitgenosse, mit Rücksicht auf diese beneidenswerthe Gunst des Himmels und die grauenvolle Entartung jener Zeit, „findet ihr sicheres Vaterland auf den Dörfern, unter denen Bauern, welches freie Land die Pest der Heuchelei nicht so leicht inficiret, als die Paläste der Großen".*)

Nachdem Abraham in Mößkirch den vorbereitenden Unterricht genossen, „schickten ihn seine klugen Eltern ad studium nacher Inglstadt in Baiern oder vielmehr Englstadt, allwo er auch in englischen Tugenden unterrichtet wurde und die kleine Schule absolviret hat".**) In Ingolstadt verweilte Abraham drei Jahre, vom Herbste des Jahres 1656 bis 1659, in der „kleinen Schule" der Jesuiten und scheint sich hier recht wohl befunden zu haben. Der Vortrefflichkeit dieser von den Jesuiten geleiteten Schule gedenkt er mehrmals mit großer Liebe. „Soll ich sie" (die Jesuiten), sagt er in einer Predigt zu Ehren des hl. Franziskus Xaverius, „nennen Schnitter oder Schnaitter? Schnaitter darumb, weil durch dero Bescheide und bescheidene Obsicht manches ungeschlachtes Hölzel also geschnaitt wird, daß es vorhero füglich zu einem Sautrog, nachmals aber ein feiner Merkurius daraus wird." An einer andern Stelle sagt er: „Anno 1594 saßen unter Rudolpho secundo römischem Kaiser zu Regensburg auf dem Reichstage vierzig hohe Häupter, alle Eckstein und Säulen des hl. römischen Reichs, welche mit sonderm Trost und dankbar sich erinnert, daß alle sammentlich im „Collegio germanico" zu Ingolstadt, allwo der deutsche Adel erzogen wird, von der Societät Jesu regiert und durch dero Dexterität zu hohen Aemtern qualificirt und befördert worden".***) So sehr aber auch Pater Abraham die Jesuitenschule zu Ingolstadt liebte, so „erhob" er sich doch nach Vollendung der drei untern Klassen des Gymnasiums „nacher Salzburg und empfing allda nach emsigen Studien das Salz der Weisheit." Veranlassung zu dieser Uebersiedelung war höchst wahrscheinlich sein Onkel Abraham, Kanonikus in Alten-Ötting,

*) Vorrede zur „Todtenkapelle" S. 20.
**) „Gack Gack" S. O. 4 a..
***) „Kramerladen" 1,69.

der vorher längere Zeit zu Salzburg mit der Kapellmeiſter-Stelle und einem Kanonikate B. M. V. ad Nives beehrt geweſen war und die Vortrefflichkeit des dortigen Benedictiner-Gymnaſiums aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte. Abraham wurde daſelbſt am 7. November 1659 als Syntaxiſt unter der Bezeichnung „Johannes Udalricus Megerle Mösskirchensis Suevus Syntaxista“ immatriculirt. Vorher hatte er aber den Schmerz erleben müſſen, am 13. Juni ſeinen Vater zu verlieren. Dieſer Todesfall wirkte wahrſcheinlich auch mit, daß er ſein geliebtes Ingolſtadt verließ und ſich nach Salzburg wandte, weil er hoffen durfte, dort durch die Gönner und Freunde ſeines Onkels die bedürftige Unterſtützung zu finden.

Im Jahre 1650 wurde Ulrich Megerle in das „Album sodalium congregationis academiae minoris augustissimae virginis assumptae in alma nniversitate Salisburgensi“ eingetragen. Im Jahre 1661 erſcheint er in dem „Album studiosorum“ als Humaniſta, im Jahre 1662 als Rhetor. Abraham gedenkt dieſer Zeit und ſeiner Lehrer mit der innigſten Dankbarkeit, indem er dreißig Jahre ſpäter ſchreibt: „Ich habe mehrmalen bei mir erwägt die größte und häufige Gnade, welche ich unwürdigiſt von dem h iligen und weltberühmten Benedictinerorden empfangen, forderiſt aber von der hochanſehnlichen Schule in Salzburg, allwo ich vor etlich und dreißig Jahren mein wenigs Studium erholt, und iſt es meinem eigenen Unfleiß zuzumeſſen, daß ich bei den ſpitzigen Dörnern Benedicti nicht bin ſpitzfindiger worden. Das wenige und winzige, was ich kann, thue ich nach dem Allerhöchſten niemanden zuſchreiben, als der Benedictineriſchen Lehr und Lehrer“.*) Auch der Stadt Salzburg thut er im ſpäten Alter noch oft mit Freuden Erwähnung und ſpricht von dem ſchönen Brunnen auf dem Domplatze und der alten gedeckten Brücke über die Salza, welche im zweiten Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes vom Waſſer weggeriſſen wurde. „Zu Salzburg“, erzählt er, „wie einmal ein großer Waſſerguß entſtanden, und viele tauſend Klafter Holz davon geriſſen, wurde auch die Brücke davon getragen, nicht ohne Schaden vieler Menſchen. Es ſtunde auch darauf ein Soldat, trank Tobak. Dieſer, wie die Brücke vom Waſſer hinweggeriſſen, ſchwingt ſich wunderbarlicher Weiſe auf das

*) „Judas“. Bd. 4. Widmung.

Brückenbach und schwimmt ohne Schaden an das Gestade. Der Kerl hat Glück gehabt".

Nachdem Abraham in Salzburg seine Studien vollendet, trat die wichtige Frage nach der Wahl des Standes an ihn heran. Daß er die Beantwortung derselben nicht leicht genommen hat, läßt sich aus vielen Aeußerungen schließen, in denen er die oberflächliche Berufswahl, wie sie damals oft vorkam, mit scharfen Worten geißelt. Insbesondere tadelt er es sehr, daß man Kinder ohne Beruf, bloß aus irdischen Rücksichten, für den Priester- und Ordensstand bestimmte. „Gott erbarms!" sagt er, „bei jetziger verkehrten Welt macht man schon die Kinder in der Wiege zu Geistlichen und Nonnen, ohne zu beobachten, ob sie einen rechten Beruf haben; man zielet nur auf die Gründen und Pfründen der Kirchengüter, die Sünden aber, welche daraus folgen, schlägt man gering in den Wind. Wann nur der Erstgeborne seine Rast erhält, die übrigen Kinder steckt man in das Kloster oder macht sie zu Soldaten. Die Töchter müssen wider ihren Willen den Habit anziehen, wo sie doch in der engen Klosterzelle mehr mit den Gedanken in der Welt sind als in dem Chor."

An einer anderen Stelle beklagt er diese Unsitte jener Zeit mit folgenden Worten: „Der Franz, sagt der Vater, muß ein Pfaff werden, er kann heut oder morgen den andern Geschwiestern helfen. Aber höre mich, mein Vater, sag' ich, dein Franz hat eine Lust dazu, wie ein Hund zum Hechel-Lecken, die Kutte freuet ihn, wie eine Gais der Klagmantel. Es kommt ihm nichts bitterer vor, als ein Presbiter. Ihm wäre lieber eine Albina, als eine Albe, er fänge lieber ein Hymenäum, als einen Hymnum. Er schickt sich besser in die Sponsalia, als in die Ritualia. Weil aber die Eltern so wollen, so muß der Franz ein Pfaff werden."*) Abraham hatte eine hohe und erhabene Ansicht von dem Priester- und Ordensstande und verlangte entschieden, daß er heilig gehalten würde. Er nennt die Priester Lehrer des Volkes, Gewaltträger des Allerhöchsten, Aerzte der Seelen, Ausbreiter des wahren Glaubens und fordert von ihnen Heiligkeit und Reinheit der Gesinnung: „Wasmaßen der gebenedeite Heiland habe wollen in keinem anderen Grabe liegen als in einem neuen und reinen Felsen, dergestalten soll ein Priester, welcher täglich seinen Erlöser in dem hl. Meßopfer in sein Herz einlogiret, sich aller Reinheit und Heiligkeit befleißigen." Denselben hohen Maßstab

*) „Gemisch Gemasch" S. 178.

legte er auch an bei der Beurtheilung der verſchiedenen Orden. So preiſt er die Jeſuiten wegen ihrer „apoſtoliſchen Inbrunſt“ und ihrem grenzenloſen Seeleneifer; die Benedictiner wegen ihrer ausgezeichneten Lehrthätigkeit und die Dominikaner wegen ihrer raſtloſen Wirkſamkeit auf der Kanzel. Zur Wahl eines ſolchen Berufes, ſagt er, gebraucht man „durch das Gebet Gott zum Beiſtand, den hl. Geiſt zum Rathgeber, ſeine eigene Natur zur Gewiſſens-Zeugin und einen wohlerfahrenen und gelehrten Beichtvater zum Wegweiſer.“ Abraham ſelbſt fühlte ſich von Kindheit an zum Prieſterthum hingezogen und hatte eine beſondere Vorliebe für das Predigtamt.

Wo ſich eine Gelegenheit findet, ſpricht er über dieſen Theil der prieſterlichen Thätigkeit mit großer Begeiſterung: „Das Predigen iſt gleichſam ein göttliches Werk, und verdienen apoſtoliſche Männer, ſo mit beſonderm Eifer dem Volke das Wort Gottes verkünden, eine große Vergeltung und Krone im Himmel.“ Anderſeits verhehlte er ſich aber auch nicht die Anfeindungen und Unannehmlichkeiten, denen ein unerſchrockener und wahrheitsliebender Prediger ſtets ausgeſetzt iſt. Er ſagt in dieſer Hinſicht: „So lange ein Prediger eine zierliche, wohlberedte, eine aufgeputzte, mit Fabeln und ſinnreichen Sprüchen unterſpickte Predigt macht, da iſt er jedermanns gut Freund. ‚Vivat der Pater Prediger! Ein wackerer Mann, ich höre ihm mit Luſt zu.‘ Wann er aber einen ſcharfen Ernſt anfangt mit Paulo: O insensati Germani, o insensati Christiani, wann er anfangt, großen Herren die Wahrheit zu ſagen, ſie ſollen doch einmal die Brillen brauchen und nicht allzeit durch die Finger ſchauen, ſie ſollen mit der Juſtiz nicht umgehen als mit einem Spinngewebe, allwo die großen Vögel durchbrechen, die kleinen Mücken hangen bleiben, ſie ſollen doch nicht ſeyn, wie die Deſtillier-Kolben, welche aus den Blumen die letzten Tropfen herausſaugen. Wann er anfangt, die Wahrheit zu predigen denen Miniſtris und Räthen, ſie ſollen lernen 3 zählen, ſie ſollen jene Lection recht lernen, welche Chriſtus ſeinen Geheimſten gegeben: ‚Visionem, quam vidistis, nemini dixeritis‘. Wann er anfangt, den Edelleuten die Wahrheit zu predigen, daß ſie denen Barbieren in ihre Profeſſion eingreifen und ihr größtes Einkommen nicht in Wein und Getreid, ſondern in Zwifflen beſtehe, weil ſie die Bauern zu ſtark zwifflen. Wann er die Wahrheit ſagt denen Geiſtlichen, daß ſie gar oft ſeynd wie die Glocken, welche andern in die Kirche läuten und ſie ſelber bleiben daraus; daß ſie gar oft ſeynd wie die Zimmerleute des Noä, welche

andern die Arche gebaut, daß ſie ſich ſalviret, und ſie ſelbſten ſeynd zu Grunde gegangen. Die Wahrheit dem Magiſtrat und den Obrigkeiten, daß ſie gar oft ſeynd wie ein Spittalſuppen, worauf wenig Augen. Die Wahrheit denen Mauthnern und Beamten, daß ſie gar zu barmherzig ſeynd, nicht zwar in Beherbergung der Fremdlinge, wohl aber des fremden Guts. Die Wahrheit denen Becken, daß ſie gar oft ſolche Leut ſeynd, welche Mehl genug, aber zu wenig Teig zu den Semmeln nehmen. Die Wahrheit denen Wirthen, daß ſie gar oft Kein-Wein für Rhein-Wein, Lugenberger für Lüttenberger (einer der beſten ſteieriſchen Weine) ausgeben und öfters auch dem Tuchſcherer in die Arbeit greifen. Die Wahrheit den Bauern, daß ſie ſich zwar einfältig ſtellen, aber ſo einfältig wie die Schweizerhoſen, ſo hundert Falten haben. Die Wahrheit denen Kindern, daß ſie den Paſſauer-Klingen nicht nacharten, dero beſte Prob iſt, wann ſie ſich biegen laſſen. Die Wahrheit dem Frauenzimmer, daß ſie gar zu viel ziehen an dem Schweif des Rocks, zu wenig um den Hals tragen. Wann derogeſtalt der Prediger den Strafhobel brauchen wird, wann er auf ſolche Weiſe wird die Wahrheit reden, ſo bringt ihm ſolches Reden Rädern, ſo bringen ihm ſolche Wörter Schwerter, ſo bringt ihm ſolches Sagen Klagen; Inimicus factus sum dicens. Er verfeindet ſich allenthalben. Sein Auditorium wird bald die Schwindſucht leiden; die Kirchenſtühle werden bald lauter Quartiere der alten Weiber werden; die Kirche wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarkt; an allen Orten wird man hören: ‚was kehe (kümmere) ich mich um den Prediger!‘ Sic facta est veritas in aversionem“.*)

II. Der Ordensmann und Kanzelredner.

Obgleich Pater Abraham a sancta Clara alſo beſtimmt und klar wußte, daß der Prieſter in jener ſittlich ſo kranken Zeit große Opfer bringen und alle Kräfte zuſammenraffen mußte, wenn er den ſchon verglimmenden Funken religiöſen Lebens durch Wort und Beiſpiel wieder anfachen wollte, ſo entſchloß er ſich doch nicht nur

*) „Judas“ 1, 101.

zu dieſem Berufe, ſondern ſogar zum Ordensſtande und begab er ſich, 18 Jahre alt, nach Wien, „allwo er auf Recommendation und Befehl des allda reſidirenden päpſtlichen Nuntii in den hl. Auguſtiner-Barfüßerorden aufgenommen wurde“. Zuvor hatte er jedoch noch ein Hinderniß zu beſeitigen: er mußte nämlich 12 Gulden bezahlen, um ſeiner Eigenſchaft als „leibeigener Menſch“ entledigt zu werden. In der damaligen Zeit hatte die Leibeigenſchaft nur noch den Begriff eines einträglichen Gefälles.

Abraham trat alſo in den Auguſtiner-Orden und ſchildert uns die ſtrenge Lebensweiſe desſelben mit folgenden Worten: „Ich verſichere, daß keiner in meinem reformirten Orden, der doch über alle Maßen ſtreng wegen ſo vieler Disciplin und Geißelung, maßen alle Wochen dreimal ein jeder ſeiner Haut einen ſolchen Fliegen-Wadel ſpendiren muß, ſtreng wegen der ſteten Chöre, ſtreng wegen ſo vieler Faſttage, ſtreng wegen Hitz und Kälte, gleichwohl niemand in dieſem Orden wegen Gott und ſeiner ewigen Belohnung alſo leidet, wie da leidet eine Hex oder Zauberin, ſo dem Teufel und ſeinem Anhang dienet“. Von einem Hausweſen ſprechend, in welchem es ſtets „toll und voll herzugehen“ pflegte, meint er: „Mein Gott! hab' ich mir gedacht, wann man mit einem ſolchen Leben in den Himmel kommt, ſo ſeynd wir Barfüßer-Auguſtiner rechte Narren, daß wir Tag und Nacht beten und noch faſten dazu müſſen.“ Durch den Eintritt in den Orden wollte aber Abraham die Welt nicht verlaſſen, „ſondern mit ihr nunmehr recht zu thun haben, indem er die Laſter darin zu beſiegen, nebſt andern geiſtlichen Ordensleuten die geweihte Hand anlegen wollte“. Das Noviziat begann er im Herbſt 1662 zu Maria-Brunn, welches zwei Wegſtunden weſtlich von Wien in reizendem Waldesgrün liegt. „In dieſem neuen Stande verdoppelte er ſeine Begierde, in der Erkenntniß göttlicher Wiſſenſchaften zuzunehmen, gleichwie die in andere Erde umgeſetzten Pflanzen zu mehrer Stärke und Vollkommenheit gelangen; wobei wir auch den Ordensnamen, welchen er damals angenommen, nicht zu übergehen haben, dann es geſchah nicht ohngefähr, daß er Abraham a sancta Clara genannt war, weil ihme dadurch der helle Ruhm ſeiner geiſtlichen Verdienſte gleichſam zuvor verkündet worden.*) Bei den Auguſtinern, wie auch bei den Karmeliten, iſt es Sitte, den Ordensmitgliedern den Namen von zwei Heiligen,

*) Vorrede zur „Todtenkapelle“.

bisweilen auch eines männlichen und eines weiblichen Heiligen zu geben. Uebrigens ist es nicht sehr unwahrscheinlich, daß der junge Novize den Namen Abraham auch mit Rücksicht auf seinen damals in der kirchlichen Welt so berühmten Onkel angenommen hat. In Maria-Brunn blieb Abraham vier Jahre und wurde im Spätsommer des Jahres 1666 im Mutterhause zu Wien zum Priester geweiht. Er hatte sich in dieser Zeit auch den Doctortitel erworben, wahrscheinlich auf Zureden seines Onkels, da nur der Adel oder die Doctorwürde damals zu einem Kanonikate befähigte und letztere namentlich zur Theilnahme an einem allgemeinen Concile erforderlich war. Doch nicht lange blieb Abraham in Wien, der Anhang zu „Gack Gack" S. Q. 4. b. sagt: er habe „nach gehaltenem hl. ersten Meßopfer zu Wien sich zum Predigtamte dermaßen exercirt und qualificirt gemacht, daß er bald nach dem Kloster Taxa (bei Augsburg) in Baiern zu einem Sonn- und Feiertags-Prediger überschicket wurde."

Dieses Kloster, das den Namen Maria-Stern führte, war ein berühmter Wallfahrtsort und an der Stelle erbaut, wo um das Jahr 1619 eine Henne ein Ei mit dem Bilde der Gottesmutter gelegt haben sollte. In Erinnerung an seine dort glücklich verlebten Jahre hat Abraham später 1685 zur Erbauung der Wallfahrer und zur Förderung des dortigen Bruderhauses sein Büchlein: „Gack, Gack, Gack a Ga" geschrieben, das viele Auflagen erlebte. Seine Wirksamkeit in diesem Kloster war sehr groß: „Er ließ", wie acht Jahre nach seinem Tode der damalige Prior des Convents zu Taxa äußerte, „die klaren Strahlen seiner ungemeinen Beredtsamkeit, verwunderlichen Concepten und Gedächtniß, nebst nachdrücklichem Seeleneifer auch auf benachbarten Pfarrkanzeln bei hochfeierlichen Festivitäten spüren und spielen, daß deren Glanz gar bald sich nach Wien, der kaiserlichen Residenzstadt in Oesterreich ergossen, wohin er auf Verordnung der Oberen berufen, nachmalen gezeigt, daß er kein geschwätziger, sondern ein tiefsinniger beredtsamer Schwab seye". In Wien eröffnete sich dem jungen Augustiner bald ein großes Arbeitsfeld.

In der Seelsorge war er mit großem Eifer und gesegnetem Erfolg thätig. Die Bilder aber, welche er uns aus seinen Erlebnissen in dieser Berufsthätigkeit vorführt, sind gerade nicht erfreulicher Art. „Mit meinem Gewissen bekenne ich es", klagt Abraham, „daß ich einstmals zu Wien einem Sterbenden beigestanden, welcher dergestalt getobt, als wie ein brüllender Löwe. Es stunden ihm die Augen ganz offen, feurig ausgetrieben; die Zunge gar wohl eine halbe

Spanne aus dem Rachen heraus gestreckt . . . in allem eine so abscheuliche und schreckliche Gestalt, daß mein Bruder Laicus, der vorhin ein beherzter Soldat, sambt andern sechs Personen die Flucht aus der Kammer genommen und mich allein in dem schrecklichen Kampf verlassen. Wie es mir um das Herz gewest, ist leicht zu errathen und hat es gar nit viel gefehlt, daß ich ihm nit das Geleit zum Tode geben". „Ich bin", erzählt er an einer anderen Stelle, „kann es mit der Wahrheit bezeugen, selbst bei einem Kranken gewest, welcher ein allbekannter Geizhals war, dem habe ich nach Wenigkeit zugesprochen, aber nit ein Wort von ihm erhalten; sobald ich aber, dann sein Wandel war mir bekannt, von der Wirthschaft eine Meldung gethan, wie daß der Wein nunmehr ein merkliches aufgeschlagen, da hat er, umb weil sein Keller voll mit Wein, gleich angefangen zu reden und anbei ein sonderes contento erwiesen; nachdem ich aber von Gewissensachen wiederumb etwas eingemischet, so ist ihm alsobald ein Schlaf zukommen, und dieses hat etliche Mal gewehret, bis er endlich einen Tod genommen, der weder mir noch den Anwesenden gefallen."

Zugleich wurde Abraham bei seiner Rückkehr nach Wien als Prediger an der Ordenskirche angestellt und erlangte als solcher einen so großen Ruf, daß er bald auch zu Gastpredigten nach auswärts begehrt oder vom Kloster entsendet wurde. Im allgemeinen bemerkt hierüber eine gleichzeitige Quelle, von Wien und der Umgegend sprechend: „Allwo er viele Jahre als Feiertags- und Sonntagsprediger die Kanzel bestiegen und ein ungemeines Auditorium und Zulauf des Volkes durch seine wunderbarliche und angenehme Redeart an sich gezogen, allermaßen Mund und Feder übereins stimmten, mit Lust und Ernst gleichwie seine Bücher untermengt zu sehen. Seynd auch in und außer Wien wenig hohe und vornehme Kanzeln, welche er nicht öfters betreten hat. Dessenthalben bei hohen und niedern Standespersonen, auch gekrönten und insulirten Häuptern sehr hoch intrant und beliebt worden, daß, was er und andere in seinem Namen gebeten, nicht leicht abgeschlagen worden."

Ueber diese Beliebtheit seiner Predigten legt ihm der Zeitgenosse Faßmann folgende Aeußerung in den Mund: „Es haben sich viele bemüht, das Geheimniß zu ergründen, wie es käme, daß alle Leute auch zum öftern die wiederholte Darstellung ihrer Laster von mir hören wollen. Es kam aber bloß daher, weil ich nicht allein die Schädlichkeit der Sünde strafete, sondern auch ihre Häßlichkeit verlachete

und die Ernſthaftigkeit des ſtrafenden Catonis mit der Freudigkeit des weltverlachenden Democriti zu verknüpfen wußte." *)

Um uns von der Predigtweiſe des Paters Abraham einen richtigen Begriff zu machen, wollen wir einige Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten derſelben kurz hervorheben. Blicken wir zunächſt auf die Beſonderheit ſeiner Denk- und Darſtellungsweiſe.

Abraham beſaß tiefe theologiſche und geſchichtliche Kenntniſſe und verband mit ſcharfer Beobachtungsgabe Originalität und Mutterwitz, natürliche Friſche und lebendige Darſtellungsweiſe. Wie bei einem Gefechte die verſchiedenen Waffengattungen, tummelten ſich in ſeinen Predigten Ideen, Beweiſe und frappante Vergleiche in buntem Wechſel durcheinander und feſſelten die Zuhörer. So ſagt er, um die Häßlichkeit des Zornes zu zeigen: „Weißt du, wer du biſt? Du biſt ein wahrhaftes Contrefay Gottes, an dem weder Kunſt noch Gunſt geſpart, du biſt ein edles und ſchönes Bild; du haſt einen Willen und der iſt frei; du haſt ein Gedächtniß und das iſt merkſam; du haſt einen Verſtand und der iſt erleuchtet, du haſt eine Seele und die iſt unſterblich; du lebeſt mit den Thieren, du wächſeſt mit den Bäumen, du verſteheſt mit den Engeln. Sonne und Mond ſeynd weniger als du, Gold und Silber ſeynd weniger als du; Himmel und Erde ſeynd weniger als du; du haſt etwas vom Feuer, du haſt etwas von der Luft, du haſt etwas vom Waſſer, du haſt etwas von der Erde, du haſt etwas von den Thieren, du haſt etwas von den Engeln, du haſt etwas von Gott, du biſt ein Inhalt aller Geſchöpfe, du biſt ein Meiſterſtück der göttlichen Hände; du erkenneſt das Gute und unterſcheideſt das Böſe, du verwirfſt das Schlechte und umfangſt das Gerechte, du denkſt an das Vergangene, du erwägſt das Gegenwärtige und betrachteſt das Zukünftige. Du biſt mit einem Worte Menſch, du biſt das ſchönſte und edelſte Contrefay Gottes und ſchämſt dich nicht? du dich nicht? Dieſem anſehnlichen Ebenbilde eine ſpöttliche Narrenkappe aufzuſetzen, welches da geſchieht durch den Zorn, dann ſolcher den Menſchen verſtandlos macht und von freien Stücken der Narrenſchaar zugeſellet. Schau nur, wie der Zornige ausſieht! Er funkelt mit den Augen, daß er könnt damit ein Strohdach anzünden, er faimbt mit dem Maul, wie die Maſtſchweine, er blecket die Zähne, wie die Kettenhunde, er kürret mit

*) „Geſpräche im Reiche der Todten." 73. Entrevue S. 627.

der Stimme, wie ein verdorbener Diskantiſt, er wüthet mit den Händen, wie ein toller Marx-Bruder, es ſtehen ihm die Haare, wie ein Storkenneſt auf einem Thurme, er reißt das Maul auf, wie der Fiſch gegen den Tobias, er zeigt ein Geſicht, als wäre er beim Teufel in's Bad gangen, er tobet wie ein Pantherthier und ſieht mit einem Worte aus, wie ein unſinniger Narr. Heißt das nicht dem edelſten Ebenbilde eine ſpöttliche Narrenkappe aufſetzen? Heißt das nicht Gott beleidigen?" *)

Ein anderes Beiſpiel lebendiger Friſche und Begeiſterung bieten die Worte, welche Abraham den Wienern nach den Bedrängniſſen der großen Peſt von 1679 zurief: „O Menſch, laß dir's geſagt ſein, laß dir's klagt ſein, ſchreie es aus und ſchreib es aus allen, alles, allenthalben: ‚Es muß geſtorben ſein!' nicht vielleicht, ſondern gewiß! Wann ſterben, iſt nicht gewiß; wie ſterben, iſt nicht gewiß; wo ſterben, iſt nicht gewiß; aber ſterben iſt gewiß! Auf den Frühling folgt der Sommer; auf den Freitag folgt der Samstag; auf das Drei folgt das Vier; auf die Blüthe folgt die Frucht; auf den Faſching folgt das Faſten, iſt gewiß, auf das Leben folgt der Tod, Sterben iſt gewiß! . . . . Heute roth, morgen todt; heut ‚Ihre Gnaden', morgen ‚Gnad' dir Gott!'; heut ‚Ihr Durchlaucht', morgen ein todt Leich; heute allen ein Troſt, morgen ‚Tröſt ihn Gott!' heute koſtbar, morgen eine Todtenbahr; heute huy! morgen pfuy!"

Abſtractes Denken kennt Pater Abraham nicht, jeder Gedanke, der in ihm aufſteigt, kommt ſchon mit einem Kleide auf die Welt und ſtellt ſich ihm von vornherein in geſchichtlichen Thatſachen, in Ereigniſſen des gewöhnlichen Lebens, in Zuſtänden und Verhältniſſen der realen Welt vor die Seele. Will er z. B. ſagen, jener Menſch bereut ſeine Sünden, ſo veranſchaulicht er dieſes mit folgenden Worten: „Er klopft an die Bruſt mit dem offenen Sünder"; „er weint aus den Augen mit Magdalena"; „er beichtet mit dem David peccavi"; „er ſeufzt mit dem Petro". Er läßt den Sünder nicht einfach ſagen: „Ich will mich beſſern", ſondern dieſer verſichert: „Die Donau wird ehender zurücklaufen, ein Mucken wird ehender ein Meer ausſaufen, ein Mühlſtein wird ehender fliegen, ein Glas wird ſich ehender biegen, als daß ich mich ſollt vergreifen." Spricht er von dem Kleingläubigen, den er auf Gott, den himmliſchen

*) „Judas" 1, 28.

Vater, der für alle sorgt, hinweisen will, so schildert er ihn uns zunächst, indem er sagt: „Ein Mancher sieht so sauer aus, wie ein Essigkrug; er kratzt hinter den Ohren, wie ein Pudel im Juli; er seufzt die ganze Zeit, wie ein alter Schanzkarren, der nicht geschmiert ist; er ist so maulhenkolisch, daß man in dem Kalender seiner Stirne nichts als trübes Wetter liest. Mit einem Worte: In Egypten zu Pharaonis Zeit war eine unzählbare Menge Mucken, aber dieser Phantast hat noch mehrere Mucken; er macht sich Tag und Nacht Mucken, früh und spät Mucken, Sommer und Winter Mucken, wie er sich doch erhalten mag. Was muß ich anfangen, sagt er, fragt er, klagt er. Es ist kein Geld in den Taschen, es ist kein Wein in den Flaschen, es ist kein Traid in der Scheuer, es ist kein Hafen beim Feuer, es ist kein Brod im Haus, es ist alles aus. Was soll ich anfangen? Ich bin ganz verlassen. O Narr! verlassen? Freilich bist verlassen, aber nicht von Gott, sondern von deinem Verstand. Kannst du beten? Ja. Wie betest du? Vater unser. So hast du deinen Vater im Himmel. Für was machst du denn solche unnöthige Mucken? Du hast einen Vater, der der reichste ist; du hast einen Vater, der der mächtigste ist; du hast einen Vater, der der gütigste ist, der wird dich nicht verlassen, laß ihm die Sorgen über; du bist ja mehr als ein Spatz oder Rab', und dennoch Gott erhält diese, warum sollt er dich verlassen, der doch dein Vater und du sein Kind, der doch dein Erschaffer und du sein Ebenbild, der doch dein Hirt und du sein Lämmlein." —

Dieser ist stolz, wäre eine gar zu abstraete Aussage über einen Menschen. Abraham sagt statt dessen: „Dieser gehet daher, als wenn er wollt dem babylonischen Thurm den Kopf aufsetzen; er spreizt sich wie ein nagelneues Paar Schweizerhosen". Der Trunkene geht nicht unsicher, sondern „stolpert im Heimgehen, als wollt er mit den Füßen hebräisch schreiben." Ein ander Mal liegt er in der Gossen (wie ein Schwein), daß einem möcht einfallen, sein Vater sei ein Buchbinder gewesen, der ihn habe in Sauleder gebunden. „Ein Weib kann einem Manne gefährlich werden, ob sie schon alt ist? — nein, ob sie schon achtzig Jahre, acht Monate, acht Wochen, acht Tage, acht Stunden, acht Minuten alt ist." — Dem Pater Abraham steht das ganze volle Leben zur Verfügung; er braucht nur hineinzugreifen, denn wo er es packt, da ist es interessant.

Neben wahrhaft rednerischem Schwung und anschaulicher Darstellung ist bei den Predigten Abrahams auch die Einfügung zahl-

loſer geſchichtlicher und ſagenhafter Einzelheiten in Rechnung zu bringen, die in ihrer Mehrzahl die Neugierde des Zuhörers anregten und ihn unbewußt auch belehrten. Er ſpricht ſich ſelbſt über dieſe ſeine Eigenheit alſo aus: „Ich ſetze beinebens auch etwas von Confect auf, verſtehe hierdurch keine fabas (Bohnen), ſondern fabulas (Fabeln), deren ich mich bisweilen bediene, wie die Zuckerbecker, welche nicht ſelten etwas Räſſes oder Bitteres mit Zucker überziehen. Alſo ich auch die ohnedies verhaßte bittere Wahrheit in etwas verkleide und deſto füglicher unter die Leute bringe.“

An einer zweiten Stelle ſagt er: Nicht darum untermengte er zu Zeiten ſeine ſittliche Lehr mit einer kurzweiligen Zeil, „als wollte ich der hl. Lehr einen Faſtnachts-Mantel anlegen, davor mich der Allerhöchſte bewahre, ſondern damit ich die jetzt verkehrte Welt durch dergleichen Köder deſto ehender fange, als welche ſonſten an dem bloßen Angel der Wahrheit einen Abſcheu trägt.“ So ſagt er z. B. in einer Predigt: „Wir Menſchen ſeynd wie die Orgelpfeifen, welche keinen Ton von ſich geben, wenn ſie nicht Wind haben. Sobald ſie aber den Wind fangen und der Organiſt ein wenig das Clavier berührt, da pfeifen ſie und laſſen allerhand ſchöne Stimmen gegen Gott hören. Alſo, wann uns Gott nicht einen ungeheuren Sturmwind von allerhand Kreuz und Widerwärtigkeiten zuſchicket, da ſchweigen wir mäußlſtill, hingegen bei dem Sturm in Angſt und Ungewitter fangen wir an zu pfeifen, zu ſchreien, zu zitzern, zu zwitzern, daher David gar recht ſaget: ‚Clamaverunt ad Dominum cum tribularentur.‘ ‚Sie ſchrieen zu dem Herrn, als ſie in Trübſal waren.‘“ Sei jedoch der Sturm vorüber und der Himmel wieder heiter, ſo ſei auch alles Bitten und Beten vergeſſen, und der Menſch handele, wie jener Schiffsmann, der in großer Waſſergefahr dem hl. Nicolaus, dem Patron der Seefahrer, eine Wachskerze verſprach, welche ſo groß ſein ſollte, als der Maſtbaum in ſeinem Schiffe. Dieſes hörte ſein Sohn, der ſprach zu dem Vater: „Ach liebſter Vater, wo wollen wir doch ſo viel Wachs hernehmen? Eine ſolche Kerze kommt ja auf hohes Geld, unſere Mittel erſtrecken ſich nicht ſo weit,“ aber der Vater antwortete: „Narr, laß uns nur an's Land kommen, es thut's dem Nickl wohl ein Kreuzerlichtl.“ *)

Um die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer zu feſſeln, ſucht Abraham bekannte Geſchichten oft unter einem neuen Geſichtspunkte darzuſtellen.

*) „Gehab dich wohl“ S. 348.

So sagt er: „Jesus schickte die Jünger in die Stadt, als er der Samariterin am Brunnen ihre heimlichen Sünden offenbaren will, damit es nicht lautmaulig werde.“ — „Christus hat allerlei Organe gesund gemacht, Augen, Ohren, Zungen, Hände u. s. w., aber nie Nasen, weil er die Naseweisen nicht leiden kann.“ — „Für einen Dieb gehört ein Galgen, denn nicht umsonst in den zehn Geboten am siebenten Orte steht: „Du sollst nicht stehlen, denn Nummer sieben schreibt man mit einem Schnellgalgen.“ — „Die neun Aussätzigen, das seynd grobe Gesellen gewest, neun unmanierliche Schliffel, neun unsittliche Knöpf, neun vergessene Maulaffen, neun ungebärdige Schlampen, neun unerzogene Knollfinken, neun ungeschaffene Schlenkel, welche Gott die Ehr nicht haben geben. — Hin und her in den Gärten trifft man ebenfalls neun an, bei denen Gott gar keine Ehr hat; neun Gesellen und nicht ein Lob Gottes, neun Kerl und nicht ein gut Werk: diese neun sind die neun Kegel.“ Selbst vor den barocksten Einfällen schreckt Abraham nicht zurück, wenn sie nur seinem Zwecke dienen. So sagt er z. B. halb scherzend vom hl. Georg: „er stirbt durch das Schwert, weil er sich wohl erinnerte, daß im Himmel eine enge und niedere Porten, angusta porta, darum hat er sich den Kopf abnehmen lassen.“

Eine andere Eigenthümlichkeit in Abrahams Predigten sind die häufig angewandten Wiederholungen von Sachen und Worten. So gebraucht er oft die evangelischen Parabeln, die Erzählung von Bileams Esel, von Samson, dem Eselskinnbacken u. s. w. „Ich habe zwar schon oftermal,“ sagt er gelegentlich einmal, „diese Geschichte aus göttlicher hl. Schrift erzählet, kann solche vor diesmal auch nicht auslassen, denn sie tauget zu meinem Vortheil.“

Eigenthümlich sind ferner oft die Eingänge seiner Predigten. Am Feste der hl. Apollonia beginnt er eine Predigt mit folgender Declination: „Die, deren, denen, die, o ihr, von denen. Von denen Jungfrauen, o ihr Jungfrauen, die Jungfrauen, denen Jungfrauen, deren Jungfrauen, die Jungfrauen.“ Eine andere beginnt er mit dem Ausrufe: „Es stinkt etwas! es stinkt etwas! pfui Teufel, wie stinkt's!“ womit er die Faulheit meint. Auch der Inhalt der Predigten ist häufig ganz wunderbarlicher Art. In einer erzählt und deutet er nur einen Traum, in einer anderen gibt er eine Paraphrase des Vater unser und Ave Maria, um die Zerstreuung beim Gebete zu geißeln, in einer dritten eine parodirende Litanei. Ebenso sind die lateinischen Einschiebsel oft nicht ohne Wirkung: „Einige Advokaten

seynd wie der Vogel Caprimulgus oder Nachttraum, der den Gaissen bis auf's Blut die Milch aussaugt, elicit sanguinem. Andere seynd wie das Kameel, welches, bevor es aus dem Bache trinkt, mit dem Fuße das Wasser trüb macht, turbida placet."

Schließlich sei noch angeführt, daß Abraham in seinen Predigten gern räthselhafte Fragen aufwarf, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln. So fragt er: „Was ist des Teufels liebste Speise? Das Muß — wenn man nämlich von einem Muß — einer Nothwendigkeit redet, wo solche nicht vorliegt. — Wo fängt der Teufel die meisten Seelen? Auf einer Bank. Auf was für einer Bank? Auf der langen Bank, auf welche sie ihre Buße schieben. Welche Musik ist dem Teufel die liebste, etwa ein Harfen? Die nicht, denn mit der Harfen ist er aus dem Saul vertrieben worden. Etwa eine Posaune? Auch nicht, denn durch die Posaune sind mehrere Male die Feinde Gottes, absonderlich die Jerichothianer, überwunden worden. Etwa eine Trommel? Auch solche auf keine Weis, denn Maria, die Schwester Aaronis, hat die Trommel an die Hand genommen, Gott gebenedeiet und gelobt. Dem Satan ist zu seinem Tanz nichts angenehmer als die alte Leyer." „Ich schneid', ich schneid', ich schneid,' was aber?" — fragt er an einer anderen Stelle. — „Ich schneid' ab. Was? Die Nasen? Constantinus Pogonatus hat beiden seinen Brüdern Heraclito und Tiberio die Nasen abgeschnitten, damit sie nur nicht zur Kron' und Regierung gelangen möchten. Das ist crudel und tyrannisch; das thu' ich nicht. — Ich schneid', ich schneid', ich schneid', aber was? Ich schneid' ab. Was? Die Ohren? Nein, nein. Petrus hat dem Malcho das Ohr abgehaut, welchen schmerzlichen Schaden der gebenedeiete Heiland wieder geheilt hat. Das thue ich nicht. — Ich schneid', ich schneid', ich schneid', aber was? Ich schneid' ab. Was? Die Zungen? Nein nein. Den streitbaren Blutzeugen Christi, Hilario und Florentino, sind die Zungen abgeschnitten worden, nichts desto weniger haben sie gleichwohl geredet und Jesum Christum gebenedeiet. — Ich schneid', ich schneid', ich schneid', aber was? Ich schneid' ab. Was? Ich schneid' allen Eltern die Finger ab. Adonibezec, ein stolzer und tyrannischer König hat siebzig anderen gefangenen Königen die Finger abgeschnitten. Das war erschrecklich. Diesem folge ich nach und möchte gerne den mehresten Eltern die Finger abschneiden, damit sie nicht mehr ihren Kindern so stark durch die Finger sehen."

Digitized by Google

Die volksthümliche Lebendigkeit und Naivetät der Erzählung, des Schwankes und der Anekdote, die dem Volke abgelauschte Manier, in halb treffenden, halb spielenden Gleichnissen eine Wahrheit plastisch darzustellen, vereinigten sich bei Pater Abraham mit der Kunst des Wortspiels, in der bis in die neueste Zeit kaum einer ihn erreicht hat, und damit kommen wir auf die sprachlichen Eigenthümlichkeiten. Solche Wortspiele finden sich in manchen seiner Schriften fast auf jeder Seite. Hier nur ein paar Beispiele: „Also soll man fein zuvor, ehe man sich in eheliches Bündniß einläßt, alles wohl betrachten, damit man nicht anstatt einer Gertraut eine Bärenhaut, anstatt eines Paulen einen Faulen, anstatt einer Dorothee ein Ach und Weh, anstatt eines Philipps einen Vilapp, anstatt einer Sibill eine Pfeffermühl heirathe." Ferner: „Derjenige muß viel leiden, der einen Krieg aussteht. Die Krüg auf der Hochzeit zu Kana Galilää seynd durch ein Wunderwerk voller Wein worden, aber ein jeder Krieg ist voll Weinens".

Eine ganze Reihe solcher Wortspiele des Paters Abraham hat bekanntlich Schiller zu seiner berühmten Capuzinerpredigt in Wallensteins Lager mit Geschick verwerthet. In „Auf, auf ihr Christen" erzählt Abraham von Klodoväus, derselbe habe auf einem Marsche durch das turonensische, dem hl. Martinus gewidmete Gebiet Befehl gegeben, daß dieses Gebiet nicht verletzt werde. Als dasselbe dennoch von zwei Soldaten geschah, sprach er mit erhobenem Degen: „Ubi erit spes victoriae, si sanctus Martinus offenditur?" Pater Abraham ruft nun den Soldaten seiner Zeit zu: „Ubi spes victoriae, si deus offenditur?" Er schildert dann die durch die vielen Kriege eingetretenen schlimmen Folgen: „Kein Land ist fast ohne Krieg, kein Reich ohne feindliche Waffen, von vielen Jahren her ist das römische Reich schier römisch arm worden durch stete Krieg; von etlichen Jahren her ist Niederland noch niederer worden durch lauter Krieg; Elsaß ist ein Elendsaß worden durch lauter Krieg, der Rheinstrom ist ein Peinstrom worden durch lauter Krieg und andere Länder in Elender verwandelt worden durch lauter Krieg." — „Lebt man doch allerseits, als hätte der allmächtige Gott das Chiragra und könnte nicht mehr darein schlagen." — „Wer hat gezogen den Türk, diesen Erbfeind, nach Europa, nach Ungarn? Niemand anders, als die Sünd; nach dem S im ABC folgt das T, nach der Sünd folgt der Türk." — „Wenn euch sollte von jedem Fluche ein Härlein ausgehen, so würde euch in einem Monat der Schädel glatt, und so er

auch des Abſoloms Strobel gleich wäre; wenn man zu allen Wettern, welche eure Fluchzung ausbrütet, müßte die Glocken läuten, man könnte nicht Meßner genug herbeiſchaffen.“ — „Das Weib im Evangelium hat den verlornen Groſchen geſucht und gefunden; der Joſeph hat ſeine ſauberen Brüder geſucht und gefunden; wer aber Zucht und Ehrbarkeit bei Soldaten ſucht, wird nit viel finden.“

Verwandt mit dem eben Erörterten iſt ſein Herumarbeiten an einzelnen Wörtern, um durch Erweiterung derſelben oder durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu gewinnen, das ſich in irgend welcher Weiſe im Zuſammenhange ſeiner Rede verwenden läßt. Von erſterem ſei folgendes Beiſpiel genannt: „Gott verläßt nicht den Wolf, warum ſollte er verlaſſen den Wolfgang, er verläßt nicht den Bären, warum ſollte er verlaſſen den Bernhard, er verläßt nicht den Adler, warum ſollte er verlaſſen den Adelbert, er verläßt nicht den Baſilisk, warum ſollte er verlaſſen den Baſilium, er verläßt nicht die Henn, warum ſollte er verlaſſen den Henrich?“ Ein Beiſpiel der zweiten Art iſt: „O Maul, Maul, wie wirſt du büßen müſſen für deine Sünden. Schau und beſchau deinen Namen zurück, ſo wirſt du in der Wahrheit finden, daß es luam heißt, welches der Lateiner gar wohl verſtehet, luam: ich werde büßen.“ Zum Anagramm, wie es in letzterem Satze ſich findet, nimmt Abraham oft ſeine Zuflucht. „Wißt ihr Frauen“, ſagt er z. B. „welchen Sinn in eurem Namen liegt? Verſetzt die Buchſtaben und ihr werdet leſen: ‚Raufen‘“.

Mit vieler Gewandtheit und Effect wandte er ferner nach dem Vorbilde mittelalterlicher Prediger nicht ſelten die Reimproſa an. Hier nur ein paar Beiſpiele: „Ein böſes Gewiſſen iſt ein Henker, der ſtets foltert, iſt ein Geſpenſt, das immerdar poltert, es iſt ein Schuh, der alleweil druckt, und iſt ein Feind, der niemals ruckt, iſt ein Dorn, der allzeit ſticht, und iſt ein Schwert, das allzeit richt, es iſt eine Uhr, die allzeit weckt, und iſt ein Wetter, das allzeit ſchreckt. Es iſt ein Fluß, der allzeit reißt, und iſt ein Thier, das allzeit beißt, es iſt ein Falk, der allzeit rupft, und iſt ein Igel, der gar viel ſtupft. Mit einem Worte, ein böſes Gewiſſen iſt eine Krankheit, die ſtets plagt, und ein Wurm der allzeit nagt.“ Ein anderes Beiſpiel: „Ein jeder ſoll zu Morgens, wenn es Zeit und Gelegenheit zulaſſen, eine hl. Meß hören . . . . nachmals gehe der Tiſchler zu ſeinem Hobel, der Kürſchner zu ſeinem Zobel, der Schuſter zu ſeinem Leder, der Schreiber zu ſeiner Feder, der Fleiſchhacker zu

seinem Beil, der Schlosser zu seiner Feil, der Lederer zu seinen Garben, der Maler zu seinen Farben, der Buchbinder zu seinen Büchern, der Gewölbdiener zu seinen Tüchern, der Maurer zu seiner Kellen, der Weißgerber zu seinen Fellen." Den hl. Nicolaus läßt er die Kinder examiniren: „Ob der Hänserl und der Paul nicht sind zu faul? Ob der Fränzerl und Ignäzerl kein schlimmes Fräzerl? Ob der Michel und der Six vielleicht gelernet nix? Ob die Kätherl gern bei dem Räderl? Ob die Sabindl gerne bei der Spindl? Ob die Liserl und die Thereserl nicht etwa sind zwei junge Eserl? Das alles fragt der Nicola."

In gleicher Weise hatte Pater Abraham eine große Vorliebe für die Assonanz, die Alliteration, für das Echo und überhaupt für alles, was irgend wie anklingt und das Ohr beschäftigen und interessiren kann. „Lauf und schnauf, daß du schwitzest wie ein Postklepper; schab und grab, daß dir die Hände hundert Blattern bekommen; treib und schreib, daß dir alle Finger verkrummen; reit und streit, daß dir fast die gesammten Kräfte vergehen; wetz und hetz, daß dir der Lebensathem zu kurz wird: du wirst gleichwohl nichts oder wenig erhalten, nichts oder wenig erwerben, nichts oder wenig erhaschen, wenn du deine Sache nicht mit Gott anfangest." — Ein Beispiel der Alliteration: „Alle Weltfreuden sind Schlimp, Schlamp, Schlodi, Dilli, Dalli, Lirum, Larum gegen die mindeste Ergötzlichkeit des Himmels." — Abraham wirft die Frage auf: Was wird aus uns werden, wenn wir in der Gnade Gottes sterben? Echo: „Erben". Wie hat Luther ausgelegt die hl. Bibel? Echo: „Ibel" (Uebel). Wer soll sein ohne Tadel? Echo: „Der Adel". Schließen wir die sprachlichen Eigenthümlichkeiten mit paar Beispielen der Repetition und der Anaphora, die bei Pater Abraham ebenfalls besondere Liebhabereien waren. Indem er die Vergänglichkeit der weiblichen Schönheit schildert, sagt er: „Freilich wohl schön seynd die güldenen Haarlocken, aber nit dauerhaft. Mit der Zeit thut auch der alte Kopf mausern, wie eine Brüthenne. Freilich wohl schön seynd die schwarzen Augen, aber nit beständig. Mit der Zeit werden sie rinnend und roth, wie sie die Cyprianischen Tauben haben. Freilich wohl schön seynd die rothen Wangen, aber nit beständig. Mit der Zeit werden sie einfallend, wie ein auspfiffener Dudelsack. Freilich wohl schön ist eine weiße und gleichsam alabasterne Nase, aber nit beständig. Mit der Zeit wird ein alter Kalender daraus, worin stets feuchtes Wetter anzutreffen. Freilich wohl schön ist ein korallener Mund, aber nit

beſtändig. Mit der Zeit ſieht er aus, wie eine gerupfte Blaumeiſe. Freilich wohl ſchön ſeynd die ſilberweißen Zähne, aber nit beſtändig. Mit der Zeit werden auch geſtumpfte Palliſaden daraus." — Von einem Vogel entwirft Abraham folgendes liebliche Miniaturbildchen: „Habt ihr nie geſehen Maiſen? Iſt das nicht ein herziges ſchönes Vögele, ein edles Thierl; wie ſchön und holdſelig iſt es geziert mit ſeinen Federln, ſchöne ſchwarze, weiße Federn tragt's in den Flügeln mit andern Farben vermengt, ſchönes ſchwarzes Häubl tragt's auf dem Köpfl, wie eine ſammtne Fiſier, ſchöne goldfarbe Hängerl tragt's auf der Bruſt, als von dem beſten Goldſtück, ſchöne zarte Füßl, daß es auch an den kleinſten Garten-Stäudl und Geſträußl ſich erhält, ſchöne helle Stimme hat's aus dem Schnabel, das auch der Muſik ſchier erfahren, ſchön iſt's, ſchön ſpricht's, ſchön ſingt's, ſchön lauft's, ſchön fliegt dieſes ſchöne Waldvögele, aber leider Gott erbarm's, wie geſchwind verliert's ſeine Freiheit und mit der Freiheit das Leben!"

Dieſe Originalität und Eigenthümlichkeit nach Inhalt und Form, die ſich im einzelnen noch weiter zeigen ließe, gab den Predigten Abrahams nach dem Geſchmacke jener Zeit einen beſonderen Reiz und eine große Anziehungskraft. Alle drängten ſich um ſeine Kanzel und ſelbſt Proteſtanten waren ſeine ſtändigen Zuhörer. Der Zeitgenoſſe Faßmann legt dem Papſte Innocenz XII. in dieſer Hinſicht folgende rühmliche Worte in den Mund: „Man hat mir geſagt, daß eure Schriften rechte Reitklepper ſeyen, auf denen ein großer Theil deren römiſch-katholiſchen Prediger in Deutſchland zu reiten pflegen, oder deutlicher zu reden, daß eure Schriften denen römiſch-katholiſchen Predigern zu einem Muſter und Modell dienen, wonach ſie ihre Predigten einrichten und zuſchneiden."

III. Der Hofprediger.

Ein Mann von ſo hervorragenden Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, wie Pater Abraham war, ſollte bald einen größeren Wirkungskreis erhalten, als ihm ſeine Ordenskirche bieten konnte. Im Jahre 1677 den 28. April wurde er vom Kaiſer Leopold I.

zum kaiserlichen Hofprediger ernannt. Ueber die Ursachen dieser Beförderung hat man viele schöne Anekdoten erfunden, in Wirklichkeit ist aber folgendes die Veranlassung: Bei einer Feierlichkeit zu Ehren des hl. Joseph als neuerwählten Landespatrons, bei welcher acht Tage hindurch täglich zwei Prozessionen und eine Festpredigt gehalten wurden, war dem Pater Abraham von einem kirchlichen Würdenträger, der die Festprediger zu bestimmen hatte, aus kleinlicher Abneigung die Kanzel zu St. Stephan verwehrt worden. Gekränkt durch diese Zurücksetzung, ließ Pater Abraham im geheimen eine schöne Lobrede zu Ehren des hl. Joseph drucken und am Morgen des Festtages in der Ordenskirche dem Kaiser und anderen hohen Persönlichkeiten überreichen. Auf diese Weise hatte er doch eine Festpredigt und zwar die erste gehalten, die ihm viel Lob und Ehre einbrachte. Der allgemeine Unwille aber, der sich über Abrahams Zurücksetzung aussprach, machte großen Eindruck auf den Kaiser. Es war daher ein Act der Gerechtigkeit, daß im darauffolgenden Jahre am 14. December Pater Abraham den ehrenvollen Auftrag erhielt, am Tage der Vermählung des Kaisers mit seiner dritten Gemahlin Eleonore Magdalena Theresia, die zu Passau begangen wurde, die Festpredigt in Wien zu halten. Auch diese Predigt ließ er drucken und überreichte sie der kaiserlichen Majestät; ein viertel Jahr später erhielt er obige Ernennung zum Hofprediger.*) Abraham kam hierdurch mit Kreisen in Berührung, denen er bisher, 33 Jahre alt, fremd gewesen war.

Wie er sich in dieser Luft gefühlt hat, sagt er an verschiedenen Stellen. Beim Kaiser und der Kaiserin erfreute er sich stets des höchsten Vertrauens und der größten Gunst, dagegen spricht er sich über den Hofstaat und das Hofleben mehrmals bitter aus. „Bei Hofe", sagt er, „lügen nicht allein die Zungen, sondern auch die Augen, die Hände und die Füße". Er spricht von Hofkatzen, „die vorne lecken und hinten kratzen". Wer am Hofe sein Glück machen will, „muß sein wie eine Katz, so eine ganze Nacht vor dem Mauseloch Schildwach steht. Er muß sein wie ein Hahn auf dem Thurme, der sich auf alle Seiten zu wenden weiß. Er muß sein wie ein Haar oder Flachs, das sich immerdar durch die Hechel muß ziehen lassen. Er muß bald lachen, bald wachen; er muß bald sitzen, bald schwitzen. Er muß bald gehen, bald stehen; er muß bald sorgen, bald borgen. Er ist zwar ein Hofmann, aber ein Bürger aus der

*) Vgl. Karajan S. 253.

Stadt Leiden." Welcher Hofprediger würde wohl heutzutage den Muth haben, eine solche Sprache zu führen?

Es ist rühmlichst hervorzuheben, daß Abrahams Verkehr mit dem Hofe nicht den geringsten Einfluß auf seinen aufrichtigen und offenen Charakter ausübte; nach wie vor erhob er sich mit furchtloser Wahrhaftigkeit und mannhaftem Eifer gegen alle Winkelzüge und alles Scheinwesen der Welt. Mit schneidendem Ernste geißelte er die Gebrechen seiner Zeit und hielt allen Ständen ohne Ausnahme den ungefälschten Spiegel ihres Lebens hin. Die Jugend tadelt er wegen ihrer Vergnügungssucht und „ohnnützer Zeitverschwendung", die Erwachsenen wegen ihres Aufwandes in Kleidern und Kost. „Dem Leibe schlägt man nichts ab, es koste, was es wolle. Alle Elemente müssen spendiren, über der Erde die Vögel, auf der Erde die Thiere, in der Erde die Wurzeln. Pfeffer von Calecuth, Zucker von Candia, Ambra von Presilia muß er schlecken und schmecken, es koste, was es wolle. Eigene Landspeisen seynd nimmer in Brauch. Bald wird man fragen, ob derjenige Fisch noch lebe, in dem Jonas logiret, bald wird man nach indischen Bachstelzen auf der Post schreiben. Die durch deutsche Hände gewirkten Tücher seynd nur für die Mönchskutten, taugen nur für Roßdecken. Es muß Seide sein aus Cappadocien, es muß Sammet sein aus Hiriania. Man wird bald von Spinnengeweben Mantel und Mantilien machen, nur wegen der Rarität."

Das Familienleben in's Auge fassend, beschuldigt er die Männer leichtfertigen Lebens. „Item, so ist der Männer saubere Wandel nur allbekannt, als die in allen Wirthshäusern, in allen Spielhäusern, in allen Tanzhäusern herumlaufen, herumsaufen, herumraufen, herumkaufen, herumschnaufen." Den Allzudurstigen hält er vor: „Trinken gehet hin, aber nicht wie jene Bedienten auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, welche die Krüge also angefüllt bis obenhin, daß nicht ein Tropfen mehr hinein gangen; trinken gehet hin, aber man muß nicht werden, wie dazumal der Himmel gewest, als Gott denselben dem Abraham gezeigt, sternvoll; trinken gehet hin, aber nicht wie ein Mühlrad, das den ganzen Tag will naß haben." Den Schlemmern, die Hab und Gut vertrinken, ruft er mit komischem Pathos zu: „Das muß ein Hals sein, wo auch Stuhl und Sessel durchrinnen." Von einem Unfrommen sagt er: „Das Beichten war bei ihm so rar, wie in einer Judenküche der Speck, es war bei ihm die Andacht so inbrünstig, wie die Eiszapfen im Januario; er ist die Woche einmal

über das Vaterunſer kommen, wie die Gäns über den Hafer, obenhin, ohne Gewinn .... er ging lieber zum grünen Kranz in's Wirthshaus, als zum Roſenkranz." Die Eitelkeit, welche die Männer damals mit den Bärten trieben, geißelt er mit folgenden Worten: „Bei jetziger verkehrten Welt iſt nicht allein das Aufſchneiden, das Ehrabſchneiden, das Umſchneiden in Schwang, ſondern auch das Bartſchneiden, ſo daß man faſt alle Tage neue Modi im Bart treibet. Ja man findet dermalen nur wenige Bärte, ſondern Bärtl, welche oft dergeſtalt zugeſpitzt ſeynd, wie der ſubtilſte Miniaturpinſel; bald reibt man, bald treibt man ſolchen hinaufwärts, daß dieſe wenigen Haare müſſen über Willen bergaufſtehen, bald lendt und wendt man dieſen herab, daß ſie einen halben Mondſchein müſſen nachaffen, bald ſtreckt und reckt man ihn beiderſeits aus, wie den angenagelten Hennenjäger (Habicht) am Jägershaus. Jetzt ſieht man alte Gecken und Narren, die ihr zahnluckendes Maul außerhalb ſo renoviren, daß es beinah einem gearbeiteten Sauleder gleicht, und bleiben bisweilen zwei winzige Büſcherle unter der Naſe, daß ſie alſo zeigen, der Grund ſei nix nutz, weil ſo wenig Gras wachſet. Pfui der bethörten Welt! Sollen uns denn nicht die Contrefays von unſern Voreltern ſchamroth machen, weil wir gar ſo oft die Ueppigkeit im Bart zeigen und auf ſolche Weiſe Gott und die Natur ſchimpflich corrigiren wollen."

Eifrig beſtrebt, das weibliche Geſchlecht ſeinem Ideale immer näher zu bringen, ermüdet er nicht, demſelben den Spiegel der bei ihm vorkommenden Fehler und Schwächen vorzuhalten. „Die Schönheit", ſagt er „iſt das einzige Begnügen des weiblichen Geſchlechts. Sie mühen ſich ab zu keinem andern Ziel, als ſchön ſein, ſchön geheißen ſein, ſchön genannt ſein. Sie ſeynd geiſtreich in Erfindung der Kleiderpracht, barmherzig, Fremde zu beherbergen, aber nur, verſtehe mich wohl, fremde Kleider-Modi. Wenn etwas Fremdes in die Stadt Wien kommt, da will eine jede die erſte ſein, die fremden Modi, das fremde Zeug in ihre Herberge aufzunehmen. Aber es koſtet viel, was ſchadet es, ſagt manche, ich will es lieber am Mund erſparen, wenn ich nur kann ſauber daher gehen." Den Geſchwätzigen widmet er folgende Zeilen: „Ein geſchwätziges Weib trägt leichter ein Zentner Blei, als drei Loth Geheimniß. Sobald bei einem Weib ein Wort zu den Ohren hineingeht, ſo klopft es alsbald bei der Maulthür an und verlangt freien Durchpaß in die Welt." Ein zänkiſches Weib iſt ihm im

Hauſe „der Fröhlichkeit Kehraus, ein ſtetes ſummendes Wespenneſt, ein Jahrmarkt der Zankwörter, eine Hauspoſaune, die ihrem Manne als Beichtſpiegel dient.“ „O Gott,“ ruft er voll Bedauerniß aus, „wie ungeſtüm iſt eine ſolche Hauspoſaune, wie verdrießlich eine ſolche Tafelmuſik, wie unleidlich ſolches Kammer-Echo.“ Ein ſolches Weib iſt, „als habe es einmal einen Goggl-Hahn geſchluckt, der ihm nun allezeit aus dem Hals kräht, und muß es allemal das letzte Kyrie eleison haben — — o Gott, ſagt der Mann, es iſt immer ſchad, meine Kunegund, daß du kein Trompeter biſt worden, du hätteſt einen hübſchen langen Athem gehabt zum Clarin aushalten.“ Er tadelt die Frauenwelt, daß ſie viel weniger Sorgfalt auf das ewige Heil ihrer Seele legten, als auf die Befriedigung ihrer Eitelkeit. „Die Haare werden gekrauſt und gezauſt, gewendet und gedreht; die Lenden müſſen geſchnürt ſein (den Magen durch Faſten zu ſchnüren, fällt allzu ſchwer), das Geſicht muß ſich waſchen laſſen, reiben laſſen, poliren laſſen, färben laſſen, zieren laſſen, ziehen laſſen, daß es ſich ſchier mit des Balaams Eſelin möcht beklagen; damit das Fell rein bleibe, nimmt ſie bei der Nacht eine Larve über das Geſicht, daß ihr ſchier der Athem verkürzt wird. Da ißt ſie Kreide, Wachs, Terpentin, Salzſtein, Schneckenpulver, damit nur die Haut nicht braun wird, da legt ſie ſo enge Schuh an, daß ſie faſt keine größeren Fußſtapfen im Sande läßt, als die Rohr-Entel.“

Mit Rückſicht auf die Schwächen und Gebrechen beider Theile fragt Abraham, was iſt der Eheſtand? und antwortet: „Wie oft iſt der Eheſtand ein Garten, wo nichts anders wachſet als Trübnuß; wie oft iſt der Eheſtand ein Jubilierladen, wo nichts anders ſeynd als Schlaguhren; wie oft iſt der Eheſtand ein Spital, worin die größte Sucht, die Eiferſucht; wie oft iſt der Eheſtand eine Prozeſſion, wo allezeit das Kreuz vorangeht.“ An einer andern Stelle ruft er wehmüthig aus: „O, was für eine elende Uhr iſt der Eheſtand, wenn der Zeiger nicht auf eins ſteht . . . wann die Orgel des Eheſtandes verſtimmt iſt, da iſt der Teufel Calcant und zieht den Blasbalg.“ „Führen die Eltern einen ſträflichen Wandel und ein laſterhaftes Leben, dann ſcheuen ſich die Kinder nicht, in dero Fußſtapfen zu treten. Aber ihr Eltern, ihr, ihr gebet Rechenſchaft. Die Sünden der Kinder kommen in die Rechnung der Eltern. Ihr habt das Gift gemiſcht, das ſie getrunken.“ Von uneinigen Eheleuten ſagt er: „Die Köpfe ſehen zuſammen, wie des Kaiſers ſein Adler.“ Des-

halb ermahnt er die Eheleute, sie „sollen sein wie die Augen im Kopf, wo sich ein Auge hinkehrt, dorthin wendet sich das andere, und thun sich nie zertrennen". Da es indessen in jeder Ehe viel Schweres zu erdulden gibt, so sagt er: „Die Eheleute müssen gute Zähne haben, denn sie müssen gar oft etwas verbeißen; einen guten Rücken, denn sie müssen gar viel ertragen; einen guten Magen, denn sie müssen gar viele Brocken schlicken; gute Füße, denn es drückt sie der Schuh gar vielfältig. Mit einem Worte: patientia (Geduld) ist die erste Haussteuer, so die Eheleut haben müssen." Eine glückliche Ehe nennt er „einen blühenden Mai, einen Abriß vom Paradies, ein Polster des Friedens, eine Schule der Tugenden, eine Speiskammer der Liebe, ein Contrefay des Himmels."

Vor Abrahams Augen blieb nichts verborgen und galt kein Ansehn der Person. „Es steht gar schlecht", rief er den lässigen Geistlichen seiner Zeit zu, „wenn Priester seyen wie die Wetzsteine, so andere Klingen schärfen, aber selbst nicht schneiden, oder wie jene Zimmerleut, die an der Arche Noa gebaut, die selbsten aber ersoffen und in die Arche nicht gekommen". Den Edelleuten sagt er, viele von ihnen gehörten in des Judas saubere Brüderschaft, wenn sie wie Egel ihren Unterthanen das Blut aussaugten. „Jetzt muß bei manchem Edelmann der Bauer ein Hund sein, aber glaub mir, wie scharf wird dich einmal bei dem göttlichen Richter dieser Hund anbellen." Mit Vorliebe reibt er sich an den Advokaten, die „mit ihrer verschmitzten Lehr aus einem Flohhusten fein meisterlich einen Rechtshandel schmieden;" so war es ein Gleichniß, wodurch er in Wien großes Aufsehn erregte: „Es verhalten sich zwei Advokaten wie die Waschdirnen mit der nassen Leinwand: eine reibt hin, die andere her, bis kein Tropfen mehr darin bleibt." Nicht minder entschieden und doch nie ohne die Würze seines unversiegbaren Humors geißelte er die Fehler der einzelnen Stände. „Gehe in einen Kaufmannsladen, dort wirst erfahren, daß man daselbst die Lügen mit der Elle ausmesse. Gehe zu einem Handwerker, da mußt du dich wundern, daß die Lügen wie die Regenwürmer herumkriechen." „Der Tischler verspricht den Kasten übermorgen, ist lang um die Arbeit geloffen, das Geld, das hat er schon versoffen; wenn ein viertel Jahr verlauft, hat er noch kein Brett gekauft. Der Schuster macht lauter blaue Montag, verspricht die Schuhe auf künftigen Sonntag, wann dann die Schuhe sollen fertig sein, kauft er erst das Leder ein. Der Schneider hat nicht umsonst die Scheer, dann

er kann mit dieser nicht sowohl zuschneiden, als auch meisterlich aufschneiden. Zu Zeiten geschieht es gar, daß, wann man das Kleid anlegen will, so lauft der Meister Schneider in das Haus und spricht: ‚Mein Herr, ich habe das Maß vergessen, muß es euch von neuem me—me—messen'. Der Schmied und Schlosser thun nicht feiern, können das alte Eisen wieder trefflich erneuern. Der Bäcker schwört bei seiner Seel, er nimmt das weißeste Mehl, mischt unterdessen schwarz und weiß untereinander; den Teig netzt er immer mehr, so wiegt das Brod desto schwer. Der Metzger oder Fleischhacker macht durch die ganze Wochen sich seinen Gewinn mit Beinern und Knochen. Mancher Kaufmann verspricht vor gewiß, dieses oder jenes Zeug sei aus England oder Paris; ist ganz und gar zart von Faden, liegt aber schon zehn Jahre im Laden. Der Wirth schwört bei seiner Ehr und Treu, daß der Wein gerecht und von bestem Gebürg sei, ist aber ein verdorbener Wachauer, voll Hausen-Blatter, geschwefelt und sauer. Des Wachshändlers sein Geschäft besteht meistens in Terpentin. Die Kerzen können nicht ersprießen, weil sie immerdar fließen und beweinen der Wachskerzler ihre Sünden, sobald man sie nur an thut zünden. Die Spezerei- und Gewürzhändler thun bei ihren Waaren gleichermaßen die Wahrheit sparen." *)

Den Bauer schildert Abraham als durchwegs aufrichtig und ehrlich, nur bisweilen bezeichnet er ihn als störrig, schlau und verbittert in Folge harter Bedrückung: „Gar oft ist eine Bauernhaut ein Futteral über einen großen Schelmen." Obschon er der richtigen Ansicht ist, „daß die Schauspiele und Komödien ihren Nutzen haben, dafern man nicht die Zucht dabei außer Acht läßt", ist er doch empört über die Schlüpfrigkeiten und Obscönitäten, wie sie in Wirklichkeit leider oft genug auf der Bühne vorkommen, und mit kühner Derbheit ruft er den Liebhabern solcher Dinge zu: „Eure Schauspiele sind Sauspiele geworden." Mit derselben Energie des Ausdrucks brandmarkt er die Unsitte, die Sonn- und Festtage nur zu sinnlichen Lustbarkeiten zu mißbrauchen, in dem er den Vorwurf erhebt, „viele machten die Sonntage zu Sündtagen, die Festtage zu Freßtagen, die Feiertage zu freien Tagen für allerhand Sünden und Laster, während die Fasttage ihnen zu Lasttagen geworden seien."

Um in seinen Zuhörern Weltverachtung und Sündenhaß zu erwecken, schildert er in ergreifender Weise die Unbeständigkeit und

*) „Gehab dich wohl" S. 69 ff.

Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. „Ein elender Tropf bist du, o Mensch, absonderlich wegen deines Lebens, welches sich so großer Beständigkeit zu rühmen hat, wie die Butter an der Sonne; schau die Luft an, dort ist der Nebel, so bald hält, bald fällt, ein Contrefay des Lebens; schau das Wasser an, dort sind die Blasen, welche bald stehen, bald vergehen, ein Ebenbild des Lebens; schau das Feuer an, dort ist der aufsteigende Rauch, welcher bald satt, bald matt, eine Kopie des Lebens; schau die Erde an, dort ist die Rose, welche bald roth, bald todt, ein Abriß des Lebens." Alle irdische Herrlichkeit ist vergänglich. „Was ist in der Welt, was hat die Welt, das nit zu Trümmern geht? Wo sind Alexander der Große, Pompejus der Große, Karolus der Große? Sie seynd nit mehr. Wo sind Ganimedes, Polidori, Narcissi, lauter schönste Zuckerkinder? Wo seynd die Phantä, die Helenä, die Amalasontes, lauter Mirakel der Schönheit? Sie seynd nit mehr. Wo ist der Coloß, das Wunderwerk zu Rhodus, wo das Mausoleum, das Wunderwerk zu Karia, wo die Gärten Cypri und die Wundersäule Ptolomäi, Athen wo du, Carthago wo du, Jerusalem wo du, Ninive wo du, altes und erstes Rom wo du? Wir seynd nit mehr, sagen sie selbst, wir seynd zu Trümmern gegangen; wo vor diesem ein Palast gestanden, ist jetzt ein Morast ꝛc."

„Der Tod," sagt er, „ist ein Spieler und zwar ein unartiger, indem er kegelt und nit aufsetzt, und nit allein sticht nach dem Bauer, sondern auch nach dem König;" vor ihm sind alle Menschen gleich: „Eine goldene Krone und eine Schmeerkappe, ein Scepter und eine Holzhacke, ein Purpur und eine Joppe sind bei dem Tode eines Gewichts und eines Gesichts." Indem Pater Abraham seine Zuhörer beschwört, vor allem dafür zu sorgen, daß ihr Tod ein guter und gottseliger sei, erhebt sich seine Sprache zu hinreißendem Schwunge: „Laß sterben den Leib, dieses sechs Schuh lange Nichts; laß sterben, laß verderben, ist nicht zu bedauern, dieses Krankenspital, diese kleine Portion der Erde; laß sterben, laß verderben, wie, wo, wann, wodurch er stirbt, liegt nichts daran; aber das bitte ich dich um das Blut Jesu Christi, das bitte ich dich um deiner Seele Seligkeit willen, mit aufgehobenen Händen schreie ich vor dir, ja in beide Ohren, du wollest deine Seele nit sterben lassen, die Seel', dieses künstliche und köstliche Ebenbild Gottes, die Seel', dieses schöne und scheinende Contrefay der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die Seel', dieses kostbare und schätzbare Kleinod Gottes, die Seel', die friedliche und freundliche Schwester der Engel; diese, o Mensch, laß

nie ſterben, welches da geſchieht durch eine freiwillige Todſünde; dieſer Tod iſt allein ein Elend."

So war Pater Abraham ein ernſter Sittenprediger, der die Laſter und Schwächen der Vornehmen nicht minder geißelte, als die Gebrechen und Modethorheiten der übrigen Stände. Seinem mannhaften und unerſchrockenen Auftreten iſt es hauptſächlich zu danken, daß bei den durch die Greuel des dreißigjährigen Krieges gelockerten Sitten beſſere Zuſtände eintraten. Ohne den Pater Abraham hätte vielleicht an dem Hofe von Schönbrunn die gleiche Sittenloſigkeit geherrſcht, wie an dem Hofe von Verſailles. Der Kampf aber, den Abraham gegen die erbitterten Hofleute führte, war kein perſönlicher, ſondern nur ein moraliſcher. Darum blieb er auch ſtets der beliebte Kanzelredner, den alle gern hörten, und dem alle ihr Vertrauen ſchenkten.

Ueber Abrahams Beliebheit als Hofprediger heißt es in der Vorrede zur „Todtenkapelle": „Unſer Abraham war an dem größten Hofe der Welt Hofprediger, wo er zu ſeinen großen Gaben zwar den Vortheil fand, daß die Majeſtät, der er predigte, ſelbſt haben wollte, daß er die Laſter dem Hofe ohne Maske vorſtellte. Ob ihn nun ſolches zwar außer Gefahr ſetzte, ſo war doch dieſer Zweck noch lange nicht erhalten, daß ein jeder, ſo von unſerm Abraham die Wahrheit gehöret, mit dem ſcharfen Prediger der Wahrheit vergnüget geweſt. Dieſes geſchah aber. Alle trungen ſich, von Pater Abraham die Wahrheit zu hören und ſolcher Zulauf rührte nicht von dem Schutze des Kaiſers her, denn dieſer konnte ihm nur Sicherheit verſchaffen, ſondern aus dem Geheimniß, ſo er beſaß, alle Menſchen zu zwingen, ſeine ungeheuchelte Wahrheit zu hören."

IV. Der Schriftſteller.

Das Verdienſt, die öffentliche Aufmerkſamkeit erſt recht eigentlich wieder auf den Pater Abraham gelenkt zu haben, hat ſich der Proteſtant Th. G. von Karajan durch ſeine im Jahre 1867 erſchienene Monographie „Abraham a sancta Clara" erworben. Er hat darin mit vielem Fleiße unter anderm auch eine vollſtändige Reihenfolge der neueſten Werke des Paters Abraham nach der Zeit ihrer Entſtehung oder ihrer erſten Veröffentlichung aufgeſtellt. Nach dieſer Aufzeichnung hat Abraham 52 Werke verfaßt, die ſpäter in 21 Bänden erſchienen ſind, Paſſau und Lindau 1835—1854. In Folgendem

wollen wir nur die berühmteſten und wichtigſten ſeiner Werke kurz beſprechen.*)

1) „Grammatica religiosa“, ein ſtreng wiſſenſchaftliches, ascetiſches und homiletiſches Werk von 486 Seiten im erſten und 424 Seiten im zweiten Theile. Dasſelbe iſt in ächt kirchlichem Latein geſchrieben, und Pater Abraham erlebte außer mehreren Auflagen die Freude, daß ihm acht Jahre nach dem erſten Erſcheinen des Buches, alſo 1698, eine deutſche Ueberſetzung desſelben überreicht wurde, welche ein einſamer Geiſtlicher der Stadt Köln in Anſehung des großen und herrlichen Nutzens, ſo dieſe heilſame Tugendſchule bisher gewirkt, veröffentlicht hatte.

2) „Abrahamiſches Beſcheideſſen“. Mit einziger Ausnahme der „grammatica religiosa“ haben alle Druckſchriften des Paters Abraham einen originellen, manchmal ſogar barocken und komiſchen Titel. Zu dieſen gehört auch das oben genannte, das aus Abrahams Nachlaß im Jahre 1717 herausgegeben wurde. Das Titelbild zeigt eine mit allerlei Speiſen, darunter auch mit einem Pfau, beſetzte Tafel, um welche viele vornehme Herren und Frauen ſtehen. Der Dispoſition des ganzen Buches liegt die Idee zu Grunde, daß bei einem Gaſtmahle für verſchiedene Stände und Perſonen verſchiedene Gerichte aufzutragen ſeien. Im erſten Kapitel werden Oſtereier aufgetiſcht mit dem Motto: „Das Schenken und Geben kommt heut' an mich, wer was bekommt, der behalt' es für ſich.“ — So hat jedes der dreißig Kapitel ein Motto in Verſen. Mit einer Unmaſſe von theologiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Anekdoten, mit Localwitzen u. ſ. w. werden überall moraliſche Betrachtungen und Ermahnungen verbunden.

3) „Der wohlangefüllte Weinkeller.“ Dieſes Werk hat dieſelbe Tendenz und Bedeutung, wie das vorhergehende. Abraham führt darin in vielen Beiſpielen und in treffenden Schlagworten aus, daß der Menſch durch ſein ganzes Leben, beſonders aber bei dem Gefühl des herannahenden Todes, einen unauslöſchlichen Durſt nach der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit haben müſſe.

4) „Abrahamiſches Gehab dich wohl! oder Urlaube. Schaue hinein und lieſe das, Und mach dir einen Knopf auf die Nas.“ Dieſes Buch bildet eine Art von Wegweiſer, einen Pilger-

*) Eugen Schnell, „Pater Abraham a sancta Clara“ Würzburg 1877 Seite 52 ff.

ſtab, eine Warnungstafel bei der Wanderſchaft durch das Leben bis zur Ewigkeit. Es enthält 505 Seiten und zerfällt in 32 Discurſe, von denen jedem ein Text aus der hl. Schrift und ein Spruchvers vorgeſetzt iſt. Der zweite Diskurs iſt z. B. überſchrieben: „Nolite ante tempus judicare donec veniat Dominus". 1. Cor. 4, 5.

„Kehr ab den Ruß von deinem Herzen,
Ehe du thuſt fremde Fehler ſchwärzen."

Dutzende von falſchen Urtheilen werden angeführt, darunter auch folgendes: „Es gehen zwei Geiſtliche bei dunkler Nacht über die Gaſſen und kommen ſoeben von einem Kranken. Da heißt es gleich: ‚Holla, die Pfaffen ſind gewiß bei einem Schmaus geweſen, die Pfaffen haben das ganze Jahr den Sonntag Laetare'."

5) „Abrahamiſche Lauberhütte. Ein Tiſch mit Speiſen in der Mitt, welche Hütte nicht leeres Laub und Blatt, ſondern viele herrliche Früchte hat. Den Juden zum Trutz, den Chriſten zum Nutz auf- und angerichtet." Das Buch hat ungefähr die gleiche Tendenz und Ausdrucksweiſe, wie das „Beſcheideſſen" und „Gehabdichwohl". Mehrere Kapitel führen originelle Titel, wie z. B. die wahre Goldtinktur, die Läuſe im Pelz, das Maibaumſetzen, die wohlzugerichtete Wäſche, der marianiſche Lerchengeſang u. ſ. w.

6) „Geiſtlicher Kramerladen voller apoſtoliſcher Waaren und Wahrheiten." Dieſes Buch iſt hauptſächlich eine Sammlung von gehaltenen Ehren- und Feſtpredigten bei verſchiedenen Veranlaſſungen und auf verſchiedene Feſte. Die Predigten enthalten eine wahre Schatzkammer von hiſtoriſchen und biographiſchen Notizen, an welche immer geiſtliche Betrachtungen angeknüpft ſind.

7) „Mercurialis oder Wintergrün", eine Sammlung von anmuthigen und kurzweiligen Geſchichten und Gedichten, die im Sommer und Winter die Leſer erquicken und wie das Immergrün um die Felſen und die hohen Bäume des Glaubens ſich ſchlingen ſollen.

8) „Merks Wien!" „Löſch Wien!" Das erſtere iſt eine geſchichtliche Darſtellung der furchtbaren Verheerungen, welche im Jahre 1679 die Peſt in Wien angerichtet hat. An die ſchauderhaften Scenen des Todes und des tiefſten Elends werden überall moraliſche Betrachtungen angeknüpft und chriſtliche Wahrheiten gepredigt. „Löſch Wien!" iſt eine eindringliche Anſprache an die Wiener, ihren verſtorbenen Mitbrüdern durch eifriges Gebet, Almoſen und gute Werke beizuſpringen. Auch nach erloſchener Seuche ſeien ſie nicht ſicher vor der Gefahr eines plötzlichen Todes.

9) „Hui! und Pfui! der Welt. Hui oder Anfrischung zu allen schönen Tugenden; Pfui oder Abschreckung von allen schändlichen Lastern." Das Buch ist dem Kaiser Joseph I. dedicirt und 1707 bei M. F. Hertz in Würzburg gedruckt. Es ist eine Art von orbis pictus und gewährt auch durch seine schönen Bilder eine angenehme Unterhaltung.

10) „Judas, der Erzschelm, für ehrliche Leute oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des iskariothischen Böswichts", zuerst gedruckt in Salzburg 1689 und dann noch in zahlreichen Auflagen. Von vielen Literaturhistorikern wird dieses Werk für das beste erklärt. In der Form eines religiös-moralischen Romans ist eine Lebensgeschichte des Verräthers Judas Iskarioth erdichtet und erzählt. Der Erzschelm wird in allen möglichen Formen und mit allen denkbaren Missethaten dargestellt. Alle menschlichen Schwachheiten zu geißeln, ist die hauptsächlichste Aufgabe des Buches.

11) „Etwas für Alle, das ist: Eine kurze Beschreibung aller Standes-, Amts-, und Gewerks-Personen". Dieses Buch enthält eine Fülle von allgemeinen Welt- und Menschenkenntnissen, eine genaue Bekanntschaft mit allen Ständen und Berufsarten, mit allen Handthierungen und Handwerkssünden, wie sie nur ein gereifter Priester und Beichtvater haben kann. Das Buch zählt hundert Kapitel, und jedem derselben ist ein Spruchvers, ein Bild und ein Gedicht vorgedruckt. Das erste Kapitel ist z. B. überschrieben: „Der Geistliche. Ich trage für euch Leben und Tod, Segen und Fluch."

Meine Worte treffen gut,
Sind sie manchem eine Ruth,
So wird niemand doch beschädigt.
Folgt den Worten die ich lehr',
Und ruft mir auch zu Gehör:
Wohl, wer selbst thut, was er predigt.

12. „Die Todtenkapelle", oder allgemeiner Todtenspiegel, darin alle Menschen, wessen Standes sie sind, sich beschauen, an den manichfaltigen sinnreichen Gemälden das Momento mori studiren und die Nichtigkeit und Eitelkeit dieses Lebens Democritice oder Heraclitice, das ist: mit lachendem Munde oder thränenden Augen, wie es beliebt, können betrachten und verachten lernen." In der Vorrede ist eine kurze Biographie des Paters Abraham gegeben. Die Einrichtung ist dieselbe wie bei den andern Büchern. Jedes Kapitel

hat ein Bild mit einem lateinischen Bibeltexte und einem deutschen Spruchvers. In 68 Nummern wird der Tod dargestellt, wie er ohne Unterschied und ohne Erbarmen alle einzelnen Stände und Personen ergreift. No. 1 z. B. heißt: „Per peccatum mors. Durch diesen Apfelbiß Ist uns der Tod gewiß."

No. 2. „Mortuus est Aaron. Der Statthalter auf dir Erden, muß dem Tod zu Theil auch werden".

No. 3. „Quasi aquae dilabimur. Auch Birett und Kappen, kann ich wohl ertappen."

No. 4. „Mortuus est ergo Saul. Auch selbst die Krone ich nicht verschone." Das ganze Buch ist von einem frommen Ernste durchweht.

Alle Werke, welche Pater Abraham verfaßt hat, hier zu besprechen, dazu fehlt Zeit und Raum, und wenn man sich ein recht klares Bild von der ganz eigenthümlichen und ungewöhnlichen Manier dieses Mannes machen will, so muß man seine Schriften selbst lesen. —

V. Rückblick und Schluß.

Ehe wir dazu übergehen, Abrahams letzte Lebenstage zu erzählen, wollen wir noch in einer etwas bunten Mosaik einige kurze Züge aus seinem Leben zusammenstellen, da sie seinen schönen Charakter besser erkennen lassen, als eine ausführliche Charakteristik es vermöchte.

Was Pater Abraham für die Hebung des Klerus, die Veredlung des Volkes, die Ausrottung der Laster that, das mußte seine Wurzeln haben in der Tiefe eines von Liebe zu Gott und den Sündern erfülltem Herzen. In seiner eigenen Brust mußte der lebendige Quell sprudeln, voll und reich, der seine lebendigen Wasser über die Mitwelt ergoß. So finden wir denn auch bei Pater Abraham eine wahre Frömmigkeit und Tugend. „Ein Religios", sagt er, „muß sein wie ein Tempel, an dem geschrieben: Nemini nisi numini, Gott allein muß er zugethan sein." Und ferner: „Ein Geistlicher soll in Verfolgung geduldig, in seinem Wandel sanftmüthig, in wahrem Eifer beständig, in der Lehr und Seelsorge unermüdet, im ganzen Leben gottselig sein." Abraham selbst war ein Liebhaber der Demuth und Sanftmuth. Dem hl. Georg legt er folgende schöne Worte in den Mund: „Ich folge meinem Jesu nach, der

auf dem Kreuzbaum, da er seinen Geist wollt aufgeben, sein hl. Haupt unter sich geneigt, inclinato capite, deswegen, weil ober ihm stunde der prächtige Titel: ‚Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum', Jesus von Nazareth, ein König der Juden. Neigte demnach sein hl. Haupt, als weigere er diesen Titel, sondern er wölle sterben in Demuth".*) Dieser Demuth entsprechend liebte es Abraham nicht, wenn der Priester auf der Kanzel oder im Beichtstuhl abstoßende Strenge, ja Härte walten ließ. Er sagt: „Es gibt ein gewisses Kraut, welches die Italiener Basilica nennen. Dieses Kraut, so es subtil angerührt wird, gibt einen edlen Geruch von sich, da es aber stark und grob gerieben wird, so stinkt es über die Maßen; darumb, darumb ihr der Poet ein Lemma oder Beischrift zusetzt: quo mollius, eo melius. Ein rechter Beichtvater solle mit dem Beichtkind umgehen wie mit diesem Kraut. Wann man das Beichtkind glimpflich und manierlich tractirt, selbiges ganz väterlich ermahnt, so folgt meistens eine große Besserung; dafern man aber mit rauhen und groben Worten hervorbricht und ihm eine unerträgliche Buß auf den Rücken ladet, so wird durch solche unartige Manier das Beichtkind weniger auf den rechten Weg gebracht werden. Der Beichtstuhl muß von lindem Holz sein und nicht von hartem".**) Frömmigkeit und Wissenschaft nennt er die Hebel des geistlichen Standes.

Abraham sagt einmal: „Nach der göttlichen Schrift haben die Archen des Herrn zwei Kühe gezogen. Ein Archen Gottes ist ein jeder heiliger Orden; die zwei Kühe, so denselben fortbringen, seynd Frombkeit und Wissenschaft". Die Frombkeit oder Frömmigkeit haben wir an ihm gesehn, wir wollen nun noch kurz erwähnen, daß auch, um in seinem Bilde zu bleiben, die zweite Kuh, die Wissenschaft, an seinem Wagen nicht fehlte. „Ein Mensch ohne Wissenschaft", urtheilt er selbst, „ist wie ein Soldat ohne Degen, wie ein Acker ohne Regen; ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Himmel ohne Stern, wie eine Nuß ohne Kern. Gott selbst mag die Eselsköpf nicht leiden!"

Abraham besaß in der That große Kenntnisse in allen Zweigen des menschlichen Wissens. Auf dem weiten Gebiete der theologischen Wissenschaft war ihm keine Materie fremd und unbekannt. Seine Hauptstärke aber lag in der Exegese, in der Moral und vorzüglich in der Homiletik. Die hl. Schrift war ihm sehr geläufig, er citirte

*) „Merks wohl Soldat" S. 40.
**) „Gemisch-Gemasch" S. 296.

ſie gewöhnlich in lateiniſcher und deutſcher Sprache. Es wird kaum eine bibliſche Perſon geben, die von ihm nicht an irgend einer Stelle angeführt iſt.

Die geſchichtlichen und geographiſchen Kenntniſſe des Paters Abraham müſſen unwillkürlich Bewunderung erregen. Man weiß oft nicht, was man mehr anſtaunen ſoll, das rieſige Gedächtniß, das eine ſolche Fluth von Einzelnheiten zu faſſen und zu behalten vermochte, oder den Bienenfleiß und die ſtrenge Ordnung, die eine ſolche Fülle von Auszügen ſtets ſachgemäß auseinander zu halten und zu verwenden wußte. Von allen hiſtoriſchen Perſönlichkeiten, beſonders von den deutſchen Kaiſern und den Erzherzögen von Oeſterreich, berichtet er Anekdoten, die ſonſt nirgends zu finden ſind. Auch die heiligen Legenden und die geſchichtlichen Sagen weiß er geſchickt zu verwenden und ihren poetiſchen Sinn zu verwerthen. Was die Sprachen angeht, ſo war er neben der deutſchen mit noch fünf andern bekannt: mit dem Lateiniſchen, Griechiſchen, Hebräiſchen, dem Italieniſchen und Franzöſiſchen. Was er in dieſen Sprachen alles geleſen und was er von dem Geleſenen alles behalten hat, iſt ſtaunenerregend. Man braucht nur wenige ſeiner Werke geleſen zu haben, um das Gefühl zu bekommen: er iſt jeden Augenblick im Stande, zu irgend einem Satze, den er ausgeſpochen hat, die Urtheile von einem Dutzend berühmter Männer anzuführen, und man muß nicht ſelten herzlich froh ſein, wenn beim Citiren und Illuſtriren die Zwölfzahl nicht allzu bedeutend überſchritten wird. Als Schriftſteller, mit denen er eine genauere Bekanntſchaft verräth, zählt ein Biograph 14 griechiſche auf, 14 lateiniſche, 1 franzöſiſchen, 10 italieniſche und 45 Deutſche. Auch Muſik, Tanzen, Fechten und Kartenſpiel hatte Abraham gelernt, vor letzterm jedoch warnt er immer, dagegen gedenkt er lobend des Schachſpiels.

Von den Eigenſchaften ſeines Charakters ſind beſonders ſein mannhafter Muth, ſeine Freimüthigkeit, ſeine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, ſein gründlicher Haß aller Scheinheiligkeit, aller Liſt und Winkelzüge zu rühmen. „Die falſchen Menſchen", ſagt er, „ſeynd gleich einer Schwanen mit ihren weißen Federn und ſchwarzem Fleiſch." — „Wer anders redet, als er meint, iſt nicht aufrichtig, verflucht iſt, der ſein Herz weit von dem Munde führet, bei dem Herz und Mund nicht einig wird verkläret". Dabei aber war ſein Sinn nicht dem finſtern Ernſte, ſondern mehr dem geſelligen Leben zugethan. „Mir gefallen luſtige Leute wohl, iſt ein gewiſſes

Anzeichen, daß Gott bei ihnen und in ihnen." An einer anderen Stelle ſagt er: „Was ſeynd melancholiſche Leute? Solche Sauertöpfe, ſolche finſtere Wolken, ſolche Ofenſcherben, ſolche Wandſchatten? Es ſeynd Spitalgrillen, es ſeynd Eſſigkrüge, es ſeynd geſtumpfte Bartbürſten, es ſeynd tumpere Ochſen, die ſich nicht viel in's Licht trauen, es ſeynd des Todes ſeine nächſten Schwäger, denn die Melancholey iſt des Todes Schweſter, und was das mehreſte, die Melancholey-Leute ſeynd Gott zuwider." Er iſt deshalb auch mit allem ſehr gut vertraut, was luſtige Leute treiben. Er kennt die Weine, die ſie trinken und weiß ihre verſchiedenen Qualitäten ſehr richtig zu beſchreiben, er kennt die Paſteten, die ſie eſſen, die Spiele, welche ſie ſpielen, die Sprüchwörter, die ſie im Munde führen und die Lieder, welche ſie ſingen. Ob man im allgemeinen behaupten könne, daß er dem Sinne und der Vorliebe für das Luſtige und Komiſche einen viel zu weiten Spielraum gegeben habe, iſt eine Frage, die ſchwer zu entſcheiden iſt. Seine Zeitgenoſſen machten den Vers:

„Erzvater Abraham, es lachet Deine Sara,
Statt daß ſie Gott dem Herrn aus wahrem Herzen dankt;
So lachet auch jedermann bei Abraham a Clara
Wann er eine Predigt macht bei Auguſtinus Sanct."

Nach dem ehrerbietigen Tone indeſſen, in welchem nach ſeinem Tode die Herausgeber ſeiner Schriften von ihm reden, muß er den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen durchaus keine komiſche Figur geweſen ſein.*) Daß manche lachten, entſcheidet nicht gegen ihn, denn der Prediger wird nie geboren werden, der auf ſämmtliche Zuhörer eine heilſame Einwirkung ausübt. Ueberdies kann eine Rede, bei der man lacht, unter Umſtänden heilſamer wirken, als eine andere, bei der man weint. Man darf außerdem nicht überſehen, daß Abraham ein Kind ſeiner Zeit war und eben auch mit dem Maßſtabe dieſer ſeiner Zeit gemeſſen werden muß. Der krauſe Aufputz, die Häufungen, die barocken Einfälle und Spielereien ſind Auswüchſe eines verdorbenen Zeitgeſchmackes, deſſen Hauptkennzeichen der Schwulſt und die Ueberladung iſt. Wie der einzelne Beurtheiler ſich dieſe Frage aber auch beantworten mag, das muß jeder unwiderſprechlich zugeben: unter dem krauſen Wellenſpiel ſeines Humors und Witzes iſt tiefe und wahre Frömmigkeit verborgen.

*) Rotermund, Abraham a sancta Clara, Hannover S. 12.

Ueber Andersgläubige äußert sich Pater Abraham im allgemeinen milde und gerecht. Confessionelle Ausfälle sind ihm, sieht man von seinem strengen, dem Augustinermönche nicht zu verargenden Urtheile über Dr. Martin Luther ab, fremd und unsympatisch. Dagegen sucht er das Gute, das er bei ihnen fand, den Katholiken zur Nachahmung zu empfehlen. So sagt er z. B. von den Juden: Obgleich sie die ganze Woche hindurch schachern, handeln, kaufen, laufen, so werden sie sich doch von aller Schacherei enthalten, sobald nur die Sterne aufgehen zu dem Sabbath. „Dieses Gebot Gottes, den Sabbath zu heiligen, ist nicht nur dem Volke Israel vorgeschrieben worden, sondern auch dir, mein Christ, dir, dir, merk es wohl, dir mein Handwerksmann! mein Kauf- und Handelsmann! mein Amtmann! mein Bürgersmann! mein Hauspatron! meine Hausfrau! kommt, kommt, wischet eure schläfrigen Glaubensaugen aus und leset das dritte Gebot, welches heißt und lautet: Memento ut diem sabbathi sanctifices!"

Abrahams Bestreben war die sittliche Förderung seiner Zuhörer, aber zu Gunsten derselben war er auch gern bereit, für ihr materielles Wohl zu sorgen. Den Gegenstand seiner vielen Audienzen beim Kaiser bildeten zumeist Bitten um Unterstützung Hülfsbedürftiger, unter denen sich auch viele Convertiten mögen befunden haben. Er selbst sagt hierüber: „Wenn sich jemand von anderer Religion in Wien befand und zu der römisch-katholischen Kirche übertreten wollte, so war er gemeinlich an mich adressirt und ich habe dergleichen Leute mehr als tausend unter meinen Händen gehabt. Diejenigen nun, die es nach meiner Meinung nicht falsch, sondern recht aufrichtig meinten, ließ ich meiner leiblichen, wie geistigen Vorsorge genießen."

Seinem Orden war Abraham mit dem größten Eifer ergeben und hebt er es mit besonderer Freude hervor, daß 54 Päpste und 1567 Cardinäle aus demselben hervorgegangen seien. Das Geld, welches er für seine zahlreichen, stark gelesenen Bücher erhielt, verwandte er zum Ausbau und zur Ausschmückung der Ordenshäuser. War kein Geld vorhanden, so wußte er sich solches vom Kaiser zu verschaffen, der ihm z. B. im Jahre 1691 für Anschaffung neuer Kirchenfenster tausend Thaler schenkte, eine hohe Summe bei der damaligen Armuth der kaiserlichen Kasse. Ueberhaupt war Abraham für seinen Orden sehr thätig: kam Ostern, so verfaßte er den Text zu den Osterspielen, und wurde irgend ein Freuden- oder Siegesfest gefeiert, so mußte er die Transparente und Embleme entwerfen und die ganze Decoration leiten. Es ist natürlich, daß ein solcher Mann

auch hohe Würden in seinem Orden bekleidete: im Jahre 1680 wurde er zum Prior, 1690 zum Provinzial gewählt. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens war er Definitor provinciae. Die Hauschronik seines Ordens sagt: „Nullum erat religionis officium, cui non prudenter præerat, nulla onerosa dignitas, cui non humiles humeros subjecit.“ Ein gleichzeitiger Biograph legt ein ähnliches Zeugniß ab, indem er sagt: „In summa er war des hl. Augustini Ordens Glanz, in welchem er 47 Jahr ganz klar als Sonn- und Feiertags- auch kaiserlicher Prediger, Prior, Provinzial, 12 Jahre Definitor, zu jedermanns Vergnügenheit und Lob geleuchtet hat.“ Zweimal wurde er in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom geschickt, im Jahre 1687 bis 1688 und im Frühjahre 1692. Ueber seine Reisen äußert sich Abraham also: „Ich bin weit in der Welt herum gereist, habe gar viele Leute kennen gelernt, unterschiedliche Professionen durchsucht, allerhand Stände prakticirt, und habe überall Lässigkeit in der Erfüllung ernster Pflichten gefunden.“ Wehmüthig klagt er an einer andern Stelle, er habe die ganze Welt durchreist, aber nicht einen einzigen guten Freund gefunden, „sie waren alle von Lugdun gebürtig“.

Im Jahre 1679 zeigte sich plötzlich in Wien das furchtbare Gespenst der Pest. Alles, was fliehen konnte, floh. Niemand, außer den Ordensgeistlichen und Klosterfrauen, wollte die Kranken pflegen. Aerzte und Wundärzte mußten gefesselt in die Spitäler geführt werden. Wie zum Militair wurden die Leute mit Gewalt zum Krankendienste ausgehoben. Elf Monate wüthete die verheerende Seuche. Da hatte Pater Abraham vielfache Gelegenheit, seinen Muth und seine christliche Nächstenliebe zu bethätigen. Mit Unrecht werden in dieser Hinsicht von mehreren Schriftstellern seine Verdienste in Zweifel gezogen. Hätte er sich feige gezeigt und sich selbst auch nur die geringste Verschuldung zugezogen, er würde gewiß nicht den Muth gehabt haben, in seiner Schrift: „Merks Wien“, wie auch in „Hui und Pfui“ und in der „Todtenkapelle“ den Wienern so ernste und bittere Wahrheiten zu sagen. Ohne Zweifel war es auch eine besondere Veranlassung, eine Pflicht der Dankbarkeit, welche ihn bestimmte, die letzten 5 Monate, in denen die Pest immer mehr abnahm, im Landhause des niederösterreichischen Landmarschalles, des Grafen Hans von Hoyos, als Kaplan zuzubringen.

Nach so vieler Mühe und Arbeit war endlich Ruhens Zeit gekommen, und Abraham fühlte das sehr wohl. „Ich habe reiflich

überlegt," sagte er im September 1709 zum Abt des Benedictinerstifts Montserrat, „daß allgemach meine Leibeskräfte abnehmen und ich in das Grab werde treten". Diese Befürchtung war nur zu begründet. Seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag mehr ab und namentlich war es das Podagra, das ihm sehr übel zusetzte. Mehrmals mit den hl. Sterbesacramenten versehen, starb er am 1. December 1709 im 47. Jahre seines Ordens und im 67. seines Lebens. Er war geboren am Feste Mariä Heimsuchung und starb am „ersten Sonntag im Advent, als man das erste Rorate und die Gedächtniß des englischen Grußes celebriret, auch zu Mittag um 12 Uhr, als man zu dem englischen Gruße geläutet." Kurz vor seinem Tode ließ er sich die Inschrift: „J. N. R. J." von einem Kreuze abnehmen und umklammerte sie so fest mit beiden Händen, daß sie ihm nach dem Tode nicht mehr abgenommen, sondern in das Grab mitgegeben werden mußte. Er bestätigte dadurch seinen so oft ausgesprochenen Glauben an das Kreuz und die Hoffnung, daß uns nur im Namen Jesu Gnade und Barmherzigkeit zu Theil wird.

Am folgenden Tage um 11 Uhr Morgens wurde Abraham im Beisein der hohen und höchsten Personen Wiens, des Welt- und Ordensklerus in der Klostergruft beigesetzt. Kein Denkmal, kein Epitaphium, kein Marmorstein ziert seine Ruhestätte, aber sein Name lebt fort von Geschlecht zu Geschlecht und ist auch im Himmel in das Buch des Lebens geschrieben.

Es erübrigt noch, ein paar Worte über Abrahams äußere Erscheinung zu sagen. Von seiner Gestalt sind mehrere Bildnisse vorhanden, die aber in vielen Stücken von einander abweichen. Nach dem einen Bilde ist er bartlos, nach dem andern trägt er einen Schnurrbart, wieder nach einem andern einen Knebelbart. Daß er aber einen Bart hatte, geht aus seiner eigenen Aeußerung hervor, die er gegen den Papst Innocenz XII. machte: „Eure Heiligkeit verzeihen mir. Ich habe keinen rothen Bart gehabt, sondern er fiel nur ein klein bischen in das Rothe hinein." Das Haupthaar war ein volles und ging, wie bei allen energischen Persönlichkeiten, in die Höhe. Starke Augenbrauen beschatteten die feurigen Augen, eine lange und gebogene Nase führte zu dem beredten Munde und zu einem runden Kinne. Auffallender Weise ist über sein Organ, das doch zu seinem Predigtamte eine Hauptsache war, nirgends etwas gesagt.*) Karajan findet in seinen Gesichtszügen eine Aehnlichkeit

*) Schnell l. c. S. 41.

mit Goethe. Er mag darin nicht Unrecht haben, nur ist das Aussehen Abrahams ascetischer, als das bei dem Altmeister Goethe der Fall ist. Karajan sagt ferner: „Es spricht im ganzen Klarheit, Entschiedenheit und Wohlwollen aus diesen Zügen, durchaus nichts Scheues, Zurückhaltendes und Verschlossenes. Es stimmt somit seine Erscheinung mit seinem Charakter und wenn man es nicht wüßte, daß er es wäre, man würde nimmermehr hinter diesen Zügen einen Bettelmönchen suchen". Aehnlich urtheilt Lindemann: „Das Bildniß des Paters," sagt er, „sticht zu seinem Vortheile auffallend von den Zügen aller seiner literarischen Zeitgenossen ab, so daß es gar nicht in das Perücken-Jahrhundert zu gehören scheint".

Schließen wir mit den Worten, welche unserm Pater in der Vorrede zur „Todtenkapelle" gewidmet sind: „Nachdem er nun also seinen Beruf vollführet, worin er seinem Gott möglichste Andacht, seinem Nächsten unzählige Liebe, seinem Orden unermüdete Treue, den Lastern Hohn und Verfolgung, denen Tugenden Beihülfe und Vorschub erwiesen, schloß er sein Leben anno 1709 den 1. December unter Ruhm und Hochachtung aller deren, so ihn gekannt oder seine Schriften gelesen. Wie sein ganzes Leben merkwürdig, so enthält sein Tod selbst etwas besonders in sich. Er war unfehlbar weinend wie alle Menschen auf die Welt gebracht worden und er hatte Ursache, Thränen zu vergießen, da er mit so vielen Lastern sollte zu streiten bekommen. Sein Ende aber verhielt sich ganz anders, dann nachdem er die Eitelkeit und Ohnmacht der menschlichen Thorheit in dieser Welt verspotten lernen, hat er lachend die Augen zugethan, welches besondere Ende wenig Menschen in der Welt widerfahren; und kann man daraus erkennen, wie gesetzt sein Gemüth und wie standhaft er sich gegen den sonst entsetzlichen Tod gefasset. Man hält es vor ein Wunder eines unerschrockenen Muthes, daß, als der kaiserliche General Graf Rothkirch auf das Todbette kam, er einen Spiegel zu Füßen setzen ließ, damit er sehen möchte, sagte er, ob er, der niemals eine Furcht gehabt, sich nun vor dem Tode fürchten würde. Pater Abraham weiß noch viel was größeres in dem Augenblick, welcher der erschrecklichste des ganzen Menschenlebens ist, er brauchte keinen Spiegel, seine Herzhaftigkeit zu erfahren, das Lachen, womit er den Tod empfängt, ist andern ein Spiegel, womit er noch die letzte Lehre gibt: daß nach einer guten Vorbereitung der Tod keine Furcht, sondern lauter lachende Vergnügen erwecken kann."

Das chriſtliche Paris.

Von

Hermann Kuhn.

Das alte Paris wird nordöſtlich von einem ſichelförmigen Höhenzug beſchützt, deſſen bedeutendſte Erhebung der Montmartre bildet. Der Legende zufolge erlitt dort der hl. Dyoniſius mit ſeinen Jüngern, Ruſticus und Eleutherius den Tod als Blutzeuge Chriſti. Als ihm das Haupt abgeſchlagen war, erhob ſich der Leib des Heiligen, faßte den abgetrennten Kopf und eilte mit ihm nach der Stelle, wo ſich ſeither die Stadt Saint-Denis um die von ihm gegründete Kirche geſammelt hat. Von den vielen andern chriſtlichen Erinnerungen, die ſich an die uralte Wallfahrtſtätte Montmartre knüpfen, ſei nur erwähnt, daß ſich dort die Kapelle befand, in welcher der heilige Ignatius von Loyola ſich mit ſeinen ebenfalls heiligmäßigen Genoſſen verſammelte, um die Geſellſchaft Jeſu zu gründen. An der Stelle der unter den Stürmen der Zeiten gänzlich verſchwundenen Kapelle erhebt ſich, ſeit 1874, die dem Herzen Jeſu gewidmete Sühnekirche. Die Unterkirche des gewaltigen Baues iſt ſchon eingewölbt und zum Gottesdienſt eingerichtet, während die Mauern und Säulen der Schiffe ſich bis zur Höhe der Gewölbe emporrecken. Alles iſt in beſtem, harten Stein mit größter Sorgfalt gearbeitet. Bis jetzt ſind 16 Mill. Frs. durch freiwillige Beiträge für das großartige Werk aufgebracht worden, welches das Pfand der Buße und der Rückkehr des franzöſiſchen Volkes zu Gott darſtellt.

Neben der Bauſtätte befindet ſich eine kleine Nothkirche. An einem ſtürmiſch kalten Herbſtabend 1885 klopften nach und nach mehrere Männer an der Thür des Kirchleins und wurden ſofort eingelaſſen. Sie ſchienen alle ermüdet von ihrem Tagewerk, dem weiten Weg und dem mühſamen Aufſtieg des Berges. Das Innere der

Kirche war ausschließlich durch den in zahlreichen Lichtern strahlenden Hochaltar erleuchtet. Mehrere Beter knieten vor demselben. Die Ankommenden knieten ebenfalls einige Zeit zum Gebete nieder, ehe sie in der Sakristeithüre verschwanden.

In einem großen Zimmer hinter der Sakristei finden sie sich zusammen. Aber wir sind nur zehn, es fehlen also vier unserer Mitglieder, welche zugesagt hatten. — Bei dem scheußlichen Wetter und der weiten Entfernung haben sie sich wohl verspätet; einige von uns werden daher zwei Stunden halten müssen. — Oh, machen Sie sich keine Sorgen, unterbrach jetzt ein ältlicher Herr, welcher die Ankömmlinge freundlich empfangen hatte; im neuen Saal befinden sich neunzehn Mitglieder eines andern Vereins, welche ebenfalls für die nächtliche Anbetung gekommen sind. In der ersten Zeit mußten oft manche Nächte ausfallen. Seit zwei Jahren aber ist das Hochwürdigste Gut immer ausgesetzt geblieben und mehrfach sind, wie heute, zwei Vereine für eine Nacht hier gewesen. Letztlich waren wir unserer Sechsundsechzig in einer Nacht. Deshalb ist auf der anderen Seite der Straße noch ein großer Saal zur Beherbergung eingerichtet worden.

Jetzt setzt sich einer der Angekommenen an den Tisch und schreibt die Stunden und die Namen der dieselben übernehmenden Anbeter nebst ihrer Heimathdiözesen auf: Metz, Straßburg, Trier, Münster, Fulda, Luxemburg, Paris. Die Anbeter gehörten der bei der deutschen St. Josephkirche in der Villette thätigen St. Bonifaciusconferenz an. Nun traten auch die Gäste aus dem anderen Saal ein. Es waren Mitglieder des in der St. Josephspfarrei (Faubourg de Temple) bestehenden Jünglingsvereines. Alle zusammen begaben sich nun durch die Sakristei in die Kirche, welche unterdessen, Schlag 9 Uhr nach außen geschlossen worden war, nachdem die letzten Andächtigen sie verlassen. Alle knieten vor dem Altare nieder. Einer betete, lateinisch und französisch, das Abendgebet und dann den Rosenkranz vor, die Anderen wechselten ab. Dann verlas er mit feierlicher Andacht die Abbitte für alle gegen das Hochwürdigste Gut, und das Herz Jesu begangenen Versündigungen und Beleidigungen. Darauf wurde, ebenfalls ein Nachtgebet, jedoch ganz lateinisch, die erste nächtliche Hora zur Verehrung des Hochwürdigsten Gutes gehalten.

Nach Beendigung dieser gemeinsamen Andacht begaben sich alle leisen Schrittes in ihre Schlafsäle zurück. Nur sechs blieben knien

bis zur nächsten Stunde, die anderen sechs kamen, um sie abzulösen, nachdem sie alle gemeinsam die zweite Hora gebetet hatten. In den gedachten Sälen standen einfache Betten in zwei Reihen neben einander. Die frommen Gäste legten sich halb ausgekleidet schlafen, während die Gasflammen halb zugedreht wurden.

So ging es die ganze Nacht hindurch. Jede Stunde lösten sich die Anbeter ab, von denen einzelne noch eine zweite Stunde vor dem Altare blieben. Um 5 Uhr morgens waren wiederum alle vor dem Hochaltar versammelt, um gemeinsam das Morgengebet zu verrichten. Hierauf begann die erste hl. Messe, in welcher alle sich dem Tische des Herrn nahten und zu der sich schon zahlreiche Andächtigen in der unterdessen geöffneten Kirche eingefunden hatten.

Die ewige Anbetung, zu Ehren des Herzens Jesu, auf dem Montmartre, ist erst in letzter Zeit eingerichtet worden. Während der Nacht wird sie von den Mitgliedern der Männer- und Jünglingsvereine und Brüderschaften der Stadt Paris und ihrer Vorstädte geübt. Oft auch kommen Vereine aus der Provinz eigens zu dem Zwecke nach Paris. Den Tag über sind fortwährend Beter anwesend, auch außer den zahlreichen hl. Messen, der Nachmittags- und Abendgottesdienste.

Schon einige Jahrhunderte hindurch findet die nächtliche Anbetung abwechselnd in den Pariser Kirchen statt. Jeder Pfarr- oder Anstaltkirche sind drei oder zwei Tage zugewiesen, während welcher eine Art Mission stattfindet, täglich mehrere Predigten und zahlreiche Gottesdienste gehalten werden. Die nächtliche Anbetung übt ein eigner Verein, dessen Mitglieder sich wenigstens zu einer Nacht monatlich verpflichten, mit Hilfe von Freiwilligen und Vereinen der betreffenden Pfarrei. Der „Verein der nächtlichen Anbetung" besitzt eine Anzahl Betten, oder vielmehr einfache Matratzen, Laken und Handtücher, damit die Anbeter sich in einem Nebenraum der Sakristei abwechselnd ausruhen und waschen können. Er bezahlt einen Arbeiter, um diese Sachen in Stand zu halten und regelmäßig an Ort und Stelle zu bringen.

Zum Schluß der Anbetung in einer Pfarrei findet jedesmal, Abends, eine Procession statt, sofern es die Größe der betreffenden Kirche gestattet. Hunderte von Männern begleiten dabei das Hochwürdigste mit brennenden Kerzen in der Hand. In den größeren Kirchen ist diese Feier besonders schön und erbaulich. Am prachtvollsten, großartigsten und erhabensten ist diese Procession in

Notre-Dame, wo die ewige Anbetung am Beginn des Kirchenjahres, von dem ersten Adventsonntage ab, stattfindet. Ueber dreitausend Männer aus allen Ständen tragen Kerzen und stimmen kräftig ein in die von einer gewaltigen Orgel begleiteten Hymnen. Zahlreiche Priester, das fast nur aus Greisen bestehende ehrwürdige Domkapitel, der Cardinal-Erzbischof gehen vor dem Traghimmel, unter dem der Coadjutor das Hochwürdigste trägt, vor welchem das Volk andächtig niederkniet. Es ist ein wundervoller, unvergeßlicher Anblick, die breite Lichterreihe der langen Procession zwischen den hohen Säulen der fünfschiffigen, gewaltigen Domkirche hinziehen zu sehen. Auch der Gleichgültigste fühlt sich gerührt, wird hingerissen, wenn zum Schlusse, auf ein Glockenzeichen, die 10—12,000 Andächtigen niederknien, während der heilige Segen unter feierlichster Stille gegeben wird.

So hört jahraus jahrein die ewige Anbetung an zwei Stellen in Paris keinen Augenblick auf. Den Tag über werden die betreffenden Kirchen nie leer, während der Nacht knieen beständig Männer und Jünglinge vor dem Altar. So wird unaufhörlich und innig gebetet, während außerhalb der Taumel und Sinnenrausch der Weltstadt das ganze Volk gefangen zu halten scheint.

Im Januar pilgern neun Tage lang Tausende von Männern nach Sainte-Génèviève — seit deren Entweihung zur benachbarten Kirche Sanct-Stephan am Berge (Saint-Etienne du Mont) — zum Grabe der heiligen Genovefa, Beschützerin der Stadt Paris. Während des Sommers finden Wallfahrten nach allen Richtungen statt, besonders nach Saint Cloud, Pontoise, Notre-Dame du Vertu (wo sich namentlich zahlreiche deutsche Arbeiter aus dem Stadttheil Villette einfinden) und dann im October nach Saint-Denis, um die Reliquien des heiligen Dyonisius und seiner Jünger zu verehren. Nach Lourdes, Paray-le-Monial gehen oft an einem Tage zwei bis drei Pilgerzüge mit der Bahn ab.

In der Fastenzeit füllt sich die ungeheure Notre-Dame-Kirche regelmäßig Sonntags mit Männern aus allen Ständen, um die Predigten zu hören. Auf Ostersonntag betheiligen sich dort 4—8000 Männer an der österlichen Communion. Sie schreiten andächtig in langen Reihen zur Communionbank, wo vier Priester gleichzeitig das hh. Sakrament spenden. Trotzdem dauert die schöne Feier, mit Inbegriff einer kurzen Predigt, über zwei Stunden. Sehr erbaulich ist die Gewohnheit der meisten Männer, in den Gesang einzustimmen,

namentlich was Kyrie, Credo, Magnificat und sonstige öfters übliche Gesänge betrifft.

Freilich, man muß in die Kirche sich begeben, um etwas von dem religiösen Leben zu gewahren. Auf der Straße darf sich nichts davon, besonders keine Prozession, zeigen. Bei Leichenbegängnissen fährt der Priester in einem geschlossenen Wagen, vor dem Leichenwagen, hinter dem die stets sehr zahlreichen Leidtragenden zu Wagen oder zu Fuß folgen, wie es eben geht. Aber überall wird dem Leichenzug die Mitte der Straße eingeräumt, alle Vorübergehenden ziehen den Hut, die Frauen bekreuzigen sich. Gerade in den Arbeitervierteln ist die den Todten erwiesene Ehrfurcht am Allgemeinsten, eine Ausnahme fast nie zu gewahren.

An Sonn- und Festtagen findet in den (70) Pfarrkirchen von 6 (oder 5) bis 12 (oder 1) Uhr jede Stunde eine heilige Messe statt, in mehreren auch jede halbe Stunde, jedoch meist in einer Seitenkapelle. Zwei oder drei Mal wird gepredigt, das große Hochamt wird besonders sehr feierlich durch drei Priester abgehalten, während die übrigen Priester der Pfarrei im Chore anwohnen. Ein kleines Hochamt findet früher, um 8 Uhr statt. Nachmittags wird Vesper, Abends Segenandacht gehalten, jedesmal mit Predigt. Dazwischen schieben sich öfters noch Bruderschafts- und ähnliche besondere Andachten ein. Regelmäßig jeden Monat ist mit der Vesper eine feierliche Prozession verbunden; zahlreiche Knaben und weiß gekleidete Mädchen gehen vor dem Hochwürdigsten, die Männer folgen. Alle tragen Kerzen.

Alle Gottesdienste sind stets zahlreich besucht. Morgens früh sind es Dienstboten, Arbeiter und kleine Leute, welche der hl. Messe beiwohnen, bevor sie ihr Tagewerk beginnen, zu dem Viele leider unnöthigerweise am Sonntage gezwungen sind. In den folgenden Messen herrschen die bürgerlichen und wohlhabenden Stände vor, zum großen Hochamte kommen auch Viele, welche morgens schon einer Stillmesse beigewohnt und während derselben communizirt haben. Die Communionen sind nämlich in allen Messen sehr zahlreich, zählen meist nach Hunderten, an Festtagen nach Tausenden. Zu den letzten Messen, um 12, ½1 und 1 Uhr kommen wiederum Viele, welche den Vormittag arbeiten mußten. Daneben kränkliche und schwächliche, anderseits aber auch bequeme Personen, welche den Morgen zu verschlafen gewohnt oder auch gezwungen sind.

An den Wochentagen finden die hl. Messen bis 10 Uhr oder Mittag statt. Die Besucher sind natürlich nicht besonders zahlreich, aber um so andächtiger; die meisten nahen dem Tisch des Herrn. Abends wird regelmäßig eine kleine Andacht, bestehend in gemeinschaftlichem Abendgebet, einer erbaulichen Vorlesung und hl. Segen, gehalten. Außerdem fehlt es nicht an Bruderschaftsandachten. Die Kirchen stehen den ganzen Tag, bis Abends 8—9 Uhr offen, und sind überhaupt nie ganz leer von Andächtigen. Auch ist stets mindestens ein Priester anwesend, oder in der Nähe (Sakristei), um Beicht zu hören, oder Kranken beizustehen. Samstags und an den Vorabenden aller Festtage sind regelmäßig alle Geistlichen der Pfarrei den ganzen Tag bis zur späten Abendstunde anwesend, um Beicht zu hören.

Sehr zahlreich sind die Opfer an Kerzen und Blumen. Besonders an den Altären oder Bildern der hl. Jungfrau, des hl. Joseph und des hl. Herzens brennen fortwährend eine Anzahl geopferter Kerzen, während Blumen in Töpfen oder Sträußen meist hübsch geordnet, angebracht sind. An den Wänden der betreffenden Seitenkapellen fehlen nie kleine Marmortafeln mit Inschriften. Es sind Gelöbniß- und Dankeszeichen für erlangte Gnaden, oder Gebetserhörungen.

In dieser Hinsicht zeichnet sich die Kirche Unserer Lieben Frau zum Siege (Notre-Dames des Victoires) ganz besonders aus. Es ist eine leider nicht große frühere Kloster- (Minoriten) Kirche, welche nach der Revolution zum Sitze einer Pfarrei wurde. Einer ihrer ersten Pfarrer, der heiligmäßige Kanonikus Desfriche-Desgenelles, stiftete eine Bruderschaft zur Bekehrung der Sünder, welche sich seither über die ganze Christenheit ausgedehnt hat. Dadurch ist die Kirche zu einem Wallfahrtsorte geworden, welcher nie leer wird, und selbst an den ungünstigsten Wochentagen noch immer ihre Besucher nach Tausenden zählt. Hier sind die Wände und Pfeiler schon größtentheils bis oben an die Gewölbe mit den gedachten marmornen Gelöbnißtafeln bedeckt, dazwischen, und besonders an den Altären befinden sich zahllose sonstige Gaben, besonders in Form von (vergoldeten) Herzen. Auch eine Menge Ordenszeichen und Schmuck sind noch vorhanden, obwohl die Commune gar sehr gegen diese geweihten Gegenstände, gegen diese Zeichen frommer Zuversicht und innigen Dankes, gewüthet hat. Der Bruderschafts-Altar ist von einem kleinen Blumenwäldchen umgeben, vor ihm

brennen fortwährend auf jeder Seite einige Hundert Kerzen, außerdem noch eine hübſche Anzahl vor den andern Altären.

Sinnloſe Verſchwendung, Aberglauben und Aehnliches werden hier gewiſſe Leute grimmig und drohend dazwiſchenrufen. Aber warum wenden ſich dergleichen blinde Eiferer nicht gegen die verſchwenderiſchen Feſte jener pfiffigen Leutchen, welche durch Börſenſtreiche und Gründungen dem Volke das Mark ausſaugen, indem ſie ihm jährlich Hunderte und ſelbſt Tauſende von Millionen abnehmen? Warum donnern ſie nicht gegen die Ueppigkeit, die Völlerei, das Geſchmeide, Gold- und Silbergeſchirr, die prachtvollen Einrichtungen, welche Hunderttauſende und Millionen verſchlingen. Freilich, wegen der Polizei und des Staatsanwaltes iſt es nicht räthlich, ſich allzu mit Dingen zu beſchäftigen, welche die Großen und Geldmächtigen der Erde angehen. Aber den bedrängten Frauen und wehrloſen Greiſen gegenüber, welche an den Altären Troſt ſuchen, fehlt es dergleichen Eiferern nicht an Muth. Wie wiſſen ſie auch die Verſchwendung der Großen und Reichen ſo ſchön zu vertheidigen, indem durch dieſelben ja das Geld unter die Leute kommt, Arbeitern und Geſchäftsleuten Verdienſt bringen. Wie ſchön anziehend werden uns nicht die Wohlthätigkeitsfeſte geſchildert und geprieſen, bei denen Hunderttauſende in Tand, Putz und Schwelgereien daraufgehen müſſen, um ein paar Tauſende oder ſelbſt nur Hunderte für die Armen zuſammenzubringen.

In der Kirche Unſerer Lieben Frauen zum Siege aber werden Hunderttauſende zu guten Zwecken geopfert, ohne daß jemals öffentlich davon Aufhebens gemacht wird. Tagtäglich, von morgens früh bis abends ſpät, ſitzen Herren, Damen, Nonnen oder Kinder an den Thüren, um Gaben für irgend eine wohlthätige und kirchliche Anſtalt zu ſammeln. An Sonn- und Feſttagen finden noch beſondere Sammelgänge ſtatt und ſtets fließen die Gaben zahlreich und reichlich. Die Opferſtöcke füllen ſich, und außerdem wird, wie in allen Pariſer Kirchen, bei jedem Gottesdienſt für die Bedürfniſſe der Kirche ſelbſt geſammelt.

Kirche und Prieſter müſſen unterhalten werden. Vermögen jedoch beſitzen ſie keines oder nur ſehr wenig, der Staat aber, welcher das Kirchengut eingeſackt, iſt trotz aller Steuern ſtets in der Geldklemme und zahlt daher nur winzige Entſchädigungen für das Geraubte. Von dem was er leiſtet, kann höchſtens ein Prieſter an jeder Pfarrkirche unterhalten werden. Aber Pfarreien von 25,000

bis 75,000 Seelen, wie in Paris, bedürfen acht, zehn bis zwanzig Priester, die deshalb von den Gläubigen unterhalten werden müssen. Die Stolgebühren reichen da nicht aus, deshalb wird eine geringe Gebühr (von 4—8 Reichspfennigen) für die Benutzung der Stühle erhoben. Die Erträgnisse der gewöhnlichen Sammelgänge werden hauptsächlich zur Unterhaltung der Kirche, Ausstattung der Altäre, für Kerzen, Gewänder u. s. w. gebraucht. Für den St. Peterspfennig, die Armen u. s. w. sind Opferstöcke aufgestellt.

Ueberhaupt wird die Opferwilligkeit der Gläubigen für alle Bedürfnisse der Kirche in Anspruch genommen. An Sonn- und Festtagen wird für die Armen gesammelt, außerdem stehen oft noch Barmherzige Schwestern an den Kirchthüren, um für ihre Waisen und Kranken zu sammeln. Namentlich wird für die christlichen Schulen gesammelt, welche gegründet werden mußten, seitdem die öffentlichen Schulen zu glaubensfeindlichen Zwanganstalten geworden sind. Jährlich mindestens einmal wird der St. Peterspfennig erhoben, dann kommen Sammlungen für Knaben- und Priesterseminare, dienstunfähige alte Priester, für Kirchenbauten, für die katholische Hochschule, für die Waisenanstalten der Pfarrei, dann für verschiedene andere mildthätige Zwecke. Als die Kammer dem Cardinal-Erzbischof von Carthago und Algier die 600,000 Francs für seine Kirchen, Schulen und Waisen entzogen, wurden dieselben durch die Mildthätigkeit der Glaubensbrüder in Frankreich ersetzt. Wo sich irgend ein besonderes Bedürfniß, ein Nothstand im In- und Auslande kundthut, sofort ergeht der Ruf nach Hilfe und nie schallt er ungehört. Für die Hungersnoth in Irland wie in China, für die so schrecklich verfolgten Christen in Tongking und Annam, für die Ueberschwemmten in Spanien, für die Opfer des Erdbebens daselbst und in Italien, und viele ähnliche Opfer des Christenhasses oder der Naturereignisse wird in den Pariser Kirchen gesammelt.

Es bestehen in jeder Pfarrei zahlreiche wohlthätige Anstalten und Vereine, deren Mitglieder selbst das ganze Jahr hindurch regelmäßig beisteuern. Aber es reicht trotz aller Freigebigkeit nicht aus; deshalb wenden sich diese Vereine einmal im Jahre an alle Pfarrgenossen, besonders an alle Kirchenbesucher, damit auch diejenigen sich vorübergehend daran betheiligen, welche an einer regelmäßigen Theilnahme verhindert sind. Die Wohlthätigkeit, die Spendung von Gaben zu kirchlichen und mildthätigen Zwecken, gehört zum Gottesdienst, bildet einen Bestandtheil, eine Vervollständigung desselben.

Sie ist die äußere Bethätigung der Andacht, der frommen Gesinnungen und Vorsätze des Kirchenbesuchers. Dies haben die Armen und Elenden von jeher gewußt, und deshalb erhalten dieselben noch heute an den Pariser Kirchthüren viele Almosen, trotz der vorher schon im Gotteshause gespendeten reichlichen Gaben. Wenn für einen besonderen, wichtigen Zweck, z. B. St. Peterspfennig, Pfarrarmen, Schulen, Kirchenbauten, Seminare, gesammelt wird, dann steuern auch die weniger Bemittelten verhältnißmäßig bedeutende Beträge bei. Die Silberstücke, darunter auch die großen, überwiegen dann in der Sammelbörse und dazwischen blicken auch einige Goldstücke hervor.

Fast immer ist es einer der Pfarrgeistlichen, manchmal der Pfarrer selbst, welcher den Sammelgang vornimmt. Der Kirchenschweizer oder Pedell schreitet ihm voran, um Platz zu machen, indem er mit starker Stimme den Zweck nennt, für den die Mildthätigkeit der Gläubigen in Anspruch genommen wird. Kein einziger steht dann zurück, jeder legt seine Gabe in die hingehaltene Sammelbörse.

Es bestehen in Paris etwa 300 Waisen-, Lehrlings-, Kranken- und sonstige wohlthätige Anstalten, welche überwiegend, ja oft ausschließlich auf die Wohlthätigkeit der Gläubigen angewiesen sind, da sie nur wenig oder gar kein Vermögen besitzen. Die größte derselben, die von dem aus Saarlouis stammenden früheren Obersten und späteren Priester Berwanger gegründete Sanct Nikolausanstalt, erzieht allein über 2400 Knaben in vier Häusern, wobei alle ein Handwerk lernen. Eine jüngere Anstalt, das Haus unserer lieben Frau der ersten hl. Communion, zählt über 300 Knaben. Es sind verlassene Kinder, die oft buchstäblich von der Straße aufgelesen werden. Die Anstalt beherbergt sie ein bis zwei Jahre, um sie zur hl. Communion vorzubereiten und zur Arbeit anzuleiten. Für Mädchen bestehen in jeder Pfarrei eine oder mehrere Arbeitsanstalten (ouvroirs), die gewöhnlich auch Waisenanstalten sind. Die Arbeit der Mädchen trägt zur Unterhaltung der stets von Schwestern geleiteten Anstalt bei.

Ganz außerordentlich ist die Ausbildung, welche die blinden Mädchen in dem Sanct-Paulskloster erhalten. Mehrere der St. Paul Schwestern sind selbst Blinde. Alle Häkel- und selbst sehr feine Näharbeiten, die Besorgung des Hauswesens und des Gartens werden durch blinde Schwestern und Zöglinge verrichtet, denen nur einige Sehende beigegeben sind. Welche Geduld, Geschicklichkeit und Mühe aber erfordert es, die armen Blinden zu dieser Ausbildung zu bringen?

Die „Kleinen Armenschwestern“ ernähren in vier Häusern einige Hundert Greise und Greisinnen mit dem Abhub der Tafel der Reichen, mit den Gaben die sie auf Märkten und in den Häusern tagtäglich einsammeln. Sie selbst essen erst, wenn ihre Pfleglinge befriedigt sind, denen sie außerdem alle Dienstleistungen erweisen, welche kindliche Verehrung und christliche Nächstenliebe gebieten.

Zahllos sind die Vereine zur Unterstützung der Hausarmen. Obenan steht der Verein des heiligen Vinzenz von Paula, welcher in Paris über hundert Conferenzen (selbstständige Abtheilungen), mit zusammen über dreitausend Mitgliedern besitzt. Der Verein des hl. Franziskus Regis ist den armen Leuten bei der Eheschließung behilflich, welche wegen der vielen dabei zu beschaffenden Urkunden oft recht schwierig, kostspielig und zeitraubend wird. Die Wenigsten haben genügend Kenntnisse und Zeit, um sich diese Urkunden selbst zu verschaffen. In den Schutzanstalten (patronage) für Lehrlinge und Gesellen (cercles d'ouvriers) sind jetzt wohl 10—1200 derselben gesammelt. Ein größerer katholischer Studentenverein (Cercle du Luxembourg) besteht schon seit Jahrzehnten und besitzt ein eigenes Haus, wo auch Vorträge und gesellige Zusammenkünfte für die Mitglieder aller Männervereine stattfinden. Viele dieser Studenten sind eifrige Mitglieder des St. Vinzenzvereins und wirken durch kleine Vorträge und Unterricht bei den Lehrlings- und Arbeitervereinen mit.

Mitglieder des Vinzenzvereins sind es auch hauptsächlich, welche die Sparküchen (fourneaux économique) gründen und leiten, in denen jährlich einige Millionen Portionen Essen den Armen verabfolgt werden. Aehnlich steht es auch mit dem Werke der heiligen Familie, welches die armen Familien einer Pfarrei wöchentlich versammelt, um durch geeignete Belehrung, kleine Unterhaltungen und Spiele, Vertheilung nützlicher Gegenstände, den christlichen Familiensinn zu beleben.

Ungemein zahlreich sind die frommen und mildthätigen Vereine unter den Frauen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Beistande der Kranken und der Versorgung der Waisen und verlassenen Mädchen. Mit großem Eifer und Erfolg wirken auch die Frauen, besonders in den höheren Ständen, für die Aufbringung von Geldmitteln für wohlthätige Zwecke. Alle ihre Bekannten und Freunde müssen da beisteuern. Gewöhnlich geschieht dies mittelst einer sogenannten Wohlthätigkeitspredigt oder Wohlthätigkeitsver-

ſammlung. Eine Anzahl Damen vereinigen ſich, um an einem Sonn- oder Feſttage beim Gottesdienſt, meiſt Nachmittags nach der Predigt für einen beſtimmten Zweck zu ſammeln. Sie erlaſſen gedruckte Einladungen an all ihre Freunde und Bekannten, der bezeichneten gottesdienſtlichen Verſammlung und Predigt beizuwohnen oder im Falle der Verhinderung ihnen ihre Gaben zuzuſenden. Natürlich will keiner zurückbleiben. Jeder ſchickt ſeine Gaben, oft ein oder mehrere große Goldſtücke. Durch eine ſolche Veranſtaltung werden jedesmal mehrere Tauſend, ja manchesmal einige Zehntauſende Franken aufgebracht. Und dies wiederholt ſich jedes Jahr mehr als Hundert Mal in Paris.

Seit der Entchriſtlichung der Volksſchule, 1882, iſt an alle chriſtlichen Vereine die beſondere, äußerſt wichtige Aufgabe herangetreten, für den religiöſen Unterricht der Jugend zu ſorgen. Es konnten zwar freie chriſtliche Schulen gegründet werden, deren Zahl bald auf 180 ſtieg, mit mehr als 50,000 Zöglingen. Aber es blieben immer noch eine größere Zahl Kinder in den glaubensfeindlichen Staatsſchulen. Die vielbeſchäftigte Pfarrgeiſtlichkeit, etwa 650 Prieſter für ungefähr zwei Millionen Katholiken, vermochte da nicht entfernt zu genügen, denn gar viele dieſer Kinder haben faſt nie etwas von Glauben und Offenbarung gehört, wiſſen oft kaum ihre Gebete. Da haben ſich nun eine Reihe wackerer Männer und Frauen zuſammengethan, um dieſe verwahrlosten Kinder Donnerſtags und Sonntags, wenn die Kinder ſchulfrei ſind, zu verſammeln, um ſie in der Glaubenslehre zu unterrichten, ſie an chriſtliche Sitte zu gewöhnen und zur erſten hl. Communion vorzubereiten. Dieſe Aufgabe iſt um ſo mühſamer und undankbarer, als die Staatsſchule vielfach geradezu dem Chriſtenthum entgegenwirkt, und den Kindern den roheſten Unglauben und den Haß jeder geoffenbarten Religion einzuflößen ſucht.

Es gibt überhaupt kein Bedürfniß, dem der Opfermuth und die Nächſtenliebe nicht ſofort, als dasſelbe ſich kund gibt, zu entſprechen ſuchte. Seitdem der allgemeine Wehrdienſt eingeführt worden, beſchäftigen ſich auch mehrere Vereine damit, den Soldaten gute kleine Schriften zukommen zu laſſen, ihnen den Beſuch des Gottesdienſtes zu ermöglichen, und Gelegenheit zu Unterhaltungen zu bieten, bei denen die gute Sitte keine Gefahr läuft. Seit mehreren Jahren findet alljährlich eine Abſchiedsmeſſe (in Notre Dames des Victoires) für die zur Fahne einberufenen jüngeren Leute ſtatt. Außer dieſen wohnen auch noch viele ihrer Verwandten und Freunde derſelben bei.

In den Pariser Krankenhäusern, welche schon längst nicht mehr dem Bedürfnisse der Bevölkerung genügen, werden Schwindsüchtige nicht aufgenommen, da dieselben als unheilbar betrachtet werden. Nicht so aber dachte die christliche Nächstenliebe. Dank derselben ist schon eine Anstalt für arme schwindsüchtige Mädchen und Frauen gegründet worden, welche eine Zweigniederlassung in gesunder Gegend auf dem Lande hat. Mehrere erfahrene Aerzte widmen diesen armen Personen ihre Sorgfalt. Dank ihrem Eifer und der emsigen Pflege durch barmherzige Schwestern ist es schon öfters gelungen, solche schwindsüchtige Personen ganz zu heilen oder doch eine solche Besserung und Kräftigung derselben herbeizuführen, daß sie dem Uebel noch lange widerstehen und arbeiten können. Andere werden bis zu ihrem Lebensende liebevoll gepflegt. Dadurch sind wiederum zahlreiche Unglückliche und Verlassene dem Elend und der Verzweiflung entrissen. Bald wird auch eine solche Anstalt für schwindsüchtige Männer gegründet werden. Wären die werkthätigen Christen in letzter Zeit nicht so ungemein durch die Gründung von Schulen in Anspruch genommen worden, so wäre es wohl schon geschehen.

Gar oft kommt es in großen Städten vor, daß Personen so mittellos werden, daß sie sich kein Obdach verschaffen können. Manche gerathen dadurch auf Abwege, gehen ganz unter, andere sterben aus Elend schnell weg. Noch jeden Winter sind einige Personen erfroren. Seit 1878 sind nun drei unentgeltliche Nachtherbergen für Männer und drei für Frauen gegründet worden. Erstere beherbergen jährlich 50—60,000 Personen zu ein bis drei Nächte. Letzteres ist die vorschriftsmäßige Zahl, welche jedoch vielfach überschritten wird. Es hat sich von Anbeginn bestätigt, daß die aufgenommenen Obdachlosen durchgehends unglückliche, aber sonst ehrliche Leute sind. Gar viele derselben sind durch diese Einrichtung buchstäblich vom Tode, vor der Verzweiflung bewahrt worden. Die betreffenden Anstalten bemühen sich auch, die von ihnen beherbergten Unglücklichen unterzubringen, ihnen Beschäftigung zu ermitteln oder ihnen die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen. Einzelne der auf diese Weise Geretteten haben sich äußerst dankbar erwiesen, in rührendster Weise von ihrem bescheidenen Lohne einen Abzug wöchentlich zu Gunsten der Anstalten gemacht, welche nur von freiwilligen Beiträgen erhalten werden.

Mit der Pflege der Kranken in ihren Wohnungen beschäftigen sich zahlreiche Barmherzige Schwestern in den verschiedenen Stadt-

vierteln. Die Wohlhabenden geben dafür den betreffenden Ordenshäusern beliebige freiwillige Geschenke, den Armen gewähren die pflegenden Schwestern noch Unterstützungen. Die Nächstenliebe ist erfinderisch und weiß selbst noch zu geben, wenn alle Hilfsquellen erschöpft zu sein scheinen.

Selbstverständlich genügen die (70) Pfarrkirchen nicht entfernt für die Pariser Bevölkerung. Es sind außer denselben noch über 200 Kirchen und Kapellen vorhanden, welche meist den Ordenshäusern, den Schulen, Kranken-, Waisen- und sonstigen Anstalten gehören, und größtentheils Jedem offen stehen. Eine Anzahl derselben wurde durch die Märzdekrete gegen alles Urtheil und Recht geschlossen und nur wenige seither wieder eröffnet, die Regierung hat auch schon zwei Kirchen, St. Genovefa und Maria Himmelfahrt, welche keine Pfarrbezirke befassen, in derselben Weise entweiht und geschlossen. Für das religiöse Leben ist dies eine empfindliche Einbuße, ebenso natürlich auch der Verlust so vieler Ordensleute, welche in Folge der Märzdekrete sich anderweitig, theilweise im Auslande, ein Unterkommen suchen mußten. Die Zurückgebliebenen sind in ihrer Wirksamkeit vielfach behindert, da das gemeinsame Leben und die eigene Kirche fehlen. Doch ist es in den letzten Jahren gelungen, mehrere Pfarrkirchen zu vergrößern.

Auch die meisten Ordenshäuser besitzen nur geringes oder gar kein Vermögen und sind auf die Gaben der Gläubigen angewiesen. Deshalb war das Schicksal der aus ihren Häusern, in Folge der Märzdekrete, vertriebenen Ordensleute um so trauriger. Viele hatten noch bedeutende Schulden auf ihren Häusern und Kirchen. Auch hier mußte die christliche Nächstenliebe eintreten.

Um den Unterricht erwarben sich die Ordensleute ungemeine Verdienste. Die erwähnten freien christlichen Volksschulen, welche seit 1882 gegründet wurden, werden größtentheils von Ordensleuten geleitet. Bei den höheren Anstalten zahlen die Zöglinge Schulgeld und, betreffenden Falls, auch Pension. Obwohl sie nichts aus Staatskassen erhalten, sind sie dennoch billiger und besser als die Staatsschulen, welche den Steuerzahler so theuer zu stehen kommen. Es ist auch gelungen, diese höheren Ordensschulen zu retten, indem sie, nach Ausführung der Märzdekrete, von Weltpriestern übernommen wurden. Einer der Polizisten, welche die Ausführung der Märzdekrete besorgten, ließ selbst seinen Sohn in einer christlichen Anstalt erziehen, wo derselbe, als würdig und bedürftig, sogar eine halbe

Freistelle genoß und auch behielt, denn die betreffende Anstalt fiel nicht unter die Märzdekrete. Die Ordensschulen finden noch Mittel, freigebig zu sein, obgleich sie selbst arm sind.

Für die freien Volksschulen wurden seit 1882 gegen 20 Millionen aufgebracht. Es kamen dabei rührende Beispiele von Opferwilligkeit vor. Ein schon bejahrtes Ehepaar brachte 20,000 Francs. Der Kassirer, welcher die Leute etwas kannte, suchte ihnen begreiflich zu machen, daß sie ja selbst nicht reich seien, also keine solche Summe beizusteuern brauchten. Es sind unsere Ersparnisse, die wir bringen, antwortete der Mann, aber Gott, der uns bisher geholfen, wird uns nicht im Stiche lassen. Wir haben keine Kinder, und halten es für unsere Pflicht, aus all unseren Kräften zur guten Erziehung der Kinder unserer Nächsten beizutragen. Hiegegen war nichts einzuwenden. Zu dem Vorsitzenden eines wohlthätigen Vereines kam eines der Mitglieder, ein bescheidener Arbeiter, und brachte 8000 Francs, die für die Erziehung eines armen Arbeiterkindes verwendet werden sollen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sein Name nicht genannt werde. Sie sind ein ordentlicher, fleißiger Mann, aber für so reich hätte ich Sie nie gehalten; denn ich will nicht hoffen, daß Sie Ihr ganzes Vermögen einem guten Zwecke opfern. Sie müssen sich etwas für schlechte Zeiten und das Alter beiseite legen. — Die 8000 Francs habe ich soeben geerbt und bringe sie, weil ich keine bessere Verwendung dafür finden kann. Ich brauche sie nicht, ich habe mein Auskommen, womit ich zufrieden bin, und keine Familie zu versorgen. Ich will daher wenigstens das Kind einer andern versorgt wissen.

Diese Beispiele stammen aus den letzten Jahren und sind mir, neben mehreren andern, zufällig zu Ohren gekommen. Wer aber vermöchte alle ähnlichen Fälle christlicher Nächstenliebe zu zählen, welche in Paris vorkommen!

Paris besitzt verschiedene Anstalten, Mutterhäuser für auswärtige Priester und Missionen, darunter ein irländisches und ein maronitisches Seminar. Jährlich ziehen Hunderte von Missionaren aus diesen Häusern nach allen Himmelsstrichen, tief nach Asien und Afrika hinein. Ein Besuch in einem solchen Hause versetzt uns fast in die erste Zeit des Christenthums, wenigstens was Verfolgungen und Blutzeugen betrifft. Da befindet sich u. A. im Hause der „Congregation der auswärtigen Missionen" ein Märtyrersaal, den kein Christ besuchen kann, ohne den tiefsten Eindruck zu empfangen.

Da ſtehen in Reihen die Käſten mit den Ueberreſten, Gebeinen, Kleidern und Andenken der aus dem Hauſe hervorgegangenen Blutzeugen, daneben die Marterwerkzeuge. An den Wänden ſind Erzeugniſſe der betreffenden Länder, von den Eingebornen angefertigte Abbildungen der Chriſtenverfolgung in Tongking und Hinterafien. Dieſelben wirken erſchütternd in ihrer Einfachheit und Kunſtloſigkeit.

Auf einem dieſer Bilder iſt ein Europäer abgebildet, dem die Schergen in ſchauderhafteſter Weiſe Stücke vom Körper ſchneiden. Daneben liegt ſeine Prieſterkleidung. Ehe er nach Tongking geſchickt wurde, war die Nachricht eingetroffen, daß mehrere von dem Hauſe ausgegangene Glaubensboten dort bei lebendigem Leibe grauſam zerſtückelt und langſam zu Tode gebracht worden waren. Mein Leben bin ich bereit zu opfern, aber vor einer ſo ſchrecklichen Todesart möchte ich doch bewahrt bleiben, äußerte er ſeinen Freunden gegenüber. Er wirkte mehrere Jahre ſegensreich wenn auch unter ſchweren Verfolgungen in Tongking. Schließlich fiel er den Wütherichen in die Hände: das Bild ſtellt ſeinen glorreich überſtandenen Tod dar; im Kaſten darunter liegen ſeine von einigen Chriſten mit Lebensgefahr geretteten Gebeine. Die Freunde und Genoſſen derjenigen, deren Ueberreſte in dieſem Saale verwahrt werden, wohnen daneben im ſelben Hauſe, bereiten ſich vor, ihnen in Allem nachzufolgen.

Sehr rührend und erhebend iſt der Abſchied der Glaubensboten. Nach dem feierlichen Gottesdienſte nahen ſich die Eltern, Verwandten und Freunde, die Gläubigen, um, nach dem Wort der Schrift, denjenigen die Füße zu küſſen, welche das Wort des Lebens bis an das Ende der Welt tragen. Da iſt ein ehrwürdiger beſcheidener Greis, welcher freudig und innig die Füße eines jungen Prieſters umfaßt. Es iſt ſein Sohn, der letzte von fünf. Die vier Brüder ſind ihm vorausgegangen, einer hat ſchon ſein Leben für das Evangelium hingegeben.

Trotz aller Stürme und Verwüſtungen, iſt der Boden, auf dem ſo viele Heilige gewandelt und gewirkt, noch nicht unfruchtbar geworden. Außer den ſchon genannten, haben in Paris gar viele Heilige gelebt oder ſind da geboren. Die heilige Genovefa, Victor, Walter, Wilhelm, Hermann, Thomas von Aquino, Albert der Große, Ludwig (König), Clotilde, Clodoard (Cloud), Ignaz von Loyola, Vinzenz von Paula, Maria von der Menſchwerdung. Selbſt noch zur Zeit größter Entartung und Ausgelaſſenheit, kurz vor der Revolution, lebte am Hofe eine heiligmäßige Prinzeſſin. Und in unſeren

Tagen hat es nicht an christlichen Helden gefehlt. Da ist z. B. die Schwester Rosalie, welche schon bei ihren Lebzeiten selbst von den Gleichgültigsten wegen ihres langen heiligmäßigen Lebens und Wirkens die größte Verehrung genoß. Die von dem Comunards erschossenen Priester sind als wahre Blutzeugen gestorben, denn der teuflische Haß der die Gnade leugnenden Entarteten ist es, welcher sie dem Tode weihte.

Paris ist die Wiege vieler kirchlichen Werke und Anstalten. Namentlich sind dort der Jesuitenorden und der St. Vinzenzverein gegründet worden. Die Gesellschaft Jesu wurde gegründet um der gräulichen Entsittlichung entgegenzuwirken, welche im Gefolge der Neuerer in der Christenheit eingerissen war. Die Jesuiten haben das Verdienst, die katholische Wahrheit wiederum in helles Licht gestellt und dadurch gar viele Verirrte zurückgeführt zu haben. Sie zerstreuten das Gewebe von Lügen und Verleumdungen, in welchem so viele von den Neueren gefangen worden waren. Daher auch der geradezu unmenschliche Haß, mit welchem alle Kirchenfeinde die Jesuiten bis auf den heutigen Tag verfolgen, daher die Wucht nichtswürdiger Anschuldigungen und Schmähungen, mit denen Protestanten, Liberale und Gottesleugner aller Schulen ununterbrochen gegen die Jesuiten hetzen.

Der St. Vinzenzverein bezweckt die Unterstützung der Armen, die Förderung aller guten Werke, die Bestärkung seiner Mitglieder in Frömmigkeit und Tugend. Deshalb ist er so zeitgemäß als jemals ein Verein. Er arbeitete schon an der Lösung der socialen Frage lange, bevor die Gelehrten und Staatsmänner etwas von deren Dasein wissen wollten. Der Vinzenzverein wurde 1833 von acht Studenten in Paris gegründet und zählt über 5000 Conferenzen mit 120,000 Mitgliedern in allen Welttheilen. Bis Indien, China, Australien und zu den Gegenfüßlern in Neuseeland ist er vorgedrungen. Er unterstützt hunderttausende Familien, versorgt und beschützt unzählige Waisen und Lehrlinge, rettet gar Viele vom Verderben, wirkt durch das gute Beispiel und die selbstlose Hingabe seiner Mitglieder gegen die Selbstsucht, das von allen Aufgeklärten als eine Tugend hergestellte Grundübel unserer Zeit.

Aber die eifrigen Christen bilden trotzdem nur die Minderzahl in Paris, wird man hier einwenden. Freilich sind sie weit entfernt davon, die Mehrheit auszumachen. Aehnlich ist es aber fast immer in den meisten Ländern gewesen. Wohl niemals haben in einem

großen christlichen Gemeinwesen diejenigen die Mehrheit gebildet, welche mit all ihren Kräften danach streben, einen wahrhaft christlichen Lebenswandel zu führen. Wie sollte es da in der Riesenstadt Paris anders sein, wo es sich um einige Millionen Menschen handelt, da die Vorstädte und die zahlreichen auswärtigen Gäste zugerechnet werden müssen. Gedeon hat die Philister mit 300 Auserlesenen überwunden, nachdem er die 10,000 Lauen und Zaghaften ausgeschieden, welche nachher doch an den Früchten seines Sieges theilnahmen. So geht es auch heute noch.

Ein ungeheuer großes christliches Gemeinwesen darf Paris mit seinen Anhängseln wohl genannt werden, selbst wenn man das Verhalten der Mehrheit zum Christenthum maßgebend sein läßt. Neben der kleinen und auserlesenen Schaar durchaus eifriger, frommer und werkthätiger Christen gibt es eine große Menge solcher, welche ihre kirchlichen Pflichten erfüllen, aber, aus verschiedenen Ursachen, viel weniger eifrig und ausgiebig an dem kirchlichen Leben und an der persönlichen Liebesthätigkeit sich betheiligen. Namentlich zahlreich sind die Frauen und Mädchen, welche ihre kirchlichen Pflichten erfüllen, aber, außer Gebet, Almosen und Kirchenbesuch nur eine sehr beschränkte christliche Thätigkeit entfalten. Das äußere Wirken, besonders in einem größeren Maßstabe ist nicht so leicht Sache der Frau.

Wenn in Paris die religiösen Zustände Manches zu wünschen übrig lassen, so hängt dies mit der allgemeinen Entwickelung Frankreichs zusammen. Diese ist vielfach anders als in Deutschland, welches nur zum kleineren Theile vor dem achten Jahrhundert dem Christenthum gewonnen wurde. Fällt doch die Bekehrung mehrerer großen Striche des heutigen Deutschland erst in das elfte und zwölfte, selbst dreizehnte Jahrhundert. Dagegen war das ganze heutige Frankreich Ende des sechsten Jahrhunderts zum Christenthum bekehrt. Dieses fand dort schon eine ziemlich bedeutende gallisch-römische Gesittung vor. Von den Römern, welche mehrere Jahrhunderte Frankreich vollständig beherrschten, blieb ihm aber auch ein Bodensatz heidnischer Verderbniß und Laster. Die Römer haben überall Sinnlichkeit, Wollust und Wohlleben gepflegt. Ihre Künste und Wissenschaften dienten denselben und ihre hinterlassenen Schriften sind noch heute eine Quelle unchristlichen Geistes und Strebens, welche natürlich den romanischen Völkern am zugänglichsten ist. Von da her fehlt es deshalb nicht an Waffen zur Bekämpfung des Christenthums, sowie an feindlichen Strömungen.

Der böse Feind ruht nimmer. Da Frankreich viel früher als Deutschland christlich geworden, so begann überhaupt auch der Kampf gegen dasselbe viel früher und fand an den Ueberresten des Römerthums bedeutende Stützpunkte. Daher traten schon lange vor Luther Irrlehrer auf, welche bedeutenden Anhang fanden, besonders in den üppig gewordenen höheren Klassen. Namentlich die Albigenser gingen gewaltthätig vor und wurden, da die treugebliebenen Katholiken sich nicht zum Abfall zwingen lassen wollten, schließlich auch mit Gewalt unterdrückt. Da es die Könige waren, welche diese Gewalt handhabten, trug diese religiöse Bewegung schließlich dazu bei, die Königsmacht zu stärken.

Diese war daher schon wesentlich gestärkt, als die von Luther und Calvin angefachte Bewegung eintrat. Die Großen gingen mit derselben, weil sie hofften, bei dieser Gelegenheit wiederum eine größere Selbstständigkeit und Eigenmacht der Krone gegenüber zu erringen. Aber diese siegte und deshalb blieb schließlich nur ein unbedeutender Bruchtheil der Bevölkerung dem Calvinismus ergeben. Um so schwerwiegender waren die politischen Folgen. Die Königsmacht erfuhr eine weitere Steigerung dadurch, daß sie die lutherische Lehre von der obersten geistlichen Gewalt des Landesherren für sich ausbeutete. Die vier Artikel, durch welche Ludwig XIV. seine Gewalt an Stelle derjenigen des Papstes setzte, sind die Frucht des Protestantismus in Frankreich. Dank seiner großen Machtmittel und der Schwäche einzelner Bischöfe und Geistlichen, vermochte Ludwig XIV., welcher sich übrigens auch durch Widerstand nicht abhalten ließ, wirklich seine widerrechtlichen Ansprüche vielfach durchzuführen. Namentlich gelang es ihm und seinen Nachfolgern viele der wichtigsten kirchlichen Stellen mit Miethlingen zu besetzen, die Klöster durch Einsetzung von weltlichen sittenlosen Obern zu verweltlichen, ihres ursprünglichen Geistes zu entledigen.

Der Gallikanismus, die Herrschaft des Staates über die Kirche mußte auch aus einer anderen Ursache zur Schwächung der Letzteren führen. Als Bundesgenossen gegen Rom waren der weltlichen Gewalt auch irrige Lehrmeinungen willkommen. So wurde namentlich der Jansenismus gefördert, dessen Hauptwirksamkeit bekanntlich dahin geht, das Volk von dem Gebrauch der Heilsmittel und den frommen Uebungen zu entwöhnen. Dadurch arbeitete derselbe den Aufklärern in die Hände, deren Lehren auf vollständige Vernichtung alles Glaubens gerichtet waren. Da damals schon der größte Theil

der Bevölkerung wenigstens lesen konnte, fand die in verführerischer Form verbreitete seichte Weisheit ungemeine Verbreitung.

Hiedurch war in den höheren und wohlhabenderen Klassen eine seichte Halbbildung, verbunden mit Glaubens- und Sittenlosigkeit, ja mit wirklichem Abfall vom Christenthum, tief eingerissen. Dadurch wurde die Revolution möglich, welche hauptsächlich von diesen Klassen ausging. Seitdem sind Glaubenslosigkeit, Bosheit und Gleichgiltigkeit allmälig in die untern Klassen eingedrungen, welche planmäßig durch eine auf unchristlicher Grundlage beruhende Gesetzgebung und die Sonntagsentheiligung dem kirchlichen Leben entfremdet worden.

Aber die Gegenströmung, der Umschwung machen sich immer mehr geltend. Die bessern Klassen wenden sich mehr und mehr der Kirche zu. Besonders ist in diesen Kreisen die weibliche Welt so überwiegend kirchlich gesinnt, daß glaubenslose Frauen zu den Seltenheiten gehören. Freilich sind nicht alle musterhaft, und läuft bei Manchen noch gar zu viel Weltlichkeit mitunter. Aber die Zahl derjenigen Frauen und Mädchen, welche sich ernstlich und eifrig bestreben, die christlichen Grundsätze im täglichen Leben zur Geltung zu bringen, ist doch ungemein stattlich. In jeder Pfarrei zählt man Tausende, welche durch Betheiligung an kirchlichen Vereinen und guten Werken sich auszeichnen.

Bei den Männern steht es weniger günstig, was hauptsächlich den wenig christlichen höheren Staatsschulen zuzuschreiben ist. Aber es gibt in Paris dennoch immerhin viele Tausende von wirklich frommen, eifrig werkthätigen Männern, deren tägliches Dichten und Trachten nur auf die größere Ehre Gottes gerichtet ist. Andere erfüllen wenigstens ihre kirchlichen Pflichten. Aber auch die übrigen sind durchaus nicht so gleichgiltig, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Vor nicht gar langer Zeit kam in dem Verfasser bekannten Kreisen der Fall vor, daß die Hand eines schönen, reichen Mädchens nacheinander von mindestens fünfzehn jungen Leuten ausgeschlagen wurde, weil dasselbe religionslos war. Die in ansehnlicher Stellung befindlichen Eltern — leider deutsch-österreichischer Herkunft — hatten ihre Tochter in vollständiger Entfremdung Gottes auferzogen, nicht taufen und sogar niemals das Innere einer Kirche betreten lassen, stellten daher auch die Bedingung, daß die Ehe außerhalb derselben geschlossen werden müsse.

Sehr wichtig ist aber, daß die besseren, gebildeteren Klassen heutzutage in überwältigender Mehrheit von der Nothwendigkeit des Christenthums zur Erhaltung der Gesellschaft und des Staates durchdrungen sind. Die bittern Erfahrungen seit einem Jahrhundert haben ihnen diese Ueberzeugung fest eingeprägt. Sogar ein großer Theil der Republikaner theilt dieselbe. Daher die seit 1870 tagtäglich beobachtete Erscheinung, daß Republikaner, welche sich bis dahin als die ärgsten Kirchenfeinde geberdet, eine ganz andere Haltung einschlagen, sobald sie ihren Zweck erreicht, eine Stellung errungen oder ans Ruder gekommen sind.

Die grundsätzlich christenfeindliche Republik hat von den höheren Schichten der Gesellschaft fast nur den Ausschuß, hauptsächlich solche Leute für sich, welche um jeden Preis emporkommen, ihre Gier nach Ansehen, Geld und Gut sättigen wollen. Die Republik stützt sich, besonders in Paris, hauptsächlich auf die ungebildete, aber sehr aufgeblähte Masse, auf die Arbeiter.

Diese aber sind, vielfach schon aus Gegensatz zu den bessergestellten Klassen, der Religion abhold. Dank der selbst durch die Regierungen eifrig verbreiteten, tief eingefressenen Abneigung, ja Haß, gegen alle Höherstehende, wollen die Arbeiter sich meist um so unchristlicher zeigen, als diese kirchlich sind. Es hat sich da ein sehr bedauerlicher Gegensatz der Klassen, ein wüstes Mißtrauen ausgebildet. Die Arbeiter sind so sehr mit Vorurtheilen durchtränkt, so sehr durch die Hetzpresse und schlechte aber verschmitzt abgefaßte Schriften irregeführt, daß sie alle edlen, christlichen Bestrebungen der Bessergestellten auf die niedrigsten Beweggründe zurückführen. Sie sind daher nur sehr schwer und durch längere Anstrengungen für bessere Belehrung zugänglich. Selbst hinter den edelmüthigsten Thaten der Nächstenliebe und persönlichen Hingabe wittern sie, entsprechend den täglichen Lehren ihrer Blätter, geheime Nebenabsichten, heimtückische Schliche und Schlingen. Sie klammern sich krampfhaft an die kirchenfeindlichen Lehren und Vorurtheile, um dadurch ihr Gewissen einzuschläfern, eine Entschuldigung, Rechtfertigung ihrer Uebertretungen des christlichen Gesetzes zu besitzen.

Aus diesen Gründen hält die vollständige Aussöhnung der Arbeiter mit der Kirche schwer genug. Die Zahl der christlich lebenden Arbeiter ist daher noch klein, wächst aber fortwährend. Unter ihnen gibt es rührende Beispiele christlichen Sinnes und heldenmüthiger Liebesthätigkeit.

Aber deshalb sind die übrigen durchaus nicht völlig der Kirche entfremdet. Ein republikanischer Minister (Tirard) erklärte in einer Pariser Wählerversammlung: da keine drei Ehen auf Hundert ohne kirchliche Trennung geschlossen würden und die Zahl der ungetauften Kinder noch geringer sei, dürfe nicht an die Abschaffung des Kultusbudgets gedacht werden. Die gut republikanische Versammlung stimmte ihm bei. Seither haben sich noch mehrere andere, durch ihre Abneigung gegen die Kirche bekannten Politiker und Tageblätter in ähnlicher Weise geäußert.

Sie hätten zufügen können, daß betreffs der Feier des ersten hl. Abendmahles das Verhältniß noch günstiger ist. Denn gar oft kommt es vor, daß Kinder sich an demselben betheiligen, welche vorerst noch getauft werden müssen, um die frühere Nachlässigkeit der Eltern wieder auszugleichen. Nachlässigkeit, oder vielmehr die Schwierigkeit, sich die zur standesamtlichen Handlung nöthigen Urkunden zu verschaffen, ist auch in den meisten Fällen die Ursache der wilden Ehen unter den Arbeitern. Bei allen aber ist die Abendmahlfeier ihrer Kinder ein ächtes Familienfest, zu dem sich der Bedrängteste einen freien Tag verschafft. Die Abendmahlkinder werden von Nachbarn und Freunden beschenkt. Wenn in einer Pfarrei die Kinder der ersten hl. Communion — wegen der sonntäglichen Ueberfüllung der Kirchen stets an einem Wochentage — stattfindet, sieht es im ganzen Stadtviertel festlich aus. Die Eltern und Verwandten in Festkleidern begleiten ihre Kinder zur Kirche. Die Mädchen sind ganz weiß gekleidet und in einen weiten langen weißen Schleier gehüllt. Die Knaben tragen weiße Beinkleider und Westen, und eine weiße Schleife, Zeichen der am selben oder folgenden Tage stattfindenden Firmung, am Arme ihrer schwarzen Jacken. Einige Tage darauf, immer in Begleitung von Angehörigen, wallfahrten die Abendmahlskinder nach der Sühnekirche auf dem Montmartre Trotz der Verbannung des Religionsunterrichtes aus den staatlichen Schulen, halten die dort unterrichteten Kinder dennoch fast alle ihre erste hl. Communion.

Zu gewöhnlichen Zeiten merkt man nur wenig den Unterschied der Tage, da leider noch gar zu viel am Sonntage gearbeitet wird. An Festtagen ist es doch schon ganz anders, indem dann Alle feiern und die Kirchen so zahlreich besucht werden, daß das Gedränge manchmal lebensgefährlich wird. Während der Fastenzeit werden die abendlichen, nicht vor 8 Uhr beginnenden Predigten und Gottes-

dienste ungemein stark besucht, gerade in den Arbeitervierteln. Dort ist in der Charwoche auch der Andrang so groß, daß Polizei und Militär aufgeboten werden müssen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Während der Charwoche und Ostern dürfte es nur wenige Pariser geben, die nicht wenigstens einmal die Kirche besuchen.

Die Charwoche macht sich auch äußerlich bemerklich. Es tritt eine größere Stille in den Geschäften ein, während derselben kommen wenige Reisenden in Paris an. Am Charfreitag sind alle Schlächterläden geschlossen, in allen Speisehäusern, und gerade in den von Arbeitern besuchten, werden nur Fische aufgetragen. Diese steigen überhaupt während der Fastenzeit gewöhnlich so im Preise, daß sie nur der Minderheit erreichbar sind und die Uebrigen sich mit Stockfischen und Häringen behelfen müssen.

Auf Allerheiligen und Allerseelen sind es wiederum hauptsächlich die Arbeiter und kleinen Leute, welche zu Hunderttausenden die großen Kirchhöfe besuchen. Nach diesen braucht man an diesen Tagen kaum zu fragen. Es genügt, sich dem in der Straße bewegenden Menschenstrom anzuschließen, um auf einen der drei Hauptkirchhöfe zu gelangen. Der bedeutendste derselben, der Père Lachaise, wird auf Allerheiligen regelmäßig von 140 bis 160,000 Menschen besucht.

Es darf auch hervorgehoben werden, daß trotz der äußeren Lauheit und Gleichgültigkeit, das Volk doch an der Kirche festhält und nicht abfällt. In Paris ist nämlich die Versuchung in dieser Hinsicht sehr groß. Die 40,000 in Paris ansässigen Protestanten besitzen 10 lutherische Tempel mit 14 und 10 calvinische mit 16 Predigern, außerdem noch 10 freiprotestantische — d. h. weder vom Staat noch von der Stadt besoldete — Prediger mit 8 Kirchen. (Die 3 methodistischen und 8 englischen Kirchen sind dabei nicht mitgezählt.) Dazu kommen noch die Professoren der lithauisch-calvinischen Fakultät. Die Lutherischen und Calviner besitzen 26 Knaben- und 22 Mädchenschulen, welche von der Stadt unterhalten werden, haben außerdem einige Schulen auf ihre Kosten gegründet.

Da ist wohl überreichlich für die religiösen Bedürfnisse der Protestanten gesorgt. Denn sie verlegen sich mit unermüdlichem Eifer auf die Verleitung der Katholiken zum Abfalle. Da diese nicht in ihre Kirchen kommen, veranstalten Prediger und Eiferer öffentliche Vorträge in eigens dazu eingerichteten Sälen. Diese werdrn oft gewechselt, wohl ein Beweis, daß die Erfolge den aufgewandten Mühen nicht entsprechen. In einem solchen Saale fand ich einmal nicht

mehr als dreißig Zuhörer, obwohl vor der Thüre ein Anweiſer die Vorübergehenden zum Beſuche einlud und Zettel an ſie vertheilte. Auch durch Geſchenke, Büchelchen, Schreibzeug, Erfriſchungen ſucht man die Leute herbeizulocken. Die Heilsarmee hat ſich in Paris mit zwei Niederlaſſungen hervorgethan, aber von Erfolgen darf keine erzählen, wenigſtens was die Katholiken betrifft. Wenn hin und wieder ſich ein lauer, der Kirche entfremdeter Katholik zum Abfall verleiten läßt, ſo ſind ſtets ſehr zweifelhafte Beweggründe im Spiele. Ueberzeugte, gläubige Proteſtanten werden keinesfalls aus ihnen.

Während der erſten Jahrzehnte der Eroberung Algiers ermordeten die Eingeborenen gewöhnlich alle Franzoſen, die ihnen in die Hände fielen und nicht ſofort das Chriſtenthum abſchworen. Trotzdem ſich bei der damaligen Geſtaltung der Stellvertreter das Heer überwiegend aus der Hefe des Volkes ergänzt, kam es doch nur äußerſt ſelten vor, daß ein Gefangener das Chriſtenthum verleugnete. Einmal wurden zwei lockere Burſchen, Pariſer Vorſtadtkinder gefangen und zum Abſchwören aufgefordert. Anſtatt die vorgeſagte Formel zu wiederholen, ſchlugen ſie das Kreuz, was ſie ſchon lange nicht mehr gethan, und erlitten muthig den Todesſtreich. Ein andermal ſagte ein durchtriebenes Pariſer Kind etwas nach, was der muhamedaniſchen Formel glich und lachte nachher die Araber aus, welche glaubten, er ſei nun einer der ihrigen. Als ihm ein Mitgefangener vorſtellte, daß er ſein Leben nur einem Betrug verdanke und in den Augen der Muhamedaner dennoch als Chriſtusleugner gelte, bewies der Burſche durch das Kreuzeszeichen den Arabern, daß er noch Chriſt ſei und ward ſofort niedergemacht.

In Büchern und Zeitſchriften wird bekanntlich viel über die Ausgelaſſenheit und Lüderlichkeit des Pariſer Lebens erzählt. Daß manches davon übertrieben und erfunden iſt, denken ſich viele Leſer von ſelbſt. Dann darf nicht vergeſſen werden, daß Paris ſeit Jahrhunderten der Hauptmittelpunkt der Vergnügungen aller Art iſt, deshalb auch von allen Großſtädten die meiſten Fremden anzieht. Es leben gegen 18,000 Ausländer beſtändig dort, andere Hunderttauſende halten ſich zeitweiſe in Paris auf. In den Theatern, öffentlichen Vergnügungsanſtalten aller Art trifft man faſt nur Ausländer und Provinzler. Freilich, die Einwohnerſchaft beſteht nur zum kleineren Theile aus geborenen Pariſern. Aber das Verhältniß der Beſucher der genannten Anſtalten iſt trotzdem der Art, daß man nothwendig

auf günstigere sittliche Verhältnisse bei den eigentlichen Parisern schließen muß.

Dann muß auch hervorgehoben werden, daß Paris eine sehr arbeitsame Stadt ist. Und Arbeit ist doch gewiß kein Laster, vielmehr ein Mittel gegen dasselbe, ein Beweis der Pflichterfüllung. Ueberall herrscht Thätigkeit, eifriges Schaffen. Die Vorstädte sind wahre Bienenkörbe und selbst in den vornehmen Vierteln begegnet man überall geschäftigen Menschen, finden sich unzählige Stätten menschlicher Thätigkeit. Schickt nicht Paris seine hunderterlei meist recht sorgsam gearbeiteten Waaren nach allen Himmelsstrichen, erfindet es nicht alljährlich unzählige Neuheiten aller Art?

Uebrigens ist es eine allseitig zugestandene Thatsache, daß Paris, trotz seiner Leichtlebigkeit, in sittlicher Hinsicht weit über anderen Großstädten, namentlich London und St. Petersburg steht. Dies aber ist nur der Kirche und dem kirchlichen Leben zu verdanken.

Das Duell.

Kritisch beleuchtet

von

B. v. Zürich.

„Die Rubrik: studentische Mensuren, mit ihrem anmuthigen Ergebniß von so und so viel Knochensplittern, einer zerhackten Nase oder einer aufgeschlitzten Backe ist uns ebenso wie der Bericht über ernsthaftere Raufhändel, über Säbel- und Pistolen-Duelle allmälig ganz geläufig geworden und man kann kaum noch eine Zeitung zur Hand nehmen, ohne Fälle erwähnt und besprochen zu finden, in denen, mit oder ohne Hilfe eines Ehrengerichtes, ja selbst gegen den Spruch eines solchen, ein Duellzwang geübt und gegen diejenigen, welche sich diesem Zwange nicht fügen wollten, Proscriptions-Maßregeln, welche sie aus der Gesellschaft, der sie ihrer Stellung nach angehörten, drängten, zur Anwendung gebracht, oder aber im anderen Falle junge blühende Leben oft um der nichtigsten, erbärmlichsten Veranlassungen willen . . . vernichtet wurden. „Wir sind in dieser Hinsicht im besten Zuge, dieselbe „chevalereske Nation" mit derselben hohlen Paraderitterlichkeit zu werden, wie die Franzosen." So urtheilt mit vollem Rechte der conservative Berliner „Reichsbote".

Es soll nicht unsere Aufgabe sein, die vielfachen Ursachen zu untersuchen, warum ein so verwerfliches Spiel mit dem eigenen und dem fremden Leben mehr und mehr überhand nimmt, wir wollen vielmehr das Duell nach seinem inneren Wesen und seiner Berechtigung kritisch untersuchen. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, dadurch wenigstens diejenigen Männer von der Unvernunft und Verwerflichkeit dieses modernen Wahnes zu überzeugen, welche überhaupt auf vernünftige Gründe hin eine Sache zu untersuchen und zu beurtheilen pflegen.

Unsere Abhandlung soll in folgende Abschnitte geschieden sein:

I. Begriff und Wesen des Duells.
II. Ursprung und Geschichte des Duells.
III. Die Verwerflichkeit des Duells.
1) Das Duell vom Standpunkt des göttlichen Gesetzes aus betrachtet.
2) Das Duell ist verboten durch die Kirche.
3) Das Duell vor dem staatlichen Gesetz.
IV. Die widersinnigen Voraussetzungen des Duells.
1. Die „ritterliche Ehre".
2. Die „Satisfaction".
V. Die Folgen des Duells.

I. Begriff und Wesen des Duells.

Unter Duell im strafrechtlichen Sinn versteht man einen mit Gefahr des Todes oder der Verstümmelung verbundenen Kampf zweier Personen, welcher auf ihre Privatautorität hin, nach vorheriger Verabredung (über Zeit, Ort, Waffen ꝛc.) stattfindet.

Es werden durch diese Definition, wie sie im Wesentlichen von den meisten Juristen und Moralisten gegeben wird, alle jene Zweikämpfe von den unerlaubten ausgeschlossen, welche auf öffentliche Autorität hin stattfinden, wie dieses zuweilen in der Geschichte vorkam.

Solche Zweikämpfe, durch welche größeres Blutvergießen verhindert werden sollte, welche also eigentlich eine Abkürzung, ein Ersatz des Krieges und der Schlachten waren, sind selbstredend ebenso erlaubt, wie ein gerechter Krieg, und durch das Beispiel Davids dem Riesen Goliath gegenüber selbst in der heiligen Schrift gebilligt. — Auch der bekannte Kampf der Horatier und Curiatier, welche den drohenden Krieg zwischen den Römern und Albanern durch ihren Einzelkampf verhinderten und den Streit entschieden, gehört zu den erlaubten Duellen.

Das erste Criterium des unerlaubten Duells ist also die Privatautorität, welche auf rein persönliche, private Gründe hin den Kampf führt.

Es fallen ferner nicht unter unsere Definition jene Kampf-Spiele; welche ihrem Zweck und ihrer Absicht nach den Tod und die Verwundung des Gegners ausschließen.

Diese sind kein „Kampf" im definirten Sinn, selbst wenn bei denselben trotz der getroffenen Vorsichtsmaßregeln durch einen unglücklichen Zufall einer der sich Messenden verwundet würde. Deshalb wurden jene Ritterspiele und Turniere nie verboten, welche mit ungefährlichen, eigens dafür angefertigten

Waffen (der Turnierlanze oder dem „Dreikrönling") ausgefochten wurden. Bei diesen war nicht die Verwundung des Gegners das Ziel, sondern das „Lanzenbrechen", mochte dabei auch der ungeschickte Gegner manchmal etwas unsanft „aus dem Sattel gehoben" und „in den Sand gesetzt" werden — Ausdrücke, die noch jetzt bei uns sprichwörtlich geblieben sind.

Wohl hat man geschichtliche Beispiele, daß bei den unschuldigsten Turnieren schwere Verletzungen vorgekommen sind; aber sie waren weder beabsichtigt, noch vorauszusetzen. Bekanntlich starb König Heinrich II. von Frankreich an einer derartigen Verletzung: bei einem Turniere forderte er, nachdem er bereits zahlreiche Lanzen gebrochen, den jungen schottischen Grafen Montgommery zum Wettkampfe auf. Als beide gegeneinander ritten, zerbrach die Lanze des Grafen am Visire des Königs so unglücklich, daß ein Splitter durch das Visir hindurchdrang, dem König das Auge durchbohrte und im Gehirn stecken blieb. Bewußtlos wurde der König weggetragen und starb 11 Tage nachher an seiner schrecklichen Verwundung.

Ebensowenig fallen unter die sündhaften Duelle jene Waffenübungen, welche auf dem Fechtboden unter Anwendung aller Schutzwaffen (Maske, Handschuhe ꝛc.) stattfinden, weil bei ihnen die Absicht und selbst die Gefahr einer Verwundung nach Möglichkeit ausgeschlossen ist. Wenn bei solchen körperlichen Uebungen trotz aller Vorsicht eine Verwundung vorkommt, so gehört dies in dieselbe Classe von Unglücksfällen, wie ein Bein- oder Armbruch bei dem Ring-Kampfe, ein Sturz bei dem Reiten, Laufen oder Turnen. — Dagegen ist die Absicht, den Gegner im Kampfe zu tödten oder zu verwunden, aus welchen Beweggründen auch immer sie hervorgehe, ein weiteres Kennzeichen des unerlaubten Duells. Und insofern gehören auch die studentischen „Bestimmungsmensuren" (über welche noch später die Rede sein wird) zu den sündhaften Duellen, da die Absicht den Gegner „abzuführen" schon durch die Selbstvertheidigung geboten ist.

Endlich gehören jene Kämpfe zwischen Einzelnen nicht zu den Duellen, welche ohne Verabredung stattfinden.

Ein Kampf, welcher plötzlich aus einem Wortwechsel, einem Streite entsteht, ist kein Duell. Auch dann findet kein Duell statt, wenn zwei Feinde bewaffnet zufällig aufeinander treffen und mit einander kämpfen, ebenso wie Einzelkämpfe im Verlaufe einer Schlacht nicht zu den Duellen gehören. Auch die bei den Römern so beliebten Gladiatorenkämpfe waren dann keine Duelle, wenn Sklaven oder Kriegsgefangene zum Kampf mit einander gezwungen wurden, weil der Einzelne dann nur in Vertheidigung seines Lebens, also im Stande der Nothwehr kämpfte. In derselben Lage, d. h. im einfachen Zustande der Nothwehr, befände sich auch Jener, dem sein Gegner eine Waffe aufnöthigte mit der Aufforderung mit ihm zu kämpfen, widrigenfalls er ihn so tödten würde. —

II. Ursprung und Geschichte des Duells.

Es ist sehr interessant, den Ursprung des Duells rückwärts zu verfolgen und seinen ersten Anfang aufzusuchen. Bei den alten Culturvölkern, bei den Griechen und Römern finden wir keine Spur von einem Duell aus Motiven, wie sie bei uns leider gewöhnlich sind. Der Grieche und Römer hatte überhaupt gar kein Gefühl für jenes höchst zweideutige Etwas, was unsere moderne Gesellschaft „Ehre" nennt. Nicht als ob sie gleichgiltig gegen Ruhm oder Schande, gegen gute oder schlechte Handlungen, mit einem Worte: gegen die wahre Ehre gewesen wären: im Gegentheil ihr Begriff von der Ehre war ein zu hoher, als daß sie geglaubt hätten, die Ehre könne durch den ersten besten Bramarbas verletzt werden. Bei Römern und Griechen ging der Einzelne im Staate auf: das Heil und die Wohlfahrt des Staates waren Ehrensache eines jeden Bürgers, und seine Privatehre bestand darin, dem Vaterlande treu zu dienen und überall seine Pflicht zu thun. Wer gemäß den Gesetzen des Staates lebte, wer seine Pflicht erfüllte, der genoß auch alle bürgerlichen Ehren; wer sich auszeichnete, wer im Frieden oder im Kriege Großes für das Vaterland leistete, dem wurden besondere Ehrenbezeugungen zu Theil; wer ein Ehrenamt verwaltet hatte, der trat in den Adel ein, er wurde nobilis (Amtsadel). Dagegen wurden dem schlechten Bürger zur Strafe für gewisse Verbrechen auch die bürgerlichen Ehren ganz oder theilweise entzogen (capitis deminutio). Man beurtheilte eben den Mann nach seinen Thaten und nach seinem Betragen, nicht darnach, was irgend ein Schwätzer oder Verleumder von ihm sagte. Nach römischer Anschauung konnte eine Grobheit, ein thörichtes Gerede wohl demjenigen die Ehre rauben, von dem es ausgeht, aber niemals einen Andern entehren. Bei den Alten galt z. B. eine Ohrfeige, ein Tritt, ein Schlag, den Einer ausgetheilt hatte, eben nur für etwas körperlich Unangenehmes, was z. B. noch weit unangenehmer gewesen wäre, wenn es von einem stärkeren Wesen, etwa von einem Thiere gegeben worden wäre. Wohl konnte Jemand darüber zornig werden, sich dafür rächen, aber die Ehre blieb davon gänzlich unberührt.

So wird uns von Sokrates erzählt, daß er einst einen Fußtritt erhielt, ohne das mindeste darüber zu sagen. Die Umstehenden wunderten sich über seine Gelassenheit; er aber erklärte ihnen ganz ruhig: wenn mich ein Esel getreten hätte, so würde es noch weit weher thun und ich könnte mich ja auch nicht darüber beklagen.

Als Marius einſt von einem Teutonenführer zum Zweikampf aufgefordert wurde, ließ er ihm zurückſagen: wenn er lebensüberdrüſſig ſei, ſo ſolle er ſich aufhängen: wenn er ſich aber gern herumprügeln wolle, ſo ſende er ihm hier einen invaliden Gladiator, mit dem könne er ſich ſchlagen, ſo viel er Luſt habe. — Noch praktiſcher verfuhr der Cyniker Crates; er erhielt eines Tages von einem gewiſſen Nikodromos eine ſolche Ohrfeige, daß ſein Geſicht geſchwollen und auf der Wange deutlich die Finger des Thäters abgedrückt waren. Was that Crates? Er lief eilends nach Hauſe und holte — keinen Degen, ſondern einen Streifen Pergament, auf dieſen ſchrieb er deutlich: „*Νικόδρομος ἐποίει*“ „das hat Nikodromos gethan“ Dieſen Zettel band er ſich vor die Stirne und dann ging er überall öffentlich ſpazieren, ſo daß möglichſt viele Leute die Spuren von Nikodromos' Fingerfertigkeit ſehen konnten. Dadurch gerieth Nikodromos ſo ſehr in Verachtung, daß er ſich nirgends mehr ſehen laſſen konnte.

Als Sokrates einſt unverſehens eine Ohrfeige erhielt, ſagte er lachend: „Es iſt doch ſchade, daß man nie recht weiß, wann es nützlich wäre, einen Helm aufzuſetzen!“ und alle Umſtehenden lachten mit ihm. Es iſt ja auch ſchon ein alter Gedanke: „Grobheiten und Beleidigungen, die nicht erwidert ſondern mit Verachtung behandelt werden, ſind wie abgeprallte Pfeile: ſie fallen meiſt auf ihren Urheber zurück!“

Wir ſehen: bei den alten Culturvölkern fehlte der Boden für die Duelle; ſie kannten weder unſeren krankhaften Ehrbegriff noch deſſen Früchte: die Duelle.

Das Duell iſt vielmehr auf deutſchem Boden, bei den alten Germanen aufgeſproßt. Von ihnen erzählt ſchon Vellejus (2, 118) als etwas Sonderbares, daß ſie Streitigkeiten nicht wie die Römer durch das Recht, ſondern durch das Schwert zu entſcheiden pflegten. Der „furor Teutonicus“ („deutſche Wuth“) iſt bekanntlich ſchon ziemlich alten Datums, und wir Deutſche halten uns ſelbſt offenbar nicht für ſehr höflich, wenn wir als gleichbedeutend mit: „Einem richtig grob werden,“ uns zu rühmen pflegen: „Mit dem habe ich mal deutſch geredet!“

Bei dieſen „biderben“ Germanen — die noch unter Karl dem Großen nach dem Urtheil der feingebildeten italieniſchen Sänger in der Kirche einen Geſang vollführten, ähnlich dem Geheul der wilden Thiere in den deutſchen Wäldern — bei dieſen wilden Naturkindern fand die katholiſche Kirche bei ihren Bekehrungsverſuchen unter andern abergläubiſchen und heidniſchen Gebräuchen auch den Zweikampf vor als ſogenanntes Ordal oder Gottesurtheil (das angelſächſiſche Wort ordal iſt wahrſcheinlich = urdel = urtheil).

Das ganze germaniſche Gerichtsverfahren ſelbſt war faſt nur eine Nachbildung der Fehde. „In der heidniſchen Zeit war der gerichtliche Zweikampf das einzige zuläſſige Ueberführungsmittel bei Anklagen freier Männer geweſen und blieb als ſolches noch lange in Gebrauch, wenigſtens da, wo kein

Zeugenbeweis möglich war und Eid gegen Eid stand." (Hergenröther.) Bei Unfreien und Frauen wandte man auch andere Mittel an, wie das Loos, das Gehen über glühend gemachte Pflugscharen mit bloßen Füßen, das Tragen von einem glühenden Eisen auf bloßer Hand, das Hineingreifen in siedendes Wasser u. s. w. Die Kirche suchte solcher Rohheit, der Blutrache und dem Fehdewesen mit aller Kraft entgegen zu wirken und die wilden Gemüther durch christlichen Geist und christliche Sanftmuth innerlich umzuwandeln; zugleich aber steuerte sie diesem Unwesen auch durch das „Asylrecht". Dieses bestand bekanntlich darin, daß der Verfolgte an einem heiligen Orte eine unverletzliche Zufluchtsstätte fand. Es gelang aber der Kirche natürlich nicht so rasch, die Blutrache, den Zweikampf und die anderen heidnischen Gebräuche auszurotten; ja selbst die bekehrten Könige fühlten sich nicht im Stande, diese lieb und volksthümlich gewordenen Gebräuche auf einmal gewaltsam abzuschaffen. Schon der Longobardenkönig Luitprand klagte im Anfang des 8. Jahrhunderts, daß er die Gewohnheit zweifelhafte Rechtsstreite durch den Zweikampf zu entscheiden, bei seinem Volke nicht ausrotten könne: „Wir zweifeln an dem Gottesgericht und haben gehört, daß Viele im Kampfe ohne gerechte Ursache ihr Leben verloren haben, aber wegen der Gewohnheit unseres Longobardischen Volkes können wir den gottlosen Brauch nicht verbieten."

Die bekehrten germanischen Stämmen wollten nämlich ihre heidnischen Gewohnheitsrechte auch nach der Bekehrung nicht ohne weiteres aufgeben, und es hielt der Kirche schon sehr schwer, zunächst einmal das durchaus und unbedingt Sündhafte aus denselben zu verbannen. Die Kirche suchte daher die Gottesurtheile in mildere Bahnen zu lenken; einzelne Bischöfe und Priester, ja selbst noch Karl der Große hielten sie sogar für völlig erlaubt und umgaben sie mit religiösen Ceremonien. Noch in den Gesetzen der bereits christlich gewordenen deutschen Stämme findet sich der Zweikampf als ein gesetzliches Beweismittel der Unschuld.

So schreibt die lex Alaman. vor, daß bei Eigenthumsstreitigkeiten die Parteien ihre Sache durch Zweikampf ausmachen sollen. Wenn sie bereit seien zum Kampfe, sollen sie die Erde, welche vorher in Gegenwart des Grafen aus dem streitigen Grundstück entnommen, vom Grafen in ein Tuch gethan und versiegelt worden, in die Mitte des Kampfplatzes legen, mit den Schwertern, mit denen sie kämpfen sollen, berühren und Gott den Schöpfer zum Zeugen anrufen, daß auf wessen Seite das Recht, auf dessen Seite auch der Sieg sein möge. Wer Sieger blieb, der sollte das streitige Feld erhalten, der unterliegende Gegner aber zur Strafe für seine ungerechten Ansprüche eine Geldbuße erlegen. Die lex Angliorum schreibt vor: „Wenn einer Frau nachgesagt wird, daß sie ihren Mann vergiftet habe oder durch Hinterlist habe tödten lassen, so soll der nächste verwandte Kämpfer sie (durch den Zweikampf) als unschuldig erweisen, oder falls sie keinen Kämpfer hätte, so soll sie zur Probe über 9 glühende Pflugscharen geführt werden." (Walter, corp. juris germ. antiqui, tom. I. pag. 380). Die lex Burgund. trifft zur Verhütung von Meineiden, welche, nach den Klagen zu schließen, häufig vorkamen, die Anordnung, daß auf Antrag eines der Strei-

tenden ſtatt des Eides der Zweikampf zugelaſſen werde. Denn es ſei gerecht, daß Einer, der erkläre, die Wahrheit der Sache genau zu wiſſen, und der zu ſchwören bereit ſei, auch keinen Anſtand nehme zu kämpfen. Sei aber der Zeuge im Gottesgericht unterlegen, ſo ſollten alle Parteigenoſſen, welche mitzuſchwören ſich erboten hatten, hohe Geldſtrafen zahlen. Aehnlich geben der Schwaben- und Sachſenſpiegel ganz genau die Fälle an, wann der Zweikampf als Beweismittel eintreten ſoll, und ſie beſtimmen auf das genaueſte, wie Ort, Waffen, Kleider und Stellung der Kämpfenden ſein müſſen, mit welchen Feierlichkeiten der Kampf eröffnet, wie durch Zeugen alles ſorgfältigſt beachtet und unnöthigem Blutvergießen vorgebeugt werden ſoll. (Katholik 1876. I. 503.)

Man ſieht daraus, daß unſere Vorfahren im ganzen auf das feſteſte von der Untrüglichkeit der Entſcheidung im Gottesgericht überzeugt waren, ſonſt hätten ſie doch den Unterliegenden und ſeine Zeugen nicht noch mit Geldſtrafen belegt wiſſen wollen!

Es iſt dieſes auch wohl nicht ganz unbegründet, denn, wie glaubwürdig verſichert wird, fiel die Entſcheidung meiſt ſo aus, daß die Unſchuld des einen und die verborgene Schuld des anderen Theiles an den Tag kam und die gerechte Sache oft wunderbarer Weiſe gegen alle menſchliche Erwartung ſiegte. Und es iſt ja auch ſehr wohl erklärlich, daß derjenige, der ſich ſeines guten Rechtes, ſeiner Unſchuld bewußt war, mit weit friſcherem Muthe und mit ganz anderen Gefühlen in den Kampf ging, wie ſein Gegner, dem ſchon im Bewußtſein der Schuld die Kraft des Armes erlahmen, der Muth ſinken, das Herz unruhiger pochen mußte. So konnte der auf ganz natürliche Weiſe errungene Sieg der gerechten Sache (ganz abgeſehen davon, daß in einzelnen Fällen Gott gewiß auch auf übernatürliche Weiſe eingriff) gar leicht zu jener gut gemeinten, aber doch abergläubiſchen Meinung von der Zuverläſſigkeit der Gottesurtheile führen.

Intereſſant iſt es zu ſehen, wie die Kirche, beſonders in ihrem Oberhaupte, dem Papſte, hier das Richtige traf, ſelbſt da und zu Zeiten, wo einzelne Biſchöfe, ja ſelbſt ganze Provinzialſynoden noch den Gottesurtheilen anhingen. So hatte z. B. der Erzbiſchof Luitbert von Mainz bei Papſt Stephan VI. (885—891) angefragt, ob ein des Mordes Verdächtiger durch ein Gottesgericht ſich von dem Verdachte reinigen ſolle. Der Papſt entſchied hierauf: Die kirchlichen Vorſchriften (sacri canones) billigten derartige Proben nicht, und was nicht durch Ausſprüche der heiligen Väter gebilligt ſei, das ſolle man nicht „nach abergläubiſcher Erfindung vermeſſentlich anwenden.“

Schon vorher hatte sich der große Papst Nikolaus I. (858—867), der wie „ein zweiter Elias" gegen alle Mißbräuche und Laster kämpfte, ganz besonders gegen den Zweikampf ausgesprochen. König Lothar II. von Lothringen hatte nämlich seine rechtmäßige Gemahlin Theutberga (die er auch später verstieß, um die Waldreda zu heirathen) des Ehebruchs und der Untreue beschuldigt, und verlangt, daß sie in der Weise ihre Unschuld zeige, daß ein Ritter für sie gegen einen Ritter an seiner Stelle kämpfe. Falle ihr Ritter im Kampfe, so solle sie für überführt und schuldig gelten. Dieses tadelt der Papst auf das entschiedenste und sagt, wenn es auch in den Gesetzen der Longobarden und in den Capitularien als zulässig stände, so sei es doch durchaus verwerflich, da diejenigen, die den Zweikampf und dergleichen Gottesurtheile unternähmen, „nur Gott zu versuchen schienen." Papst Alexander II. (1061—73) verurtheilt das „volksthümliche Gesetz" (vulgarem legem) der verschiedenen Gottesurtheile, das „auf gar keiner kirchlichen Billigung beruhe", vielmehr auf den Neid des Teufels zurückzuführen sei, welcher dergleichen „durchaus trügerisch" erfinde; und er verbot „mit apostolischer Autorität auf das festeste" Derartiges zu fordern oder sich darauf einzulassen. (Diese Entscheidungen stehen im Corp. juris can., Can. 20, 22, 7, Can. II. qu. 5.)

Später wiederholten die Päpste noch öfter ihre Verbote; so antwortete Coelestin III. im Jahre 1195 einem Bischofe auf die Anfrage, ob streitige Besitze nicht durch Duelle geprüft werden dürften, ganz ausdrücklich, daß „in diesem Falle und auch in anderen Fällen solches durchaus niemals zugelassen werden" dürfe. Innocenz III. erzählt ausdrücklich (im Jahre 1212), daß bei einem solchen Zweikampfe wegen gestohlenen Gutes beide Kämpfer „in Folge ihrer Sünden" gefallen seien, während man nachher das gestohlene Gut bei einem Andern gefunden habe. Honorius III. entschied im Jahre 1225 wiederum, daß „ein solches Gottesurtheil durchaus verboten (penitus interdictum) sei, weil durch dasselbe Gott versucht werde", und er setzte darauf die kirchlichen Censuren, ohne daß dagegen eine Appellation zulässig sei. (Cap. 1, 2, 3, X. lib. V. tit. 35 de purg. vulg.)

Erzbischof Agobard von Lyon († 840) verfaßte eine besondere Schrift, welche er Ludwig dem Frommen widmete, über „das Gesetz Gundebalds (König der Burgunder, welcher im 6. Jahrhundert den Zweikampf förmlich gebilligt und vertheidigt hatte) und die gottlosen Kämpfe, welche in Folge desselben geführt werden", worin er zeigte, daß es durchaus vermessen sei, Gott zu einem Wunder zwingen zu wollen. Er wies darauf hin, daß Gott hier auf Erden nicht immer wunderbarerweise für das Recht eintrete, vielmehr häufig auch das Unrecht zulasse, wie z. B. das Martyrium der Christen, die Eroberung der heiligen Stadt Jerusalem durch die Muselmänner u. s. w.

Im Jahre 855 setzte die Synode von Valence fest, daß Einer, der im Zweikampf gefallen sei, „als Selbstmörder und als Einer, der selbst freiwillig das Ende seines Lebens herbeiführe, von der Commemoration bei dem heiligen Opfer ausgeschlossen werde, und daß auch sein Leichnam nicht nach kirchlichem Brauch mit Psalmen und Gebeten beerdigt werde." Das 12. allgemeine Concil im Lateran (1212) verbot auf das strengste jedem Cleriker die Theilnahme an den Gottesurtheilen, besonders die Segnung oder Weihung der dabei gebrauchten Gegenstände.

Trotz der kirchlichen Verurtheilungen und der wissenschaftlichen Darlegungen einzelner erleuchteter Männer hielten sich die Zweikämpfe als Gottesurtheile noch ziemlich lang. Es kann uns dieses nicht sehr wundern, wenn wir bedenken, daß es schon überhaupt äußerst schwer ist, tief eingewurzelte Volksgebräuche abzuschaffen, ganz besonders aber dann, wenn dieselben wie die Gottesurtheile einen Theil des gesetzlichen und gerichtlichen Verfahrens bildeten. Dennoch gelang es der Kirche allmälig, die Ordalien zu verdrängen und durch mildere und christlichere Beweismittel, besonders durch den feierlichen Eid zu ersetzen.

Als es aber der Kirche endlich gelungen war, die Zweikämpfe als Gottesurtheile aus dem Gerichtsverfahren ganz zu verbannen, da lebten sie immer noch bei einzelnen Ständen, besonders bei den Rittern als eine Art von Standesgewohnheit fort. Je schwächer die Obrigkeiten zuweilen waren, um so mehr lag es auf der Hand, daß das Recht des Stärkeren, das „Faustrecht" blühte, und in Zeiten, wo jeder sich selbst helfen mußte, waren die Zweikämpfe nur ein naturgemäßes „Zeichen der Zeit". So wurde aus dem altheidnischen Zweikampf als Ordal oder Gottesgericht allmälig unser modernes Duell, ein Akt der Selbst-Rache, ein Mittel die sogenannten „Ehrenhändel" auszutragen. Und diese Ehrenhändel wurden nach dem Ausgang des Mittelalters in der „Neuzeit" immer mehr Mode, ganz besonders in Frankreich, wo der National-Charakter einer solchen Auffassung der „Ehre" äußerst günstig war.

Unter Heinrich II. von Frankreich (1547—59) sollen über 7000 Menschen im Duell getödtet worden sein, unter Heinrich IV. (1589—1610) über 4000 Edelleute. Noch schlimmer wurde es unter der schwachen Maria von Medici: „Man schlug sich bei Tag und bei Nacht, auf der Straße und auf öffentlichen Plätzen," bis endlich Ludwig XIII. die alten strengen Strafen wieder einschärfen und auch zum Theil ausführen ließ. Allein die Duellwuth griff trotzdem immer weiter um sich, ja es kam in dieser Zeit aus Neapel die Sitte nach Frankreich, daß jeder Duellant Mitkämpfer, bisweilen gegen 20 mitbrachte, so daß schließlich vollständige Gefechte entstanden. Vergebens setzte Ludwig XIV. die Todesstrafe und die Ehrlosigkeit für das Duell selbst fest und gab sogar sein königliches Ehrenwort, daß er keine Duellanten mehr begnadigen werde.*) Das Uebel

*) Diese statistischen Angaben haben wir noch nachträglich unsrer Arbeit aus den interessanten Aufsätzen über das Duell in den „Histor. polit. Bl." 1885, Bd. 96, S. 408 ff. eingefügt.

wurde erſt beſſer, als ein von kirchlicher Seite geſtifteter Verein von Adeligen, welche ſich ſtreng verpflichteten, unter keiner Bedingung ein Duell anzunehmen, größeren Anhang und Einfluß gewonnen und ſich weit verbreitet hatte. Dieſer Verein war es auch, welcher den König Ludwig XIV. zur richtigen Einſicht geführt hatte.

Bauſſet erzählt darüber in dem Leben Fenelon's (Deutſch von Feder, Würzburg 1811, I. S. 9**) das Folgende: „H. Olier, der Stifter und erſte Vorſteher der Congregation von St. Sulpice, war damals mit Ausführung eines ganz außerordentlichen Projectes beſchäftigt. Der Cardinal von Richelieu hatte durch auffallende Beiſpiele von Strenge die Wuth der Duelluſtigen gedämpft. Allein ſeit dem Tode dieſes Miniſters begannen die Raſereien dieſer blutdürſtigen Tollheit aufs neue. Olier glaubte, man könne der Schwachheit der Geſetze zu Hilfe kommen, wenn man die Ehre durch die Ehre ſelbſt bekämpfte. Er ſuchte einen Verein von anerkannt tapferen Cavalieren zu ſtiften und ſie durch einen feierlichen, von ihnen eigenhändig unterzeichneten Eid dahin zu verpflichten, daß ſie weder eine Aufforderung thun, noch eine annehmen, noch auch bei irgend einem Zweikampfe ſich als Secundanten wollten gebrauchen laſſen. Marquis von Fenelon (der Oheim des nachmaligen Biſchofs) ſchien ihm der Mann zu ſein, der an der Spitze ſtehen könnte. Sein Ruhm war allenthalben, am Hofe, in Paris, bei den Armeen begründet. Man brauchte ſogar die Vorſicht, nur ſolche Perſonen als Mitglieder aufzunehmen, welche durch ihre im Kriege ausgeübten Heldenthaten allgemein bekannt waren. Die Mitglieder ihrerſeits hatten beſchloſſen, dem Bunde die größte Feierlichkeit zu geben. Es war der erſte Tag des Pfingſtfeſtes im Jahre 1651, wo dieſe ehrwürdigen Krieger, umgeben von einer großen Menge angeſehener Zeugen, in der Hauskapelle des Seminars von St. Sulpice in die Hände Olier's die von ihnen unterzeichnete Urkunde niederlegten, welche ihren feſten und unabänderlichen Entſchluß ausſprach. Ueber dieſen Schritt gerieth anfangs der große Condé, damals noch voll von den Begriffen einer profanen Ehre, in Erſtaunen, ſo daß er nicht umhin konnte, dem Marquis zu erklären: „Mein Herr, man muß von Ihrer Tapferkeit ebenſo feſt überzeugt ſein als ich es bin, um nicht darüber zu erſchrecken, daß Sie zuerſt dieſes Eis gebrochen haben.“ Allein ſein Erſtaunen ging bald in Verwunderung über. Die Königin Anna von Oeſterreich unterſtützte mit Eifer die Abſichten Olier's. Seine Vorſtellungen und das Aufſehen, welches damals dies Ereigniß machte, hinterließen einen tiefen Eindruck in dem Gemüthe Ludwig's XIV. Während ſeiner ganzen langen Regierung konnte er durch keine Rückſicht auf Geburt oder Vorliebe für Jemand wankend gemacht oder dahin geſtimmt werden, daß er Duellanten begnadigte.“ —

In des deutſchen Kaiſers „Reſolution wegen der Duelle“ vom 22. September 1688 wird verordnet: „Denen Balgern, welche im Duell todt bleiben, ſoll kein Begräbniß in den Kirchen oder Fried-

**) Vergl. Hengſtenberg: „Das Duell und die chriſtliche Kirche“, Berlin 1856.

höfen zugelaſſen werden". In dem Duellmandat des großen Churfürſten vom Jahr 1688, erneuert im Jahr 1713 heißt es: „Wenn aber jemand von ſolchen frevelhaften Balgern auf dem Platze bleiben und durch einen von ſeinen Gegnern ihm angebrachten Schuß, Hieb oder Stich ſein Leben verlieren oder einbüßen möchte, ſo ſoll der Körper des Entleibten, wenn er ein Oberoffizier, Adeliger oder ſonſten diſtinguirter Condition, entweder daſelbſt, wo ein ſo unglückliches Duell vor ſich gegangen oder an einem andern unehrlichen Ort von dem Schinder eingeſcharrt, wofern er aber keiner von Adel, andern zum Abſcheu und Exempel aufgehangen werden".

Der ſonſt ſo „liberale" und „aufgeklärte" Joſeph II. hatte hinſichtlich des Duells merkwürdig vernünftige Anſchauungen. In einem Erlaß vom Jahre 1771 ſpricht er ſich darüber folgendermaßen aus: *)

„Ich will und leide keinen Zweikampf in meinem Heer und verachte die Grundſätze derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen ſuchen und ſich mit kaltem Blute durchbohren. Wenn ich Offiziere habe, die ſich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr bloßgeben, die bei jedem ſich ereignenden Falle Muth, Tapferkeit und Entſchloſſenheit im Angriff und in der Vertheidigung zeigen, ſo ſchätze ich ſie hoch. Die Gleichgiltigkeit, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten für den Tod zeigen, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber hierunter Männer ſein ſollten, die Alles der Rache und dem Haſſe gegen ihren Feind aufzuopfern bereit ſind, ſo verachte ich dieſelben; ich halte einen ſolchen Menſchen für nichts Beſſeres, als einen römiſchen Gladiator . . . Eine ſolche barbariſche Gewohnheit, die dem Jahrhundert der Tamerlane und Bajazete angemeſſen iſt, und die oft ſo traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und beſtraft wiſſen, und ſollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben. Noch gibt es Menſchen, die mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren, und das kann nur der ſein, welcher die Staatsgeſetze verehrt."

III. Die Verwerflichkeit des Duells.

1. Das Duell iſt verboten durch das göttliche Geſetz.

Das Wort des Decalogs: „Du ſollſt nicht tödten" iſt klar und deutlich. Noch weit ergreifender, ja ſchauerlich lautet das Wort, das Gott zu dem erſten Menſchenmörder, zu Kain ſprach: „Was haſt du gethan? Die Stimme des Blutes deines Bruders ſchreit zu mir von der Erde! Zur Strafe dafür ſollſt du verflucht

*) Vergl. „Das Duell in ſeinem Urſprung und Weſen". Paderborn 1864. S. 26.

sein auf der Erde, welche ihren Mund geöffnet hat und das Blut deines Bruders durch deine Hand zu trinken bekommen hat." (1. Mos. 4, 10 f.)

Ja, das vergossene Blut schreit um Rache, und jeder Mord ist ein Brudermord, da wir alle nach dem Ebenbilde Gottes als Brüder, als Kinder eines Vaters erschaffen sind. „Ich will des Menschen Leben fordern von einem jeglichen Menschen. Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Ebenbilde gemacht." (1. Mos. 9, 5 f.). So sprach Gott zu Noah schon Jahrhunderte vor der Gesetzgebung auf Sinai. Weiter heißt es: „Du sollst nicht stehen wider deines Nächsten Blut, denn ich bin der Herr!" (3. Mos. 19, 16). — „Ein Mörder soll auf die Aussage von Zeugen hin getödtet werden . . . Ihr sollt kein Geld von dem nehmen, der des Blutes schuldig ist, er soll sogleich selbst sterben . . . Ihr sollt das Land nicht entweihen, das durch der Unschuldigen Blut befleckt wird und nicht anders gereinigt werden kann als durch das Blut dessen, der das Blut eines andern vergossen hat." (4. Mos. 35, 30 ff.).

Demnach darf das Blut eines Menschen nur zur Strafe für Verbrechen von der rechtmäßigen Obrigkeit und in ihrem Auftrage vergossen werden. Dieses lehrt am deutlichsten der hl. Paulus: Die Obrigkeit führt nicht ohne Grund das Schwert, denn sie ist Gottes Dienerin, Rächerin zum Zorn dem, welcher Böses verübt." (Röm. 13, 4.) Auch der gerechte Krieg — und nur ein solcher ist erlaubt — gehört hierher, denn in einem gerechten Krieg findet das Morden ja nur statt zur Strafe für geschehenes Unrecht, und selbst im gerechtesten Krieg ist jede unnütze, zwecklose Tödtung eines Menschen ein Mord.

Aehnlich verhält es sich mit der Nothwehr. Dieselbe ist nur in so weit erlaubt, als sie zu Erhaltung des eigenen Lebens und der nothwendigsten (werthvollen) Güter erforderlich ist. In diesem Falle handelt der Angegriffene zugleich im Namen der Obrigkeit, sofern er sich den Schutz, welchen die Obrigkeit ihm zu gewähren hat, sich selbst gewährt. Die Nothwehr ist sowohl durch das Naturgesetz, wie durch die Gesetze aller Völker ohne Ausnahme, ja sogar durch die heilige Schrift selbst anerkannt. So heißt es z. B. (Exod. 22, 2 f.): „Wenn ein Dieb (in der Nacht) bei dem Einbrechen in ein Haus, oder es untergrabend, ergriffen wird und er nach erhaltener Wunde stirbt, so soll der Todschläger des Blutes nicht schuldig sein. Hat er es aber nach Sonnenaufgang gethan, so hat er einen Todschlag begangen und er soll sterben." Hier gestattet also die heilige Schrift die Tödtung des Diebes nur dann, wenn er in der Nacht einbricht, wo man nicht unterscheiden kann, ob er Waffen bei sich hat, wo es zudem viel wahrscheinlicher ist, daß er sich zur Wehr setzen und den Hausherrn tödten wird, als bei Tag. Eine jede Verwundung des ungerechten Angreifers aber ist Sünde und eine jede Tödtung desselben Mord, wenn sie nicht mehr zur Sicherung des eigenen Lebens, zur Unschädlichmachung des Angreifers erforderlich ist.

Daß also für das Duell im göttlichen Gesetz auch nicht der geringste Anhaltungspunkt, nicht die Spur einer Berechtigung zu

finden iſt, daß dasſelbe vielmehr durch das ſtrenge Gebot: „Du ſollſt nicht tödten“ voll und ganz getroffen wird, leuchtet demnach wohl ein.

Das Duell iſt aber auch inſofern durch die heilige Schrift verboten, als dieſelbe uns auf das entſchiedenſte einſchärft, daß wir nicht Herr über unſer eigenes Leben ſind, daß wir kein Recht haben, dasſelbe muthwillig preiszugeben. „Du biſt der Herr, der das Recht über Leben und Tod hat“, heißt es deshalb im Buch der Weisheit (16, 13), und Gott ſelbſt ſpricht: „Ich tödte und ich belebe“ (Deut. 32, 39). Ausdrücklich mahnt der heilige Paulus (1. Cor. 6, 19 f.) von jedem Mißbrauch des Körpers und der Glieder ab mit der Begründung, daß nicht wir, ſondern daß Gott der Herr unſeres Leibes iſt; er ſagt: „Wißt ihr nicht, daß eure Glieder Tempel des heil. Geiſtes ſind, und daß ſie nicht euer Eigenthum ſind? Denn ihr ſeid um einen theueren Preis erkauft. Verherrlichet und traget deshalb Gott in eurem Körper.“ „Denn keiner von uns lebt ſich und keiner ſtirbt ſich, ſondern wenn wir leben, leben wir dem Herrn und wenn wir ſterben, ſterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des Herrn.“ (Röm. 14, 7 f.) Derjenige aber, der ein Duell ausſicht, der gibt, wenigſtens dem Willen nach, ſeine Glieder, ſein Leben frevelhafterweiſe preis, obgleich ſie nur Gott und ſeiner Ehre gehören. Das Duell verbindet inſofern die Sündhaftigkeit des Selbſtmordes mit dem Morde.

Endlich widerſtreitet das Duell auch der göttlichen Ordnung und dem ausdrücklichen Befehl der heiligen Schrift, daß wir uns nicht ſelbſt Recht verſchaffen, daß wir vielmehr eher Unrecht leiden, als Unrecht thun, lieber großmüthig verzeihen, als Beſtrafung verlangen ſollen, daß wir aber am wenigſten uns ſelbſt rächen dürfen. „Vergeltet Keinem Böſes mit Böſem . . . Rächet euch nicht ſelbſt, Geliebteſte, ſondern gebt Raum dem Zorn, denn es ſteht geſchrieben: Mir gehört die Rache, ich werde vergelten, ſpricht der Herr.“ (Röm. 12, 19.)

Wohl mag der Duellant im Augenblick der Erregung, im leidenſchaftlichen Affecte die Stimme ſeines Gewiſſens überhören, aber ſicherlich wird auch bei ihm eine Zeit kommen, wo er das ſchöne Wort des Dichters in ſeiner ganzen ſchrecklichen Wahrheit an ſich erfahren muß:

„Wehe, Wehe dem Mörder wehe.
Der sich gesäet die tödtliche Saat!
Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber ist sie gescheh'n und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen!"
(Braut von Messina.)

Sehr ergreifend schildert die „Relation eines fürstlichen Hofpredigers von der Bekehrung zweier Duellanten und des einen erbaulichem Ende" (Hengstenberg l. c. S. 35) diesen Zustand des Duellanten nach der That: „Den 20. August 1733, Nachts um 12 Uhr, wurde ich von Herrn T. ins . . Haus berufen unter dem Vorwande, daß daselbst ein kranker Cavalier befindlich, den ich besuchen und mit Zuspruch aufrichten möchte. Als ich dahin kam, nahm mich derselbe, besonders in ein Zimmer und sagte, er wolle mir nicht bergen, daß er vor etlichen Tagen das Unglück gehabt, einem seiner guten Freunde, H. v. G., einen Stich zu geben, welcher sich so gefährlich und tödlich anlasse, daß für ihn, als den Thäter, nichts übrig sei, als sich durch die Flucht zu retten. Er könnte aber solches nicht thun, bevor er sich mit H. v. G. christlich und bußfertig versöhnt hätte . . . Unter viel tausend Thränen brach er u. A. auch in die Worte aus: „„Ach wollte Gott ich wäre eines Schweinehirten Sohn, so könnte ich in der Welt fortkommen, wenn ich ausrichtete, was mir befohlen ist; so aber muß ich mich schlagen, wenn ich geschimpft oder gefordert worden, oder ich kann nirgends stehen in der ganzen Welt, und jetzt, da ich's gethan habe, so muß ich ebensowohl flüchtig sein. Ach, ich hätte lieber Alles sollen in der Welt verlassen, als Gott beleidigen. Jetzt ist dies Unglück geschehen. Wo soll ich hin! Was fang' ich an! Ach daß nur die Seelen gerettet werden!"" Ich verlangte nun den Verwundeten zu sehen. Er redete mich gleich also an: „Sie haben einen Patienten vor sich, den die Angst um seine Sünden treibt, Gnade bei Gott zu suchen. Ich erkenne die That, welche mich hierher gebracht hat, für meine größte Sünde. Ich glaube, daß mich Gott zur Strafe meiner vorigen Sünde und Sicherheit darin hat fallen lassen. Ich will aber, so lange ich lebe, zu Gott beten und schreien, daß er mir Armen gnädig sei. Wie nun bei solchen Bedingungen kein Anstand sein konnte, die hl. Communion zu ertheilen, also ging ich dann zu Herrn T. heraus und sagte, daß ich nun seine Versöhnung sehen und hören möchte. Dieser trat darauf vor das Bett, nahm H. v. G. bei der Hand und bat ihn mit unzähligen Thränen um Verzeihung. Lieber Bruder, sprach dieser, ich habe keinen Haß wider Dich, ich bitte Dich vielmehr um Verzeihung; Gott hat dies Unglück über mich zur Strafe verhängt. Ich wünsche Dir Gottes Gnade und Segen in Zeit und Ewigkeit. Du bist nicht mein Beleidiger, sondern mein Wohlthäter. Von der Communion bis an das nach 12 Tagen erfolgte selige Ende wurde nicht wohl ein Augenblick anders als mit Beten, Lesen, Singen und Zuspruch zugebracht."

In Mosheims Sittenlehre (Bd. 7, S. 612, Halle 1765) heißt es sehr richtig: „Und wenn ihr auch, wie so viele französische

Flüchtlinge, welche ihrem Vorgeben nach als ſiegende Raufer Schutz und Brot bei den verächtlichen Deutſchen ſuchen, den Händen des Büttels entrinnt, was gewinnt ihr durch dieſe Flucht? Der Schatten des Ermordeten wird ſtets vor euern Augen herumirren. Die meiſten dieſer Helden (*ich berufe mich auf die Erfahrung*) ſind wie Kain unſtät und flüchtig und ſuchen den Tod auf, um nur von dem inneren Peiniger befreit zu werden. Wie muß ein ſolcher Unglücklicher erſchrecken, wenn er in eine Kirche kommt und die Worte gründlich erklären hört: Wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt ein Todſchläger. Und ihr wiſſet, daß ein Todſchläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend (1. Joh. 3, 15.). Wird er Vater, welcher Kummer muß nicht ſein Herz nagen, wenn er den Fluch bedenkt, den er über ſeine Gemahlin, ſeine Kinder bringt. Ich weiß, daß dieſer Schmerz Duellanten zur Verzweiflung und zu dem Entſchluſſe gebracht hat, durch das Spielerhandwerk und durch hitzige Getränke ihren geheimen Kummer zu tödten." Ja, es iſt keine Uebertreibung, wenn hier behauptet wird, die *Erfahrung* beweiſe, daß ſolche Duellanten nach der That meiſt unglücklich leben und ſterben. Wir können dasſelbe beſtätigen; uns ſind namentlich 2 Fälle bekannt, daß junge Leute, welche im Duell ihren Gegner getödtet hatten, von dem Augenblicke an gebrochene Männer waren; alle Heiterkeit war von ihnen gewichen, beide ſtarben in der Blüthe der Jahre bald nach ihrer That. Das Schickſal des Einen, deſſen ganz genaue Erzählung wir der Güte eines Freundes verdanken, kann wohl als warnendes Beiſpiel dienen. Unſer Freund ſchreibt uns:

„Es war am 21. Juni 187., da wanderte ich mit heiterem Sinne den Ehrenbreitſtein hinauf, um daſelbſt einen Monat lang ein beſchauliches Leben zu führen. Herr Hauptmann W., ein Cavalier in des Wortes ſchönſter Bedeutung, nahm mich ſehr freundlich auf und gab mir bald Gelegenheit, mehrere meiner Leidensgefährten kennen zu lernen. Die intereſſanteſte Perſönlichkeit war ein junger Referendar aus A., Namens P. — „Solamen miseris, socios habuisse malorum." Dieſer Spruch gilt auch für Feſtungsgefangene. Bald lernten wir uns untereinander näher kennen, und nun gab's manches gemüthliche Plauderſtündchen, wobei wir oft ganz vergaßen, daß wir Gefangene waren. Auffallend war mir dabei oft das Benehmen des genannten Herrn Referendars. In dieſem Augenblicke betheiligte er ſich lebhaft an der Unterhaltung, und im nächſten Momente ſaß er theilnahmslos da und ſchaute wie tiefſinnig vor ſich hin. An einem ſchönen Julitage trafen wir uns gegen Abend im Gärtchen des Hauptmanns, welches auf einer Terraſſe des Ehrenbreitſteins angelegt iſt. In ſeinen Zügen las ich wieder eine tiefe Schwermuth. Ich begann eine Unterhaltung mit ihm, und nun erzählte er mir Folgendes: „Ich gehöre einer wohlhabenden Familie in A. an. Nach Vollendung meiner juriſtiſchen

Studien wurde ich meinem Wunsche gemäß in H. als Referendar angestellt. In dem gesellschaftlichen Kreise, worin ich verkehrte, befand sich ein junger Herr, der in Folge eines Mißverständnisses eine hochgradige Abneigung gegen mich gefaßt hatte. Derselbe ließ es an Provocationen nicht fehlen; ich ignorirte, so viel ich konnte, aber eines Abends geriethen wir so aneinander, daß eine Forderung zum Duell und zwar auf Pistolen die Folge war. Nach einigen Tagen fand dasselbe statt. Mein Gegner, der den ersten Schuß that, traf mich in den Oberschenkel. Darauf drückte ich los und traf ihn ins Bein, etwa eine Hand breit über dem Knie. Da derselbe helle Beinkleider trug, so sah ich noch, wie das Blut hervorquoll. Gleichzeitig aber verlor ich in Folge des eigenen Blutverlustes und auch wohl der Aufregung die Besinnung, aus welcher ich erst in meinem elterlichen Hause erwachte. Durch eine glückliche Operation wurde die Kugel aus meinem Oberschenkel entfernt und ich war bald genesen. Mein Gegner war nicht so glücklich; die Folgen der Verwundung wurden nach und nach bedenklich. Theils um mich zu zerstreuen, theils um den Folgen des Duells vorläufig auszuweichen, begab ich mich mit Wissen meines Bruders nach Breslau. Dort wohnte ich in einem Hotel und machte täglich einen kleinen oder größeren Ausflug. Eines Morgens erwachte ich in der Frühe, es mochte gegen 4 Uhr sein, da sah ich vor meinem Bette meinen Gegner stehen mit blassem Angesicht. Mit dem Finger der rechten Hand zeigte er vorwurfsvoll auf die Schußwunde des Beines. Ich schrak zusammen und richtete mich auf, um genauer zuzuschauen, da sah ich nichts mehr. Nun hatte ich keine Ruhe mehr. Ich stand auf und machte mich bereit für einen größeren Ausflug, von dem ich dann auch erst spät Abends zurückkehrte. Bei meiner Ankunft überreichte mir der Kellner eine Depesche meines Bruders, wonach am Morgen um 4 Uhr mein Gegner gestorben war. Seit jenem Augenblicke ist meine Seelenruhe dahin. Ich stellte mich sofort dem Gerichte und bin zu 6 Monaten Festung verurtheilt; aber mein Leben ist und bleibt ein verfehltes. — So schloß mein Leidensgefährte seine Geschichte. Bald schlug es 8 Uhr, und schweigend begab sich jeder in seine Casematte. Von jenem Tage an war mein Herz voller Theilnahme für den jungen Referendar. Er war Protestant. Ich suchte ihm öfters klar zu machen, daß jede Schuld auf Erden gesühnt werden kann ꝛc.; aber er blieb dabei, für ihn gäbe es keine Ruhe mehr. Kaum war ich 3 Wochen wieder in meiner Heimath, da bekam ich eines Tages Besuch von einigen Herren. Zu meiner großen Ueberraschung befand sich unter denselben mein College vom Ehrenbreitstein, Herr Referendar P. Er erzählte mir, er sei begnadigt worden, wohne in W. und sei vorläufig angestellt am Amtsgericht in E. Er sah recht leidend aus und ich merkte ihm an, daß es ihm Mühe kostete, in den heiteren Ton der Gesellschaft mit einzustimmen. Nach kaum 2 Monaten war Herr P. im Alter von vielleicht 26 Jahren gestorben. Auf dem Kirchhofe in W. hat seine irdische Hülle eine Ruhestätte gefunden."

2) Das Duell ist verboten durch die strengsten kirchlichen Gesetze.

Wir können hier ganz abgesehen von den schon früher in der „Geschichte" des Duells aufgeführten vielfachen kirchlichen Verboten

des Zweikampfes und vor allen andern Zeugniſſen auf die ſo entſchiedenen Worte des Trienter Concils verweiſen, welches wie in ſo vielen Fällen, ſo auch in der Duellfrage die kirchliche Lehre mit der größten Deutlichkeit und Klarheit vortrug. „Der verabſcheuungswürdige Gebrauch des Zweikampfes“ — heißt es daſelbſt sess. 25, cap. 19 de ref. — „der auf Anſtiften des Teufels eingeführt iſt, damit er durch den blutigen Tod der Leiber auch das Verderben der Seelen als Gewinn davontrage, werde aus der chriſtlichen Welt völlig ausgerottet. Kaiſer, Könige, Herzoge, Fürſten, Markgrafen, Grafen und alle anderen weltlichen Herren, welche in ihren Gebieten unter Chriſten dem Zweikampfe Raum gewähren: ſollen eben dadurch excommunicirt ſein. — — Die aber ſich in einen Zweikampf eingelaſſen haben, und ihre ſogenannten Secundanten, ſollen die Strafe der Excommunication, der Confiscation aller ihrer Güter und der ewigen Schande erleiden und als Mörder nach den heiligen Canones geſtraft werden. Und wenn ſie in dem Kampfe ſelbſt umgekommen ſind, ſollen ſie für immer des kirchlichen Begräbniſſes verluſtig ſein. Auch diejenigen, welche in einer Duellſache Rath gegeben oder auf irgend andere Weiſe Jemanden dazu beredet haben, ebenſo auch die Zuſchauer ſollen mit Excommunication und ewigem Banne belegt werden, ohne Rückſicht auf irgend welches Privilegium und böſe Gewohnheit, auch eine unvordenkliche.“ — Dieſe Beſtimmung hat vielfach wörtlich die ſtrengen Verordnungen der Päpſte Julius II. vom Jahr 1505 und Leo X. v. J. 1519*) gegen das Duell aufgenommen, worin ſie ſich ebenſo entſchieden wie ſchön gegen dieſe Unſitte ausſprachen.

Nach dem Concil von Trient hat Papſt Benedict XIV. in ſeiner Conſtitution „Detestabilem“ vom 10. Nov. 1752 ſich aufs neue gegen die Duelle ausgeſprochen und 5 Sätze als falſch verworfen, welche eine mildere Auffaſſung der Duelle ausſprachen.

In dieſer Conſtitution heißt es u. A.: „Damit wir aber die in chriſtlichen und beſonders in militäriſchen Kreiſen ſo verderbliche Unſitte der Duelle, die, trotz der auch von den meiſten weltlichen Fürſten und Gewalten zu ihrer Ausrottung löblicherweiſe erlaſſenen guten Geſetze immer noch im Stillen um ſich greift, mit noch ſtärkerer Hand bändigen und ein ſo ſchweres Verbrechen

*) Vgl. deren Decrete im Corp. jur. can., Sept. Decretal., lib. V, tit. XVII. Leo X. ſagt ſehr ſchön, daß mit Recht göttliche und menſchliche Geſetze die Duellanten ſtraften, „da ſie nicht nur den Leibern ſchweren Schaden zufügten, ſondern vor allem den Seelen, für welche unſer Heiland Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes, den leiblichen Tod erduldet hat.“

mit dem Schwerte der apoſtoliſchen Strafe verfolgen . . . ſo beſtätigen und erneuern wir hiermit alle von unſern Vorfahren erlaſſenen Beſtimmungen und Strafen gegen das Duell, heben für Duellanten, die ihren Gegner getödtet haben, ſogar die Aſylfreiheit auf und verbieten, daß einem im Duell Gefallenen jemals eine kirchliche Beerdigung zu Theil werde." Die als falſch verworfenen Sätze aber lauten:

1) „Ein Soldat, welcher für furchtſam und feige, für verächtlich und zum Militärdienſte untauglich gehalten würde, wenn er nicht zum Duell herausforderte oder es nicht annähme, und der dadurch ſeiner Stelle, wodurch er ſich und die Seinigen ernährt, beraubt würde, oder für immer die Hoffnung aufgeben müßte, auf die Beförderung, auf die er ſonſt Anſpruch hätte und die er verdiente, würde von Schuld und Strafe frei ſein, wenn er zum Duell herausforderte oder es annähme."

2) „Es können auch diejenigen entſchuldigt werden. welche zum Schutz ihrer Ehre oder zur Vermeidung von Schande ein Duell annehmen oder dazu herausfordern, wenn ſie ſicher ſind, daß der Kampf nicht zu Stande kommen wird, da er nämlich von Andern verhindert wird."

3) „Derjenige Heerführer oder Offizier verfällt nicht den von der Kirche gegen die Duellanten feſtgeſetzten kirchlichen Strafen, welcher ein Duell aus ſchwerer Furcht vor dem Verluſte ſeines Rufes oder ſeines Amtes annimmt."

4) „Es iſt im Naturzuſtande des Menſchen (d. h. da, wo keine geordneten Staaten beſtehen, z. B. in der Wildniß) erlaubt, ein Duell anzunehmen oder dazu herauszufordern, um Glücksgüter auf ehrenhafte Weiſe zu retten, wenn deren Verluſt durch kein anderes Mittel verhütet werden kann."

5) „Dieſe für den Naturzuſtand geltende Erlaubniß kann auch auf den Zuſtand eines ſchlechtgeordneten Staates übertragen werden, in welchem nämlich durch die Nachläſſigkeit oder Böswilligkeit der Behörden, Gerechtigkeit offen verweigert wird." (Voit: Theol. moralis.)

In neuerer Zeit hat Papſt Pius IX. durch die Conſtitution „Apostolicae sedis moderationi" vom 12. Oct. 1869, worin er die Zahl der Excommunicationen ſehr beſchränkte und viele der Cenſuren aufhob, nochmals das Duell auf das entſchiedenſte verurtheilt, indem er die Excommunication erneuerte und die Abſolution der Schuldigen dem Papſte ſelbſt reſervirte. Nach dieſer Beſtimmung, welche alſo das jetzt geltende Recht ausſpricht, verfallen der Excommunication (wie Schüch in ſeiner „Paſtoraltheologie" klar und überſichtlich ausführt)

1) die Kämpfer ſelbſt, mag das Duell mit oder ohne Zeuge ſtattfinden, eine Verwundung zur Folge haben oder nicht;

2) wer zu einem ſolchen Duell herausfordert, ſelbſt wenn die Forderung nicht angenommen wird, und zwar trifft die Strafe auch jenen, welcher nicht ausdrücklich, ſondern nur mit allgemeinen Worten zum Duell herausfordert, wer z. B. nur ſagte: „Ich erwarte

Sie morgen am Waldhauſe, um von Ihnen Erklärungen oder Genugthuung zu erhalten", oder wer auch ohne eigentliche Forderung, doch zum Duelle provocirte, indem er z. B. ſagte: „Bitte, kommen Sie mit mir in den Garten, dort habe ich mit Ihnen zu reden!" — vorausgeſetzt, daß der Andere ihn verſteht;

3) wer die Forderung annimmt, ſelbſt wenn kein Kampf ſtattfindet und man ſich nicht einmal auf den Kampfplatz begibt;

4) die Secundanten, Begleiter, überhaupt alle, welche den Duellanten Gunſt und Beiſtand gewähren und welche durch Rath oder andere Weiſe ſich zu Mitſchuldigen machen, alſo z. B. auch die Mitglieder des „Ehrenraths", welche auf Duelle erkennen; jene, welche die dazu nöthigen Waffen leihen, ihren Garten hergeben, die Duellanten in ihrem Wagen hinbringen, ſie verſtecken helfen, oder welche Herausforderungen ſchreiben, ſie überbringen u. ſ. w.;

5) die Zuſchauer, welche zu dieſem Zwecke mit Abſicht ſich auf den Kampfplatz begeben; ſie werden als Mitſchuldige mit der Excommunication belegt, weil ein ſolches abſichtliches Zuſchauen ein Hauptanreiz zum Kampfe iſt. Darum verfällt jener der Cenſur nicht, welcher zufällig im Vorbeigehen oder, unbemerkt von den Duellanten, heimlich das Duell mit anſähe.

Wie pſychologiſch richtig die Kirche auch gerade hier durch das Verbot des Zuſchauens den Kern der Sache trifft, weiß jeder, der unſer deutſches Studentenleben kennt; gerade die Eitelkeit, ſich vor einer zahlreichen Corona zu produziren, treibt ſo viele junge Leute zu den Menſuren. Ein anſchauliches Beiſpiel können wir aus nächſter Quelle erzählen: Ein Herr Quidam beſucht ſeinen Vetter Studio auf der Hochſchule zu ***; er kommt morgens gegen 9 Uhr in deſſen Wohnung, hört nach wiederholtem Klopfen an der Stubenthüre endlich ein Grunzen, welches er als Einladung einzutreten, auffaßt. Er findet auch wirklich ſeinen lieben Vetter noch halb ſchlaf- oder biertrunken von der letzten Kneipe im Bette. Dieſer freut ſich herzlich über den lieben Beſuch, ſetzt ſich im Bette aufrecht und ſeine erſte Frage iſt: „Nun, wie lange bleibſt Du hier, altes Haus?" — „Nun, ich denke ſo bis morgen oder ſpäteſtens übermorgen!" — „Uebermorgen? Ja, das geht! Bis dahin kann ich losgehen, dann ſollſt Du mal ſehen, wie ich mich pauke! Aber dann heißts jetzt vorwärts gemacht, dann muß ich bald Einen ankrakeelen, damit ich mit Einem hänge!" — So wird es gemacht! Und leider ſind nicht alle Menſchen ſo gewiſſenhaft oder ſo vernünftig wie der Vetter Nicht-Studio, einem ſolchen Raufbolde für die Freundlichkeit zu danken, ihnen eine Gaſtvorſtellung in der höheren Metzgerkunſt geben zu wollen.

6) Die obrigkeitlichen Perſonen, welche das Duell geſtatten und nicht, ſoviel ſie können, es verhindern und verbieten,

und zwar sagt die Constitution ausdrücklich, „welche Würde auch immer sie innehaben mögen, auch selbst königliche oder kaiserliche."

Wir sehen, die Kirche hat — „sich selber treu", wie der schöne Wahlspruch sagt — durch alle Jahrhunderte mit derselben Energie ihren Abscheu vor einer so barbarischen Unsitte ausgesprochen. Wenn sie damit nicht immer durchgedrungen ist, so ist dieses gewiß nicht ihre Schuld, sondern liegt in der Gewissenlosigkeit derjenigen, welche sie unterstützen und ihrer Mahnung folgen sollten.

Wir wollen zum Schluß noch bemerken, daß in Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche auch die gläubigen Protestanten das Duell durchweg verwerfen. Wir sagen „durchweg", denn bei der in protestantischen Kreisen so vielfach herrschenden Unklarheit und Verschwommenheit fehlt es leider auch nicht an solchen, welche zwar treu zu ihrem Glauben halten und dennoch das Duell vertheidigen wollen. Ein merkwürdiges Zeugniß des Gesagten ist folgende Todesanzeige, die wir ohne Commentar abdrucken: „Mein theurer Schwager und Pflegesohn, Alfred von Geyso, Seconde-Lieutenant im 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiment No. 2, 22 Jahre alt, fiel heute hierselbst im Zweikampfe, folgend der militärischen Ehrenpflicht, im Glauben an seinen Herrn und Heiland. Schwedt a. O., 22. Juli 1881. Freiherr von Richthofen-Brechelshof."

Zwar behauptet Prof. Hengstenberg in seiner mehrfach citirten kleinen Schrift über das Duell: „Das Zeugniß der lutherischen Kirche gegen das Duell ist ein völlig einstimmiges; denn daß einige halbe oder ganze Rationalisten .... es entschuldigen, wird man dieser Kirche nicht zurechnen dürfen." Und noch vor etwa einem Jahre hat der orthodoxe Pastor Funcke von der Friedenskirche in Bremen eine Schrift herausgegeben, worin er das Duell als den „geadelten Mord" bezeichnet. Ferner nennt er das Duellunwesen einen Hohn auf alle christliche Sitte, eine Schmach für unser deutsches Volk, eine Blutschuld die auf dem Lande liegt, eine Verhöhnung des Staates, der sich einen christlichen nennt und der solchen barbarisch gottlosen Greuel dulde. Eine solche Stimme ist gewiß recht erfreulich und anerkennenswerth, aber leider heutzutage zu vereinzelt. Dieses zeigt das Verhalten der höheren protestantischen kirchlichen Behörden. Vor mir liegt das Referat über eine interessante Verhandlung betreffs des Duells, welche so recht bezeichnend für den mehr und mehr überhandnehmenden Unglauben ist, der naturgemäß

in demſelben Maße mit Charakterloſigkeit gepaart ſein muß, wie er die feſteſte Stütze und den Halt in Gott und im Gewiſſen verliert. „Die diesjährige (1885) proteſtantiſche Paſtoral-Conferenz begann ihre Verhandlungen heute Vormittag im evangeliſchen Vereinshauſe in Anweſenheit von etwa 100 Geiſtlichen, unter denen man den Conſiſtorial-Präſidenten Dr. Hegel, General-Superintendenten a. D. Büchſel bemerkte. Den Vorſitz und das erſte Referat über „das Duell" hatte Conſiſtorialrath Stahn übernommen. Redner führte u. a. aus, daß das Duell eine Auflehnung gegen die Rechtsordnung, ein Angriff auf das Leben des Nächſten und eine Preisgebung des eigenen Lebens ſei, alſo eines von Gott anvertrauten Gutes. Zum Zweck der Ehrenrettung dürfe kein irreligiöſes Mittel angewandt werden. Wenn dies dennoch geſchehe, ſo ſei das hauptſächlich auf eine falſche Auffaſſung der Ehre zurückzuführen. Die Standesehre leide, wenn ſie zu ihrer Erhaltung Vorurtheile in Anſpruch nehmen wolle, die der chriſtlichen Gemeinſchaft widerſprechen.

An den Vortrag ſchloß ſich eine recht lebhafte Discuſſion pro und contra. General-Lieutenant von Redern vertheidigte das Duell als ein Gottesgericht mit den wunderbaren Sätzen: „„Nach meiner Meinung iſt das Duell die Strafe dafür, daß mein Gegner ſich unehrenhaft benommen hat; ich ſtehe dann auf der Menſur im Namen des wahren chriſtlichen Benehmens. Falle ich, ſo hat Gott mich nicht für den Rechten gehalten, ſeine Gebote zu vertheidigen."" Im weitern Verlauf der Discuſſion bezeichnete Paſtor Baltzer das Offizier-Duell als das Centrum der Feſtung, welches ſchwer zu treffen ſein dürfte. Dem Wunſche des General-Superintendenten Dr. Büchſel, dem Kirchenregiment eine Reſolution der Conferenz über die Duellfrage zu unterbreiten, wurde von Seiten des Conſiſtorial-Präſidenten Dr. Hegel widerſprochen, und auf des Letzteren Vorſchlag hin beſchränkte die Verſammlung ſich darauf, ihre Zuſtimmung zu dem Vortrage des Referenten auszuſprechen, in welchem auch eine Verweigerung des kirchlichen Begräbniſſes des Duellanten, bezw. Verſagung der Begleitung von Seiten der Geiſtlichen vorgeſchlagen war. Bekanntlich iſt im vorigen Jahre von proteſtantiſch-kirchlicher Seite daſſelbe Verhalten auch auf das Begräbniß von Selbſtmördern vorgeſchrieben. Bei einem ſolchen zaghaften Vorgehen iſt eine ernſtliche Bekämpfung des Duellunweſens von Seiten der proteſtantiſch-kirchlichen Behörden nicht zu erwarten. Die Herrn Paſtoren verurtheilen im Princip das

Duell; aber sie haben nicht den Muth, daraus die unabweisbaren Consequenzen zu ziehen, wie dies in der katholischen Kirche geschieht. Wenn vielmehr einem Katholiken, welcher im Zweikampf gefallen war oder einen Selbstmord begangen hatte, das kirchliche Begräbniß verweigert wurde, dann haben bis jetzt protestantische Geistliche sich gern bereit finden lassen, ihrerseits an dem Begräbniß mitzuwirken, obgleich sie dazu gar nicht berufen waren. Solches wurde dann in der gesammten protestantischen und liberalen Presse als ein Act der „Toleranz" gepriesen. Die „Frankf. Ztg." begleitet die Stellungnahme der Pastoral-Conferenz zur Duellfrage mit folgenden höhnischen Bemerkungen: „Diener am Worte" nennen sie sich ja gern und das trifft hier zu; um Worte nie verlegen, sind sie, wenn es eine That gilt, die sie in Conflicte mit Heer und Junkerthum bringen kann, nicht zu haben. Die Gründe kennt man; es sind die viel erwähnten lebendigen, oft bis zur Zahl zwölf reichend (die Kinder), die den Mannesmuth dieser Bekenner so reguliren, daß die Mißbräuche der Zeit, sofern sie sich vornehmer Huldigung erfreuen, von ihnen nichts zu fürchten haben."

3. Das Duell ist verboten durch das staatliche Gesetz.

Soviel wir in Erfahrung bringen konnten, ist das Duell in allen Staaten ohne Ausnahme verboten.

In Rußland wurden vor noch nicht langer Zeit (wenn wir nicht irren im Jahre 1884) die Gesetze gegen das Duell sehr verschärft. Dort wird ein Duell mit tödtlichem Ausgange einfach als Mord, ein anderes aber als vorsätzliche Körperverletzung behandelt. Und zwar wird in der Motivirung dieser Verschärfung ganz besonders darauf hingewiesen, daß der Zweikampf auf der Absicht beruhe, für eine Beleidigung blutige Rechenschaft zu nehmen, und „deshalb der Grundidee unserer christlichen Religion widerspricht". Wer aber nicht darauf eingehe, wer eine Herausforderung nicht annehme, der werde gewöhnlich für einen Feigling gehalten. Gerade um dieses falsche Ehrgefühl zu bekämpfen, habe die Regierung entehrende Strafen, die Strafen für gemeine Körperverletzung, resp. für Mord festgesetzt.

In England wird, wie in mehreren Staaten Amerikas, das Duell gleichfalls als ein gemeines Verbrechen angesehen und bestraft, übrigens ist es dort vollständig aus der Mode gekommen,

selbst in der Armee. In der ganzen Regierungszeit der Königin Victoria ist kein Fall von Zweikämpfen zwischen Engländern vorgekommen. Und, was das Wichtigste ist, die öffentliche Meinung sieht dort das Duell als etwas ebenso Ehrenrühriges an, wie Diebstahl, Mord oder Fälschung, so daß die ganze Familie eines Duellanten entehrt ist und nicht mehr zur guten Gesellschaft gehört.

„Nur eine Cultur-Nation gibt es", schreibt der Feuilletonist Max Nordau, „die das thörichte Vorurtheil des Duells vollkommen und für alle Zeit abgethan hat, und das ist die englische. Wagt es Jemand, dies auf Feigheit zurückzuführen? Man würde ihn nicht widerlegen, sondern nur auslachen. Es gibt bestimmt kein Volk auf Erden, das aus persönlich muthigeren Individuen bestände, als das englische. Wenn die Engländer in Bezug auf persönlichen Muth sündigen, so thun sie es sicher nur durch ein Zuviel, nicht durch ein Zuwenig. Seinen Neigungen, seiner Erziehung, seiner Lebensauffassung nach ist der Engländer tollkühn und lebensverachtend . . . Nun gut, die Engländer die in ihren Alltagsspielen Glieder und Leben jede Minute in der leichtblütigsten ja tadelnswerthesten Weise aufs Spiel setzen, halten das Duell für eine Ungeheuerlichkeit, über deren Fortbestand die ganze Menschheit schamroth werden sollte. Eigentlich weiß man im Grunde genommen gar nicht, wie die Engländer über das Duell denken. Sie denken eben nicht mehr darüber. Dieser schwarze Punkt ist vollkommen aus ihrem Gesichtskreise verschwunden, und es kommt in England kein Anlaß zu einer Aeußerung über das Duell vor. Ausländer sind es ausschließlich, die überhaupt noch ab und zu das Wort dem englischen Geiste in Erinnerung bringen. Irgend ein thörichter „Foreigner", nicht bedenkend, daß ihn der Kanal von der Welt des Zweikampf-Aberglaubens trennt, begeht vielleicht die Betise, einen Engländer herauszufordern. In manchen Fällen bekommt er hierfür sofort eine unangenehm harte und unangenehm sichere Faust in die Magengrube. In anderen läßt man eine mildere Auffassung vorherrschen und begnügt sich damit, ihn auszulachen. In noch anderen endlich gelangt die Sache vor den Richter, der in der Regel dem Fremden das Barbarische und Hirnverbrannte seiner Handlungsweise in sehr gefärbter Sprache vorhält und ihn, auf seine Unwissenheit und moralische Zurückgebliebenheit als auf ebensoviele mildernde Umstände hinblickend, in eine schwere Geldbuße verurtheilt. Fiele es einem Engländer ein, Jemanden zu einem „Zweikampf mit lebensgefährlichen Waffen" herauszufordern, so würde er entweder in ein Irrenhaus oder — auf mindestens 5 Jahre — in eine Tretmühle gesteckt werden."

In Frankreich ist das Duell leider noch sehr verbreitet (obgleich es auch dort gesetzlich verboten und strafbar ist); aber das Gute ist dabei, daß sich in Frankreich Niemand zu schlagen braucht, selbst nicht in der Armee. Es ist übrigens dort ein noch lächerlicheres Kinderspiel als die deutschen Studentenpaukereien, bei denen man es doch wenigstens auf „Renommirschmisse" abgesehen hat und das Blut doch in der Quantität von etlichen Tropfen vergossen wird. „Wer Paris einigermaßen kennt, kann mit Fingern auf Leute zeigen,

die ihre zwei Dutzend Duelle hinter sich haben, ohne daß ihre Haut dabei auch nur geritzt worden wäre."

In den übrigen Culturländern ist, mit trauriger Ausnahme von Deutschland, das Duell nicht sehr verbreitet. Und doch ist es auch bei uns, wenn auch leider nicht streng, so doch gesetzlich verboten.

„Die Herausforderung zum Zweikampf mit tödtlichen Waffen, sowie die Annahme einer solchen Herausforderung wird mit Festungshaft bis zu 6 Monaten bestraft . . . Diejenigen, welche den Auftrag zu einer Herausforderung übernehmen und ausrichten (Cartellträger), werden mit Festungshaft bis zu 6 Monaten bestraft . . . Bei erfolgter Tödtung ist auf Festungshaft nicht unter 2 Jahren zu erkennen." (Vgl. die §§. 201—210 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich). Aehnlich verbietet selbst das Militärgesetz das Duell in der Theorie ganz unbedingt und bestraft es mit Festungshaft. Außerdem bestimmt das „Militär-Strafgesetzbuch für das deutsche Reich vom 20. Juni 1872" in § 112, daß bei einem Duell aus dienstlicher Veranlassung zwischen einem im Rang höheren und niederen außer der Strafe auch noch beide Duellanten aus dem Dienste entlassen werden sollen.

Sehr schön hat sich Friedrich Wilhelm III. in einer Cabinetsordre vom 13. Juni 1828 über diesen Gegenstand ausgesprochen:

„Ich habe mit steigendem Mißfallen bemerkt, daß die Duelle in der Armee eher zu als abnehmen. In den letzten Jahren sind dem Vorurtheil, zum Theil um elender Kleinigkeiten willen, mehrere Opfer gefallen . . . Ein Offizierkreis, welcher . . . die Duelle verbannt, wird sich ein Recht auf mein Wohlwollen erwerben und darthun, daß ein Geist wahrer Ehre in ihm wohnt." Und in der Cabinetsordre vom 29. März 1829 heißt es: „Ich will in meiner Armee die persönliche Ehre des Offiziers heilig geachtet, aber darum auch gegen jeden frechen, unwürdigen Angriff geschützt wissen. Wenn es Beschimpfungen gibt, die nach den noch herrschenden Ansichten diese Ehre in einem Maße verletzen, daß sie vermeintlich nur durch das Blut wieder gereinigt werden kann, so macht sich derjenige, der fähig ist, eine solche niedrige Beschimpfung leichtfertig auszusprechen, eben dadurch unwürdig, dem Stande ferner anzugehören, für dessen Heiligthum ihm der Sinn gebricht, und seine Entlassung aus diesem Stande ist zugleich für den ungebührlich Gekränkten die vollgiltigste Genugthuung, die ich als eine solche überall auch anerkannt wissen will." —

Das sind herrliche Worte! Auf diesem Standpunkte steht jetzt die englische Armee. Kein Mensch ist dort so hirnverbrannt, daß er einem Flegel, der ihn gröblich beleidigt, hinterher auch noch als Zielscheibe dient und sich von ihm todtschießen läßt. Leider ist unsere Militärgesetzgebung von diesen so einfachen und vernünftigen Grundsätzen, wie sie jene königlichen Verfügungen aussprechen, mehrfach zurückgegangen. Für Streitigkeiten unter den Offizieren, welche nicht mit dem Dienste zusammenhängen, ist nämlich später durch

die Cabinetsordre vom 20. Juli 1843 das sogenannte Ehrengericht eingesetzt. Es heißt darüber:

„Der Zweikampf, sowie die Herausforderung zum Zweikampf ist durch die Gesetze verboten und strafbar. Dennoch wird oft wegen der unbedeutendsten Veranlassungen von Offizieren Meiner Armee der Zweikampf als Mittel zur Wiederherstellung der wirklich oder vermeintlich gekränkten Ehre gewählt. Ich habe deshalb, um Zweikämpfe der Offiziere so viel als möglich zu verhüten, den Ehrengerichten das Amt als Schiedsrichter in allen unter Offizieren vorkommenden Streitigkeiten und Beleidigungen, sofern sie nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit einem Akte des Dienstes stehen, zu übertragen beschlossen und verordne deshalb" . . . u. s. w. Dann heißt es § 15: „Durch das ehrengerichtliche Erkenntniß, welches den Betheiligten durch den Ehrenrath zu publiciren ist, erhält der darin erörterte Conflikt seine vollständige Erledigung dergestallt, daß eine weitere Genugthuung nicht gefordert werden darf."

Das ist gewiß sehr schön und weise und schneidet einen Zweikampf vollständig ab, denn man sollte erwarten, daß es weiter heiße: Wer aber trotzdem sich eigenmächtig durch einen Zweikampf Recht zu verschaffen sucht, der verletzt die Subordination und wird aus dem Heere ausgestoßen! — Allein statt dessen wird im § 16 der verbotene Zweikampf durch eine Hinterthüre doch wieder zugelassen; dort heißt es nämlich im Gesetz völlig inconsequent:

„Sollte eine unter Ofizieren vorgefallene Streitigkeit nicht durch das Ehrengericht beizulegen sein und die Betheiligten zu erkennen geben, daß sie bei dem Ausspruche des Ehrengerichtes wegen der eigenthümlichen Verhältnisse des Offizierstandes sich nicht beruhigen zu können glauben, so sind die Verhandlungen des Ehrengerichtes zwar zu schließen, zugleich aber die Betheiligten auf die in den §§ 21 und folgende enthaltenen Strafbestimmungen über den Zweikampf vom Ehrenrathe aufmerksam zu machen." Und dann kommt die allerliebste Bestimmung, daß der Ehrenrath selbst, derselbe Ehrenrath, der, wie eben bemerkt, ausdrücklich noch auf das Ungesetzliche des Duells aufmerksam gemacht hat, die Bedingungen des Duells festsetzt, und „bei dem Zweikampf ist der Präses oder ein Mitglied des Ehrenrathes zugegen, (und sieht also zu, wie das Gesetz übertreten wird!) um die Standessitte bei der Vollziehung des Kampfes zu wahren."

Wenn das nicht gesetzliche Widersprüche und Inconsequenzen der schlimmsten Art sind, dann gibt es überhaupt keine! Aber die Sache ist in der Praxis noch schlimmer, als in der Theorie. In der Theorie nämlich heißt es: Wenn ein Offizier sich absolut nicht mit dem Ausspruch des Ehrenrathes zufrieden geben will, so mag er sich allenfalls schlagen und er wird dann seine Strafe dafür erhalten — in der Praxis aber wird die Sache ganz anders gehandhabt; da heißt es: ein Offizier darf sich nicht beruhigen mit einer gerichtlichen Sühne, er muß sich schlagen,

und wenn er, getreu den Geſetzen ſeiner Religion und ſeines Vaterlandes, den Zweikampf verweigert, ſo wird er dadurch unwürdig, noch ferner Offizier zu ſein! — Unglaublich, aber leider wahr! Beiſpiele aufzählen, hieße „Eulen nach Athen tragen".

Mit welchem Muth, mit welcher Stirne kann aber ein Beamter, der ſelbſt die Staatsgeſetze übertreten hat, ſpäter für deren Haltung eintreten und die Uebertretungen derſelben bei Anderen ſtrafen? „Wer das Univerſitätsleben nicht kennt", ſagt Paſtor Funcke in der citirten Schrift, „wird ſchwerlich glauben, wie leidenſchaftlich das Intereſſe für die Duelle iſt, und wie Zeit, Geiſt, Geld, Kraft hier ſtromweiſe verloren gehen. Und das ſind die Männer, die einige Jahre ſpäter als Profeſſoren, als Juriſten, als Beamte jeder Art, als Lehrer, als Aerzte, ja ſogar auch als Paſtoren — die Vorbilder, die Erzieher, die Leiter, Richter des Volkes ſein ſollen. Wahrlich, eine grauſame Ironie! Eine grauſame Ironie, wenn z. B. ein Staatsanwalt, der ſich als Student duellirte, etwa einen Schlächtergeſellen anklagt, der, von einem Andern gereizt, ſeine Fauſt übermäßig gebraucht hat. Hat der Herr, gerade weil er ein gebildeter Mann iſt, nicht viel Schlimmeres gethan? Hätte er ſeine Leidenſchaften und ſeine Rachgier nicht beſſer im Zaum halten ſollen? Und wo bleibt da das Recht? Entweder der Staatsanwalt iſt ſeiner Zeit nicht beſtraft, nun, ſo gibt es zweierlei Leute im Lande, oder er iſt beſtraft, und dann ſcheint er doch ungeeignet als Vertreter des Staates."

IV. Die widerſinnigen Vorausſetzungen des heutigen Duells.

1) Der Ehrbegriff des Duellanten. (Die „ritterliche Ehre".)

Wir glauben nicht unrichtig zu handeln, wenn wir zuerſt den Ehrbegriff derjenigen beſprechen, welche dem Duell anhängen, denn um die „Ehre" dreht ſich doch der ganze Duellſchwindel; ſie iſt das Fundament, mit welchem das Duell ſteht und fällt.

Wenn wir recht ſcharf auf das Weſen der Ehre eingehen wollen, ſo unterſcheiden wir am beſten drei Arten von Ehre: 1) die innere, 2) die äußere und 3) die rein äußerliche oder conventionelle Ehre.

Zunächſt müſſen wir die innere Ehre, gewöhnlicher Ehrenhaftigkeit genannt, von der äußeren Ehre ſcharf unterſcheiden.

Unſere innere Ehre beſteht darin, daß wir ſtets ſo handeln, wie es die uns verpflichtenden Gebote und Geſetze verlangen, daß wir alſo unſere Pflicht treu erfüllen und alles Böſe und Verwerfliche, auch im Verborgenen meiden.

Die innere Ehre beruht alſo auf der Tugend und Tüchtigkeit, wir können ſie auch den „wahren Werth" des Menſchen nennen. Sie iſt die Ehre oder Werthſchätzung, die ein Menſch in den Augen Gottes verdient. Das Volk pflegt zur Bezeichnung dieſer inneren Ehre ganz zutreffend zu ſagen: „Der hat Ehre im Leib, der thut ſo etwas (Böſes) nicht." Dieſe innere Ehre kann ſelbſtredend uns von Niemand gegeben, aber auch von Niemand genommen werden; ſie iſt nur durch uns ſelbſt, nur durch eigene ſchlechte Thaten verletzbar. Was der hl. Chryſoſtomus ſehr ſchön mit dem kurzen Satze ausſpricht „Neminem laedi, nisi a se ipso" (Niemand kann — wahrhaft — verletzt werden, außer durch ſich ſelbſt) das gilt ganz beſonders von der wahren, von der inneren Ehre. Die innere Ehre iſt der moraliſche Menſch ſelbſt. Wenn Andere uns nicht entſprechend unſerem wahren Werthe ſchätzen, achten und ehren, ſo iſt das eigentlich für uns ganz gleichgiltig und nur für ſie ein Unglück, ähnlich wie wenn ein gelehrtes Buch von jemand nicht verſtanden wird. Der wirklich ehrenhafte Menſch erträgt das in Ruhe und iſt mit dem Bewußtſein ſeines inneren Werthes zufrieden.

Völlig verſchieden von dieſer beſprochenen inneren Ehre oder Ehrenhaftigkeit iſt die äußere Ehre, welche in der Anerkennung und Achtung eines Menſchen von Seiten der Mitwelt beſteht. Wenn alle Menſchen allwiſſend und gerecht wären, dann — aber auch nur dann — würde dieſe äußere Ehre ſich mit der inneren Ehre decken und dem wahren Werthe, der Ehrenhaftigkeit eines Menſchen entſprechen. Nun können die Menſchen aber nicht ins Herz Anderer ſchauen, ſie können nicht unterſcheiden, ob er wirklich ehrenwerth iſt oder nicht, und zudem ſind ſie oft auch gar nicht gewillt, einem Anderen die verdiente Achtung zu erweiſen — deshalb iſt die äußere Ehre etwas ſehr Wandelbares und Willkürliches und entſpricht nur dem Schein.

Es leuchtet ſofort ein, daß ein Menſch um ſo weniger Werth auf die äußere Ehre legen wird, je ſicherer er im Bewußtſein ſeiner inneren Ehre gegründet iſt. Wer ſich rein von Schuld in den Augen Gottes, des einzigen gerechten Richters, weiß, der braucht nicht nach dem Urtheil der Menſchen und nach ihrer Ehre und Achtung zu fragen. — Ja, dieſe äußere Ehre iſt etwas an und für ſich ganz Gleichgiltiges, wie der hl. Thomas von Aquin mit großem Scharfſinn beweiſt. Zur Vollkommenheit des Menſchen, ſo führt er aus, gehört es, daß er ſich ſelbſt erkenne, aber nicht, daß er von Anderen richtig erkannt werde, und deshalb iſt das Letztere nicht an und für ſich zu erſtreben. Die äußere Ehre und Achtung iſt nur inſofern erſtrebenswerth, als ſie zu anderen höheren Zwecken nützlich iſt, ſo kann ſie z. B. zur Verherrlichung Gottes dienen

oder zum Fortschritt anderer Menschen, wenn sie ein gutes Beispiel vor sich sehen, oder auch zum eigenen Fortschritt, da uns die Anerkennung Anderer aneifert, im Guten zu verharren, und noch fortzuschreiten. Und *insofern* ist es löblich, daß sich Jemand eines guten Namens befleißige. (II. 2. qu., 132. art. 1. ad. 3).

Während sich also die *innere Ehre und Ehrenhaftigkeit lediglich* auf unseren wahren Werth gründet und die *äußere Ehre*, wenn unsere Mitmenschen gerecht sind, auch noch *einigermaßen* von unserer Tugend und Tüchtigkeit abhängt, können wir noch eine dritte Art von Ehre unterscheiden, die man vielleicht am passendsten die *conventionelle Ehre* nennen kann, denn sie besteht in dem Maße unserer äußeren Anerkennung und Achtung, welche man dem Herkommen und der Sitte und, man könnte sagen, einer stillschweigenden Uebereinkunft (Convention) gemäß Jemand, entsprechend seinem Stande, erweist. Diese letztere, die *rein äußerliche Ehre*, kommt bei dem Duell *einzig und allein* in Betracht, und deshalb müssen wir uns mit ihr noch etwas näher beschäftigen.

Die *rein äußerliche oder conventionelle* Ehre besteht, wie bemerkt, mehr auf einem gesellschaftlichen Uebereinkommen, als auf wirklicher Werthschätzung der Persönlichkeit.

Wir schreiben einem Adeligen oder einem höher gestellten Beamten „Sr. Hochwohlgeboren", wenn wir auch über seine Herkunft und seine Abstammung sehr bedenkliche Kenntnisse hätten; wir unterzeichnen „mit vorzüglicher Hochachtung" oder „ganz ergebenst", und wir reden Jemand als „sehr geehrter Herr" an, ohne daß wir auch nur einen Augenblick darüber nachdenken, ob der Betreffende *wirklich* unsere „vorzügliche Hochachtung" verdient, oder wir ihm „ganz ergeben" sind, oder ob er unserer „Ehre" würdig ist. Wir „bedauern sehr", daß Jemand uns nicht zu Hause getroffen, dessen Besuch uns äußerst lästig gewesen wäre, und sprechen eine Unzahl von Ehrenerklärungen aus, die Niemand anders als etwas rein Conventionelles aufnimmt und ausspricht.

Alle diese Ehrenbezeichnungen sind *rein äußerlich*, sie beruhen nicht einmal auf unsrer menschlichen Schätzung der betreffenden Persönlichkeit. Aber sie, und zwar *gerade* sie und *nur* sie werden von jenen „Männern von Ehre" gesucht, verlangt, und wenn es sein muß, mit Blut und Leben vertheidigt. Mag Jemand auch eine noch so geringschätzige Meinung von einem Andern haben, so lange er sie nicht ausspricht, so lange er die conventionelle Ehre nicht verletzt, ist das ganz gleichgiltig. Aber sobald Jemand einem „Mann von Ehre" gegenüber diese *rein äußerliche* Ehre antastet, so bald er z. B. mit Absicht den Titel wegläßt, in der Anrede,

und am Schluß eines Briefes die gewöhnlichen Phrasen nicht gebraucht, nicht entsprechend tief grüßt, sich nicht verneigt bei der Vorstellung, oder gar ihm auf die Hühneraugen tritt, ihn „anrempelt", ein Zeitungsblatt im Vorübergehen vom Tische streift, ohne auf das devoteste „Pardon!" — „Excusez!" oder eine andere jener albernen französischen Redensarten auszurufen — dann liegt ein Attentat auf die Ehre vor, das nur mit Blut gesühnt werden kann! Solche „Männer von Ehre" sind aber merkwürdigerweise meist gar nicht so empfindlich im Punkte der wirklichen Ehre, von der inneren Ehrenhaftigkeit gar nicht zu reden! „Was liegt mir daran, wie ein Anderer über mich denkt, ob er mich achtet oder nicht; aber er soll sich hüten es auszusprechen!" Das ist meist der Grundgedanke dieser „Männer von Ehre".

Man sieht, auch hier gilt das schöne Sprichwort: „Wo viel Schein, da kein Sein!" Je mehr die wahre Ehre fehlt, umsomehr hält man auf deren Schein, auf ein Surrogat derselben. Und in der That ist ja die, sagen wir kurz, „Duell-Ehre" himmelweit verschieden von aller wirklichen Ehre, etwa so, wie der Muth eines Arnold von Winkelried von dem Muthe eines Räuberhauptmannes verschieden ist. Die Duellehre beruht nicht auf dem wahren Werthe eines Menschen, nicht einmal auf der wirklichen Meinung, die andere Menschen von ihm haben, sondern sie besteht lediglich darin, daß Niemandes wagt, sich ungünstig über ihn zu äußern.

Ein ganz untrüglicher Beweis, wie hohl und werthlos in sich diese Duell-Ehre ist, wie sie gleichsam nur eine Carricatur der wahren Ehre ist, ergibt sich auch daraus, daß sie sogleich wieder hergestellt ist, wenn der Beleidiger irgend eine fade und einfältige Entschuldigung oder eine „Ehrenerklärung" abgibt. Mag das über den Gegner Mitgetheilte auch noch so gravirend und fatal sein, durch die „Ehrenerklärung" wird es ausgelöscht und ungeschehen gemacht, selbst wenn Niemand die Revocirung glaubt und alle von der Wahrheit der Beschuldigung überzeugt sind.

Was ist das doch für eine jämmerliche „Ehre", die so ganz auf Schein und Lug und Trug beruht! Wie „ein geflickter Lumpenkönig" stolziert sie im gestohlenen und von ihr besudelten Gewande der wahren Ehre einher und freut sich, wenn sie Gimpel findet, die sich vor ihrer Majestät beugen und neigen, während sie und ihre Trabanten die wahrhaft ehrenwerthen Männer, die ihr Trotz zu bieten wagen, als ehrlos beschimpfen.

Bei dieser Sorte von „Ehre" ist es also ganz gleichgiltig, was wir sind, was wir sagen, was wir thun, kurz unser wahrer Werth kommt gar nicht in Betracht, sondern diese „Ehre" hängt lediglich von dem Geschwätze

anderer Menschen ab. Mag auch auf der einen Seite ein Mann stehen, dessen Herz lauter und rein wie Gold ist, dessen Betragen und Charakter ehrenhaft, tadellos und wahrhaft edel ist, dessen Verstand und Fähigkeit ungewöhnlich sind, er wird in dem Augenblick zum ehrlosen Wicht, er wird geächtet von der „guten Gesellschaft", ausgestoßen aus den „besseren Kreisen" wie ein gemeiner Verbrecher — in dem Augenblicke, in dem der erste beste Schwätzer sich verächtlich über ihn äußert, ohne daß er „Satisfaction" fordert. Es ist also bei diesen „Männern von Ehre" eine Schande, insultirt und verleumdet zu werden, dagegen ehrenvoll, einen Andern zu insultiren und zu verleumden! Und sein Gegner, der ihn ohne alle Veranlassung frech insultirt und provocirt, der wird eben dadurch durch diese Frechheit zum Helden, er macht Aufsehen, wird gleichsam zum Orakel, sein Ausspruch gilt als ein unfehlbarer Richterspruch der „öffentlichen Meinung", wenn er nicht durch die Waffen zurückgewiesen wird.

Dabei schadet es gar nichts, daß dieser Gegner der allererbärmlichste Mensch ist, daß er ein einfältiger, eingebildeter Hohlkopf ist, ein Schwindler, Spieler, voller Schulden, liederlich, kurz ein Subject, das keines Blickes eines wirklichen Ehrenmannes würdig ist — wenn er nur seinerseits glücklich am Zuchthaus vorbeigekommen ist und seine „Ehre" nicht verloren hat. Mag der wirkliche Ehrenmann auch Recht haben, mag er die Wahrheit sprechen, die Vernunft und Logik auf seiner Seite haben — das ist alles ganz einerlei: sobald sein hohlköpfiger Gegner ihm mit einer Grobheit darauf antwortet, ist derselbe „oben auf" er braucht gar keinen Beweis, kein Recht, keine Vernunft, er hat gesiegt und sein Gegner ist für alle Zeiten „ehrlos", wenn er sich nicht auf die Prügelei einläßt.

Worauf kommt also diese ganze Sorte von „Ehre" hinaus? — Einfach auf die brutalste, roheste Gewalt, auf das Faustrecht! Die ganze „Ehre" besteht kurz gesagt darin, daß man einen Jeden an Grobheit und an Rohheit übertrifft; der ist der größte „Mann von Ehre", der am schnellsten und erfolgreichsten an die Prügelei appellirt. Kein Wunder, daß deshalb alle Hohlköpfe, alle „Ritter von der traurigen Gestalt", alle herabgekommenen, an sich werth- und haltlosen Subjecte, die an wahrer, innerer Ehre längst defect geworden sind, daß alle Bramarbasse der „höheren Gesellschaft" unbedingte Anhänger des Duells sind! Bietet es ihnen doch das Mittel, Leuten gegenüber zu treten und gleichwerthig zu erscheinen, die für sie sonst ganz unnahbar wären, die ihnen in jeder geistigen und sittlichen Hinsicht tausendfach überlegen sind. Nicht den Hohlköpfen können wir es deshalb übel nehmen und verargen, wenn sie Anhänger dieser „Ehre" und des Duells sind, sondern den gesetzten, wirklich ehrenwerthen Männern, die so thöricht sind, von ihrer sittlichen und geistigen Höhe in die Gladiatoren-Arena herabzusteigen! Wenn alle wirklich ehrenhaften und verständigen Männer sich zu gut dafür hielten, dann würde das Duell gar bald ebenso als ein Vorrecht der Dumm-

heit und Bornirtheit angesehen werden, wie jetzt die Schlägereien und Messer-Affairen als ein Beweis der Zugehörigkeit zum Pöbel betrachtet werden.

2) Die „Satisfaction" durch das Duell und die verschiedenen Arten des Duells.

Sehen wir uns nun die „Satisfaction" etwas genauer an, welche durch das Duell gegeben werden soll, so erkennen wir auf den ersten Blick, daß sie eine rein imaginäre ist.

Ist denn das Duell etwa ein Gottesgericht, bei dem der Schuldige durch höhere Mächte seine Strafe erhält? — Gewiß wird das kein Anhänger des Duells heutzutage mehr behaupten wollen.

Oder ist das Duell etwa eine Züchtigung des Unverschämten, der unsere „Ehre" angetastet hat? — Ebensowenig, da es mich ja auf gleiche Stufe mit demselben stellt und die Chance für beide eine gleiche ist. Das Duell wird deshalb mindestens ebenso oft, in der That sogar wohl meistens (da der freche Bramarbas vor dem ruhigen Manne meist die größere Uebung im „Raufen" voraus hat) zu Ungunsten des Beleidigten, des Unschuldigen ausfallen, und dann ergibt sich der herrliche Thatbestand, daß der Beleidigte als Satisfaction vom Beleidiger noch weidlich durchgeprügelt, wie ein Cotelett zerhackt oder als Kugelfang behandelt wird. Dann kann er sich vom Arzte die zerschossenen Knochensplitter herausholen, das zerhackte Fell zusammenflicken und die blutrünstigen Schmisse mit Compressen kühlen lassen, indessen sein Gegner fidele spazieren geht — eine schöne Sorte von „Satisfaction" ist das! Diese Satisfaction, die darin liegt, daß man sich außer den vorausgegangenen Grobheiten auch noch die entsprechenden Prügel hole, weiß eben nur ein „Mann von Ehre" zu würdigen. —

Aber, wenden solche „Männer von Ehre" ein, der Werth des Duells besteht auch nicht im Erfolge, sondern darin, daß ich den Muth zeige, mich zu schlagen oder zu schießen! —

„Muth" — ein schönes Wort, o ja; aber diesen „Muth" theilt der „Mann von Ehre" leider mit einer sehr bedenklichen Gesellschaft, mit Subjecten, die keinen Funken von Ehre besitzen. Und was soll überhaupt der Muth hier? Ist denn der Muth überhaupt an und für sich etwas Werthvolles? — Niemals! Den rohen physischen Muth theilen wir mit allen Bestien, mit den vierbeinigen

nämlich, und mit jenen verthierten Menſchen, welche mit entſetzlichem Muthe ihre Nebenmenſchen mordeten. Und müſſen wir denn nicht, ehrlich geſprochen, zugeſtehen, daß der bloße „Muth" eines Straßenräubers weit größer iſt als derjenige eines Duellanten? Denn der Räuber riskirt ſein Leben ſchon beim Kampfe weit mehr als der Duellant, und ihn erwartet, wenn er der Todesgefahr bei dem Kampfe entgangen, der Strick des Henkers, während der Duellant höchſtens einige Jahre in Müßiggang, Kartenſpiel und Bowlentrinken auf der Feſtung riskirt. Alſo der „Muth", einen Menſchen ungerechterweiſe um einer Bagatelle wegen todtzuſchlagen oder zu ſchießen, mit dem mögen uns doch die Retter der „Ehre" vor allem verſchonen.

Betrachten wir nun das Duell im Einzelnen, ſo ſtoßen wir zunächſt auf das Duell in Ehrenſachen. Es iſt, wie ſich wohl aus dem über die Natur der wahren Ehre und der Satisfaction Geſagten genugſam ergibt, eine Lächerlichkeit, die Ehre, d. h. die Achtung der Menſchen, welche ſich auf unſere Tüchtigkeit und unſere Tugend gründen muß, auf die Waffen ſtützen und aufbauen zu wollen. Haben wir die wahre Ehre wirklich verletzt durch eine unehrenhafte That, ſo wird ſie durch keinen Säbel und keine Piſtole, durch keine noch ſo große Geſchicklichkeit im Hauen, Stechen oder Schießen wieder erworben werden können. Haben aber Andere unſere Ehre ungerechterweiſe angetaſtet, ſo iſt der Säbel gleichfalls das verkehrte Mittel, dieſen Angriff zurückzuweiſen. Denn iſt dieſe Ehre, wie die „Männer von Ehre" verſichern, wirklich ein ſo zartes Pflänzchen, etwas ſo Delikates, daß ſie nicht einmal durch die ſtaatlichen Geſetze hinreichend geſchützt werden könne, wie kann ſie dann durch eine Prügelei, durch einen Act des Fauſtrechtes und der Rohheit, womit der Plebs ſich Recht zu verſchaffen ſucht, vertheidigt werden?!

Aber man wendet ein: „Die Ehre ſteht höher als das Leben, alſo darf ich für dieſelbe auch das Leben einſetzen und nöthigenfalls opfern." — Armſelige Sophiſtik! Gewiß ſteht die wahre Ehre, die innerliche Ehrenhaftigkeit höher als das Leben und ich darf, ja ich muß ſogar eher das Leben opfern, ehe daß ich ſie preisgebe, d. h. ehe ich ehr- und pflichtvergeſſen handelte. Aber weil ich für die wahre Ehre, für die Pflicht, für das Gute und Rechte das Leben opfern darf, darum ſoll ich es auch für den bloßen Schein dieſer Güter hingeben, ſoll mein Leben opfern dürfen, nur damit der erſte beſte Hohlkopf die Güte hat, mich für einen „Mann

von Ehre" zu erklären?! — Wer auf wahre Ehre hält, wer wirklich ehrenhaft ist, der kann unmöglich für den Schein der Ehre sein Leben, und was mehr ist, sein Gewissen, sein ewiges Seelenheil opfern und die heiligsten Gebote Gottes, der Kirche und des Staates übertreten wollen — ein solches „Opfern" wäre eines Banditen, nicht eines Ehrenmannes würdig!

„Aber was soll ich denn thun", könnte der Anhänger des Duells fragen, „wenn Jemand meine Ehre antastet oder mich fordert?" — Eine ganz allgemein zutreffende Antwort hierauf ist weder leicht, noch überhaupt möglich, das müssen wir gleich ehrlich gestehen, und da wir nicht vorhaben, einen verbesserten „Knigge: Umgang mit Menschen" herauszugeben oder eine Art von „Complimentirbuch", wie sie in der guten alten Zeit üblich waren, so müssen wir uns schon etwas beschränken.

Jedenfalls ist das sicherste und einfachste Mittel, sich vor solchen Verletzungen der äußeren Ehre zu schützen: wenn man sich stets wirklich ehrenhaft beträgt, so daß man mit Recht auf die Ehre der Mitmenschen Anspruch machen kann. Wenn dann ein Hohlkopf oder Flegel (denn nur ein solcher kann sich so weit vergessen, daß er einen gesetzten, würdigen Mann ohne Grund angreift) uns ungebührlich entgegentritt, dann kann man, natürlich ganz nach den Umständen, schon durch einen ernsten, verächtlichen Blick oder durch einfaches Ignoriren des Zudringlichen, durch Sichumdrehen ohne zu antworten, kurz durch sein ganzes Verhalten eine sehr derbe und wirksame Lehre ertheilen. Und sollte es zum Aussprechen, zum Reden kommen, dann wird ein vernünftiger Mann doch gewiß nicht in Verlegenheit sein, wenn es gilt, einem Thoren seine Thorheit in je nach Zeit und Ort mehr oder minder höflicher, in ironischer oder auch in „urdeutscher" Weise klar zu machen. Naturgemäß läßt sich über das richtige Verhalten im einzelnen Falle viel leichter etwas sagen, als im allgemeinen: denn die ganze Sache hängt enge zusammen mit dem richtigen Taktgefühl, das man einem Menschen, der es nicht besitzt, kaum beibringen kann. Schon der ganze Habitus eines Mannes, besonders eine gewisse Sicherheit des Auftretens, die sich auf wahren Gehalt gründet und nicht mit frecher Suffisance zu verwechseln ist, dann eine natürliche, wirkliche Ehrenhaftigkeit, eine ernste verständige Haltung, eine gewisse wirkliche Vornehmheit, verbunden mit weiser Zurückhaltung und unter Umständen etwas Kälte oder absichtliches kühles Schweigen — das alles wird in weitaus den meisten Fällen hinreichen, um einem jener Hohlköpfe, die Händel suchen, schon von vornherein klar zu machen, daß er an den Verkehrten kam, oder, wenn er trotzdem anfängt, ihn vor allen Anwesenden als das erscheinen zu lassen, was er ist!

Nahe verwandt mit dem Duell in Ehrensachen ist das Duell für eine Idee. Da gibt es Menschen, die schlagen und schießen sich für ihre politischen, für ihre wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen, für öffentliche und private, kurz für alle möglichen und

unmöglichen Ideen und Ansichten. Behauptet z. B. ein holländer Rindviehhändler „en gros“, oder sagen wir höflicher: ein Armeelieferant, der sein Material aus Holland bezieht, seine Ochsen seien größer und fetter als die deutschen, so wird der deutsche Besitzer dieser Thiergattung, wenn er ein richtiger „Mann von Ehre“ und am Ende gar „Reserve-Lieutenant“ ist, nicht umhin können, von seinem Gegner „Widerruf oder Satisfaction“ für die gekränkte Ehre der deutschen Ochsen zu fordern. Und schießt dann der Vertreter der deutschen Ochsen dem Holländer richtig eine Kugel in den Leib, so ist es unzweifelhaft bewiesen, daß die Deutschen die größeren Ochsen — sind, wollte sagen: besitzen. —

Eine ernstere Widerlegung dieser Thorheit wird wohl keiner unsrer Leser verlangen! Man kann höchstens noch darauf aufmerksam machen, welche Unvernunft darin liegt, daß Jemand sofort sein Leben opfern wolle, wenn ein Anderer seiner Ansicht nicht beipflichtet.

Nach dem Duell für eine Idee liegt es wohl am nächsten, von jener Sorte von Zweikämpfen zu reden, die man am einfachsten das Duell ohne alle Idee nennen könnte, das Duell als Ausfluß der „Ritterlichkeit“, um seinen Muth zu zeigen, etwas unhöflicher das Duell der „Klopfechter“ genannt. Diese Herren stehen alle auf dem Standpunkte von Corneille's Rodrique, der seinem Vater auf die Frage „Rodrique, as-tu du coeur?“ sofort die Antwort gibt:

„Tout autre que mon père
L'éprouverait sur l'heure!“

das heißt, um „deutsch“ zu reden: jedem Anderen schlüge ich zum Beweise meines Muthes sofort über den Schädel!

Hierher gehören vor allem die berühmten oder berüchtigten „Bestimmungsmensuren“, bei welchen sich häufig zwei Leute die Gesichter zerhacken und blutrünstig prügeln, die sich nie im Leben zuvor gesehen, am wenigsten aber beleidigt haben. Sie prügeln sich nur herum, um sich zu prügeln, um ihren Muth zu zeigen; sie schlagen sich „für die Ehre ihres Corps“! Diese Sorte von Duell soll nur noch auf deutschen Hochschulen existiren, wo die großen Kinder in Fortsetzung ihrer früheren Balgereien auf dem Schulhof, damit die Zeit todtschlagen, welche ihre Eltern theuer genug bezahlen müssen, in der Hoffnung, daß ihre „Herren Söhne“ etwas Ordentliches lernen und brauchbare Menschen werden. Schutzwaffen: Paukbrille, Bandagen bis über das ganze Kinn, Binde

unter dem Arm, Arm und Bruſt ſelbſt geſchützt, lederne Pflaſter auf früher ſchon getroffenen Stellen, oft noch Mützen oder Cervis ſorgen dafür, daß der „Muth“ nicht allzu groß und gefährlich werde. Dann prügeln ſich die zwei Heldenjünglinge, angeſichts einer Corona, die ihnen mit demſelben Intereſſe zuſieht, wie der Pöbel auf der Straße zwei ſich beißenden Hunden, und bearbeiten ſich ¼ Stunde lang nach Möglichkeit mit dem „Schläger“, fechten meiſt jämmerlich ſchlecht und ungeſchickt, hauen ſich Flachhiebe in die Geſichter und auf die Schattenſeite des menſchlichen Köpers und ſchlagen ſich blutrünſtig, ſo daß ſie ſchließlich ausſehen wie Metzgergeſellen, die nach vielen Anſtrengungen einen widerſtrebenden Ochſen abgeſchlachtet haben.

Und das dauernde Andenken an dieſe „geiſtvolle“ Thätigkeit, die ja bekanntlich zur Veredlung der Sitten und zur Aufrechthaltung eines „feineren Tones“ (!) dienen ſoll, ſind Bulldoggen-Phyſiognomien, mit bis auf die Zähne geſpaltener Ober- und Unterlippe, Naſen, die nur noch einflügelig ſind, Geſichter, deren Mundwinkel künſtlich bis zum Ohr verlängert ſind, oder deren Wangen mit einem wohlgehackten Cotelette eine unverkennbare Aehnlichkeit haben. Dann kann der „Bruder Studio“ zur Freude ſeiner Familie zu Hauſe umher ſtolziren, und Jedermann ſieht es ihm doch ſchon von weitem an, daß er ein „ſtudirter“ Mann iſt! —

Uebrigens hat die Kinderei doch auch ihre ſehr ernſte Seite: Wieviel junge Leute verbummeln total und gehen phyſiſch und moraliſch auf der Univerſität zu Grunde, hauptſächlich und gerade durch das Menſurenweſen! Und leider kommen auch oft genug ernſtere Verwundungen vor; der Verluſt des Augenlichts und ſelbſt des Lebens, iſt ſchon manchmal trotz Paukbrille und Schutzwaffen eingetreten. Sehr bemerkenswerth ſind in dieſer Hinſicht die Ausführungen des (fortſchrittlichen) Abgeordneten Dr. Langerhans im preußiſchen Abgeordnetenhauſe (Sitzung vom 1. Februar 1884) dem „conſervativen“ Herrn von Zitzewitz gegenüber, der die Studentenmenſuren vertheidigt hatte:

„Ich habe vielleicht öfter auf der Menſur geſtanden, als der Herr Abgeordnete v. Z., und ich bin vielleicht in mehr Duellen zugegengeweſen, aber ich bin dabei zu einem ganz andern Reſultat gekommen . . . Ich habe es erlebt, daß bei Schlägermenſuren Augen ausgeſchlagen, Lungen und Arterien verletzt wurden: es ſind in meiner Gegenwart ſogar Verletzungen vorgekommen, welche den Tod des Verletzten herbeiführten. . . . Ich muß entſchieden dagegen proteſtiren, daß Sie das Duell hier vertheidigen, das ungeſetzlich iſt und namenloſes Unglück in die Familien trägt.“ (Bravo links und im Centrum, Murren rechts!) —

Wir können über dieſe Sorte von Duell uns nur dem trefflichen, die Wahrheit kurz zuſammenfaſſenden Urtheil anſchließen: „Als Spiel ſind ſie zu ernſt, als Ernſt zu kindiſch!“

Es bleibt uns noch das wirklich ernſte Duell zur Beſprechung übrig, das Duell auf Leben und Tod. Hier lautet die Deviſe: „Nur einer von uns zweien darf übrig bleiben!“ — „Er oder ich!“ Das hat allerdings, wie ſich nicht leugnen läßt, einen Sinn, es iſt nicht in dem Maße albern, wie die übrigen Duelle, aber es iſt etwas Schreckliches: es iſt wohlüberlegter Mord!

V. Die Folgen des Duells. — Schlußwort.

Faſſen wir, da der vorgeſchriebene Raum uns einengt, kurz die Folgen des Duells zuſammen, ſo finden wir, daß das Duell eine ganze Reihe der ſchlimmſten moraliſchen Folgen nach ſich zieht, von den materiellen Schäden gar nicht zu reden.

1) Das Duell befördert die moraliſche Feigheit und Charakterloſigkeit, inſofern Jemand ſich zwingen läßt, gegen ſeine Ueberzeugung ſich zu ſchlagen, weil er zu feig iſt, dem Urtheile der Menſchen, der „öffentlichen Meinung“ zu trotzen.

„Es iſt kein Heldenmuth, der den Duellanten auf die Menſur treibt, vielmehr die allerſchimpflichſte Feigheit“, ſagt mit vollem Rechte Franz von Florencourt (in einem ſeiner geiſtvollen „politiſchen Briefe“, Kölniſche Volkszeitung 1873 No. 219, II,) „die Feigheit, die Furcht vor der Meinung der Menſchen iſt ſo groß, daß ſelbſt die Furcht vor dem Tode und, was mehr iſt, die Furcht vor einem ſündlichen Tode, vor einem verfehlten Leben von ihr überwunden wird. Es iſt unglaublich, welche Qualen dieſer innere Widerſpruch dem Duellanten in innerſter Seele bereitet . . . Denn auf tiefſtem Grunde der menſchlichen Seele ruht immer das chriſtliche Gewiſſen, und in ſolchen entſcheidenden, furchtbaren Momenten macht es ſich trotz aller Sophismen geltend und bäumt ſich auf gegen die gottloſe That . . . Denn ſo weit ging die Feigheit, daß ich nicht einmal gewagt hätte, das Leben meines Gegners zu ſchonen aus Furcht, daß es nicht ſchicklich ſei. Noch in dieſem Augenblick ſchaudere ich vor jenem Seelenzuſtande zurück, der die ganze Frevelhaftigkeit des Unternehmens empfand, während er ſich bemühte, in Haltung, Miene und Wort die größte Unbefangenheit an den Tag zu legen. Und einen ſolchen Zuſtand habe ich als Zuſchauer auch bei allen Anderen in gleicher Lage beobachtet, wenigſtens bei allen nicht ganz verthierten, rohen Naturen — es war trotz aller Verſtellung doch immer mehr oder weniger bemerklich. Von jener freudigen Begeiſterung eines Arnold von Winkelried . . . . von wahrem ſittlichen Muthe habe ich auf der Menſur nie etwas geſehen. Wenn man die Sitte des Duells als eine Muthprobe vertheidigen will, ſo iſt das gewiß die allerelendſte Vertheidigung. Den Muth zu einer Unthat ſoll man von Niemand verlangen. Ich bedaure die Corporation, die ſolche Proben bei ihren Mitgliedern für nöthig hält, und

derjenige muß doch in der Achtung seiner Mitmenschen nicht eben sehr hochstehen, dem man ohne eine solche Probe nicht zutraut, daß er erforderlichenfalls seine Pflicht erfüllen würde!"

Wahrer Muth ist heutzutage auf Seiten derjenigen, welche den Zweikampf entgegen der „öffentlichen Meinung" und der „guten Gesellschaft" verweigern!

2) Das Duell fördert die Irreligiosität und Gewissenlosigkeit, da es zwingt, gegen alle göttlichen, kirchlichen und staatlichen Gesetze und gegen das eigene Gewissen zu handeln. „Darf auch der Mann von Treue sprechen, der treulos ward an seinen ersten Pflichten." — Dieses Schiller'sche Wort (Wallenstein's Tod) paßt mit der geringen Veränderung aufs traurigste einem jeden Duellanten gegenüber! Kann derjenige sich noch mit der Hoffnung betrügen, daß er seinem Gott, seiner Kirche und seinem Vaterlande treu sei, der so frevelhaft gegen deren Gebote handelt! Hat denn z. B. der Student auf der Universität dem Rector nicht in feierlicher Weise durch Handschlag Treue und Gehorsam gegen die Gesetze gelobt? Hat der Bürger, insbesondere der Beamte, der Offizier nicht einen feierlichen Eid geschworen, daß er die Verfassung und die Gesetze des Staates treu halten wolle? Wo bleibt denn hier die „Majestät des Gesetzes", von der man im Culturkampf so gerne sprach, wenn man Priester ins Gefängniß schleppte, weil sie den ewigen göttlichen Gesetzen mehr gehorcht hatten, als den jetzt zum Theil wieder abgeschafften, damals frisch fabrizirten Gesetzen einer glaubensfeindlichen Partei?! Florencourt führt (a. a. O.) ein eclatantes Beispiel eines sonst braven und gläubigen Katholiken an, der ausdrücklich bekannte, daß er nur durch Duelle seiner Kirche entfremdet sei. Man wundert sich vielfach, daß das Volk heutzutage so zügellos sei, keine Autorität, kein Gesetz mehr achte — aber kann das denn anders sein, wenn es täglich sieht und hört, daß diejenigen, die höher stehen, die also seine Lehrmeister und Vorbilder sind, sich ungescheut über die Autorität hinwegsetzen.

Warum soll das denn unehrenhafter sein, zu stehlen und dabei zu sagen: „Lasse dich nicht erwischen"! als Menschen zu verwunden und zu tödten und nachher lachend und prahlend zu erzählen, wie man „glücklich durchgekommen" ist —? Man wundert sich über die so vielfach auftauchenden und bisher leider ganz vergeblich bekämpften Schülerverbindungen an deutschen Gymnasien mit all ihren garstigen Auswüchsen, z. B. mit der Verpflichtung

„auf Ehrenwort“: zu lügen, wenn die Lehrer nachforschen — kann man denn nicht einsehen, daß hier eine ganz auffallende Uebereinstimmung der Gesinnung mit den etwas älteren Studenten herrscht, die es auch als „Ehrensache“ betrachten, die Gesetze zu übertreten und sich nicht erwischen zu lassen. Wenn so ein Herr Professor oder Candidat mit verschmissenem Gesicht vor großen Schülern steht — predigt der nicht sehr eindringlich durch seine ganze Erscheinung, daß es nicht immer verwerflich, daß es sogar eigentlich großartig, ehrenvoll und heldenmüthig ist, sich über „tyrannische“ Gesetze hinwegzusetzen und sie zu übertreten!

3) Das Duell befördert die Verrohung, die Hohlheit und das Phrasenthum, und ruinirt den guten Ton! Es setzt an die Stelle von Gründen und Worten die Waffen und die Prügelei. Mag, wie wir schon ausführten, Jemand auch hundertmal Recht haben, mag sein Gegner auch noch so dumm sein (vorausgesetzt, daß beide zur „guten Gesellschaft“ gehören) und mögen ihm bei dem Disput auch alle Gründe fehlen, kann er die Beweise nicht widerlegen, steht er da „wie der Ochs am Berg“ — thut alles nichts: eine Grobheit, eine Unverschämtheit ersetzt das alles, er geht als „Mann von Ehre“ siegreich aus dem Kampfe hervor! Das ist doch offenbar außerordentlich geeignet, „eine gewisse Noblesse“, oder „einen feineren Ton“ aufrecht zu erhalten — wie die Anhänger des Duells bekanntlich zu seiner Vertheidigung zu rühmen wissen!

„Aber sonst würde der Holzcomment aufkommen, man würde sich mit Knütteln prügeln“, führte der Herr Abgeordnete Baron von Zitzewitz im Landtage aus! Ein schönes Compliment für unsere deutsche studirende Jugend! Windthorst hat treffend darauf erwidert, er glaube nicht, daß unsere deutschen Gymnasiasten so roh und ungebildet aus den Schulen und Familien herauskämen, **sollte** es aber der Fall sein, dann würde man sie eben wie alle Raufbolde exemplarisch bestrafen und es ihnen schon vertreiben.

4) Das Duell befördert jegliche Schlechtigkeit, besonders die „übertünchten Gräber“-Naturen! Das Duell macht jeden sittlichen Defect wieder gut. Es ist ein Schutzmittel, ein Deckmantel für jede Immoralität, denn es bedroht den ehrlichen Mann, daß er die Wahrheit nicht ausspreche und — wenn sie trotzdem ausgesprochen ist, so rehabilitirt das Duell den Schurken

und macht ihn wieder zu einem „Mann von Ehre", sobald er sich mit seinem Gegner schießt.

Während die „bürgerliche" Ehre es mit „Mein und Dein" sehr gewissenhaft nimmt, über eingegangene Verpflichtungen, über ein gegebenes Versprechen sehr ernst denkt, ist ja die höhere „Ehre" viel dehnbarer. Vor Gott, im Gewissen, vor jedem „bürgerlichen" Menschen ist es allerdings gemeiner Betrug und Diebstahl, wenn Jemand Schulden macht, von denen er voraus weiß, daß er sie nicht bezahlen werde; aber bei „Männern von Ehre" ist das — „nobel" und entehrt durchaus nicht. Im Gegentheil, es wäre sogar ein Zeichen von „plebeïscher" Gesinnung und Anschauung, wenn man daran Anstoß nehmen wollte. Im „bürgerlichen Leben" gilt es als eine Gemeinheit, die Ehefrau eines Anderen zu verführen, den Familienfrieden zu zerstören und Menschen unglücklich zu machen — bei „Männern von Ehre" ist es „interessant", „piquant", höchstens „ein toller Streich". Im schlimmsten Falle schießt man den betrogenen Ehemann über den Haufen, dann können sich Ehebrecher und Ehebrecherin heirathen und sogar hohe Staatsämter bekleiden, Carrière machen und zur „besten Gesellschaft" gehören! Beispiele sind leider im „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte" so zahlreich, noch aus neuerer Zeit, daß wir unser Papier damit nicht — beschmutzen wollen.

„Wo viel duellirt wird, da wird nach meiner Erfahrung auch viel gespielt, viel getrunken und viel Liederlichkeit getrieben" (v. Florencourt) — ja, das Duell befördert, schützt und stützt das „geschminkte Laster", die „übertünchten Gräber", wie sie der Heiland nennt, kurz, es macht die Gemeinheit „salonfähig"!

Die Beantwortung der Frage: „Warum werden wir den Duellunfug nicht los?" ist eigentlich insofern höchst überflüssig, als jeder, der Augen hat, täglich die Ursachen sehen kann

Wie können wir denn das Duell los werden.

da ja seine Beibehaltung schon an und für sich so ganz offenbar, (das müssen wir ehrlich zugeben!) im Interesse aller Hohlköpfe und Prahlhänse, aller innerlich werth- und haltlosen Subjecte und aller Jener liegt, welche an wahrer Ehre Schiffbruch gelitten haben (und deren Zahl ist auch in der „guten Gesellschaft" gerade nicht so ganz unbedeutend) und da es zudem noch beständig von solchen befördert wird, in deren wahrem Interesse und in deren heiligster Pflicht es läge, es zu unterdrücken. So lange die höchsten Beamten im

Staate das Duell selbst praktisch üben — so lange der Herr Minister des Cultus (!!!) das Duell in öffentlicher Sitzung des Landtags als etwas Harmloses hinstellt und den Corpsstudenten (der bekanntlich zur „Bestimmungsmensur" verpflichtet ist) als „Ideal eines echten Deutschen und Urtypus der Ehrenhaftigkeit" mit einem Salamander feiert (vergl. „Reichsbote" Juli 1884) — so lange man diejenigen Offiziere, welche, treu ihrer Religion und ihrem Gewissen, das Duell mißbilligen, aus dem Heere ausstößt — so lange werden wir allerdings das Duell nicht los werden.

Dagegen wäre es ein Leichtes, den ganzen Duellunfug abzuschaffen, wenn die wirklich ehrenhaften Männer, die es schon längst wissenschaftlich und praktisch verwerfen, in geeigneter Weise vom Staate unterstützt würden. Schon jetzt haben die vortrefflichen katholischen Studentenvereine das Duell aus den wirklich katholischen Studentenkreisen vollständig verbannt, und mehr und mehr nimmt die Zahl der Duellgegner und damit auch die Leichtigkeit es abzuschaffen, ohne ganz geächtet zu werden, zu. Wenn daher die deutschen Staaten — wie das in anderen Ländern bereits geschehen ist — das Duell als „Schlägerei" und die Tödtung bei demselben als gemeinen „Todschlag" oder sogar als „Mord" mit der gemeinen Strafe belegten, wenn ferner die „maßgebenden" Persönlichkeiten offen und klar aussprächen, daß sie Duelle „nicht wünschen" und wenn endlich (was schon vor 200 Jahren ein tüchtiger Moralist, Pater Lacroix, vorschlug) solche, die sich duellirt haben, ebensowenig im Staate angestellt würden, wie diejenigen, die ein anderes gemeines Verbrechen begangen haben, dann würden unsere Nachkommen mit ähnlichen Gefühlen und Anschauungen vom Duell sprechen, wie wir jetzt von der Folter und der schrecklichen „heimlichen Gerichtsbarkeit", der Vehme.

Die Missionsfrage.

Von

Friedrich Trippe.

Zu den vielen „schwebenden" oder gar „brennenden" Zeitfragen ist in den letzten Monaten in Folge der deutschen Colonialpolitik noch eine Frage von ganz besonderer Bedeutung und Wichtigkeit gekommen: das ist die Missionsfrage. Woran bis dahin noch kein Mensch außer chinesischen und japanesischen Mandarinen und Götzenpriestern gezweifelt hatte, nämlich daß die opferwilligen und heldenmüthigen Heidenapostel der katholischen Kirche sich durch die Bekehrung und Civilisirung der heidnischen Völker in Asien, Afrika, Australien und Amerika ein ebenso berechtigtes als hohes Verdienst erwerben, das ist im neunzehnten Jahrhundert und zwar in dem Staate „der Intelligenz und Aufklärung" und in dem Reiche der „Gottesfurcht und frommen Sitte", inmitten des „Volkes der Denker" zu einer „Frage" geworden, also in Frage gestellt!

Nach langen und scharfen Fehden und Gefechten zwischen der katholischen und protestantischen Presse und nach den authentischen Zeugnissen der beiden katholischen Missionäre P. Stoffel und P. Weik, welche vom Elsaß aus nach Berlin gereist waren, um mit dem Fürsten Bismarck über die Errichtung eines katholischen Missionshauses für die deutschen Colonien in Afrika zu verhandeln, hat sich bezüglich des Missionswerkes für die gedachten Colonien folgendes Resultat herausgestellt:

1. Die Errichtung eines Missionshauses auf deutscher Erde soll den aus dem deutschen Reiche ausgewiesenen Jesuiten und verwandten Ordensgenossenschaften nicht gestattet werden.
2. Denselben Ordensgesellschaften soll die Ansiedelung und Missionsthätigkeit in den deutschen Colonien untersagt sein.

3. Bezüglich anderer Miſſionäre ſoll für die gedachten Colonien das Recht der Priorität gelten, d. h. kommen zuerſt proteſtantiſche Miſſionäre, ſo ſollen katholiſche fernbleiben und umgekehrt.
4. Mittlerweile hat man insgeheim und mit äußerſter Beſchleunigung mit Baſeler und Bremenſer proteſtantiſchen Miſſionsgeſellſchaften unterhandelt, um durch dieſe ſchleunigſt für die proteſtantiſche Miſſion den Vorſprung zu gewinnen und dadurch gemäß dem sub 3 ausgeſprochenen Princip die katholiſchen Miſſionäre auszuſchließen.

Die Reichstagsdebatten, welche durch die von Reichensperger vorgetragene Interpellation über dieſen Gegenſtand gepflogen wurden, haben in Deutſchland eine ungewöhnliche Aufregung hervorgerufen, welche unterdeſſen keineswegs beruhigt wurde.

Es dürfte darum wohl angemeſſen erſcheinen, wenn wir auf dieſe Frage hier zurückkommen, um ſie einer eingehenden Prüfung zu nnterziehen.

I. Das Recht der Miſſion.

1. Das göttliche Recht.

Der oberſte und fundamentalſte Rechtstitel zur Chriſtianiſirung der Heidenvölker liegt in den Worten des Herrn bei Matthäus 28 Kapitel: „Mir iſt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker, taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geiſtes, und lehret ſie Alles halten, was ich euch befohlen habe. Und ſiehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“ In dieſen Worten empfingen die Apoſtel und ihre Nachfolger bis an das Ende der Welt zum Miſſionswerke wie Recht, ſo Pflicht.

Die katholiſche Kirche, ihres Urſprunges am erſten Pfingſtfeſte nach Chriſti Himmelfahrt ſich bewußt, muß dieſes Recht und dieſe Pflicht für ſich allein in Anſpruch nehmen. Wenn Chriſtus nur Eine wahre Kirche gründen konnte und wenn dieſe Eine von Chriſtus geſtiftete Kirche nur diejenige ſein kann, welche von den Zeiten der Apoſtel bis zur Gegenwart als die Eine katholiſche Kirche fortbeſteht, ſo ergibt ſich mit unerbittlicher Logik, daß dieſe und nur dieſe Kirche mit der Miſſionirung des Erdkreiſes betraut iſt. Die Miſſions-

thätigkeit unter allen Völkern der Erde ist dogmatisch ein ausschließliches und unveräußerliches Recht der katholischen Kirche. Jede andere Missionsthätigkeit stellt sich consequenter Weise dogmatisch dar als ein Eingriff in das Recht der katholischen Kirche und als ein Eingriff in das königliche Amt des Erlösers, der nicht umsonst der großen Sendung an seine Kirche das Wort vorausschickt: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden."

Dieses, auf dem Worte Christi beruhende, durch die hl. Schrift und die Geschichte bestätigte ausschließliche Recht können die protestantischen Confessionen ihrerseits nicht in Anspruch nehmen. Einmal deshalb nicht, weil keine derselben sich als die wahre von Christus gestiftete und mit göttlichen Vollmachten ausgestattete Kirche erweisen kann; sodann aber auch deshalb, weil diese Confessionen unter sich vielfach gespalten, das Recht der sogenannten freien Forschung zum Princip des religiösen Bekenntnisses machen, und ebendamit alle Arten von Bekenntnissen als dogmatisch gleichberechtigt erklären.

Wenn der Anspruch auf das ausschließliche Recht der Mission für die katholische Kirche sich als dogmatisch geforderte Consequenz ergibt, so muß umgekehrt ein solcher Anspruch für die protestantischen Secten sich als eine absurde Inconsequenz ergeben.

Allein um diese dogmatische Frage handelt es sich in dem vorliegenden Falle nicht. Wem das göttliche Recht zur Mission in Kamerun oder im Congostaat zustehe, hat der Reichskanzler und der Reichstag nicht zu untersuchen. Es konnte darum auch nicht die Absicht der Katholiken und des Centrums sein, die dogmatischen Ansprüche ihrer Kirche dort zur Geltung zu bringen.

Es handelt sich vielmehr ausschließlich um die staatsrechtliche Frage, ob den nach dem geltenden deutschen Staatsrecht gleichberechtigten Katholiken die Missionsthätigkeit in den unter deutscher Herrschaft stehenden Colonien verwehrt werden könne oder nicht.

Beleuchten wir darum von diesem staatsrechtlichen Standpunkte aus die protestantischen Projecte bezüglich der Missionen in den deutschen Colonien Afrikas.

2. Das politische Recht der katholischen Mission in den deutschen Colonien.

Hier ist zuvörderst mit aller Entschiedenheit zu betonen, daß Angra Pequena, Kamerun u. s. w. nicht preußische, sondern

deutsche Colonien sind, d. h. Ländertheile, welche unter der Schutzherrschaft des deutschen Reiches stehen. Der König von Preußen, die preußische Staatsregierung, das preußische Ministerium stehen als solche absolut in keiner Beziehung zu diesen afrikanischen Colonien. Das ist sehr wichtig und verdient scharf betont zu werden. Somit kann unter keinem Titel und in keiner Form die spezifisch preußische Gesetzgebung den deutschen Colonien gegenüber irgendwie in Betracht kommen. Die katholischen Missionäre dürfen also bezüglich Kamerun's ꝛc. vor Allem die preußischen Maigesetze nicht fürchten. Die gelten nicht einmal in den deutschen Fürstenthümern Anhalt, Schwarzburg, Waldeck, geschweige denn in Afrika. Sie können auch durch keinen noch so mächtigen und herrschgewaltigen preußischen Minister dort jemals zur Geltung gebracht werden.

Des Fernern muß behauptet werden, daß auch die thatsächliche Gesetzgebung des deutschen Reichs bis zur Stunde für die afrikanischen Colonien noch keine Geltung hat. Die Reichsgesetzgebung geht bekanntlich aus vom Reichstage und von der Reichsregierung. Weder der eine noch der andere Faktor ist im Stande, einseitig und für sich allein ein Reichsgesetz zu erlassen. Nun aber hat bislang eine Gesetzgebung für Afrika dem deutschen Reichstage zur Berathung und Beschlußfassung noch nicht vorgelegen. Die Ausdehnung aber der Reichsgesetzgebung auf die Colonien, welche neuerdings gewonnen und unter den Schutz des Reiches gestellt worden sind, kann wiederum nicht ohne die Mitwirkung des Reichstages geschehen. Somit sind bislang weder die Jesuiten noch die „verwandten" Orden durch das bekannte Reichsgesetz von den afrikanischen Ländern ausgeschlossen. Auch das Projekt, die übrigen katholischen Missionäre wenigstens von denjenigen Ländertheilen fernzuhalten, wo die bekanntlich allen Vorschub genießenden protestantischen Missionsgesellschaften von Basel und Bremen bereits den Vorsprung gewonnen hätten, hat ohne Mitwirkung des Reichstages keinerlei rechtliche Basis und Geltung. Daß in der von der „Germania" aufgedeckten Weise selbst eine außerdeutsche protestantische Gesellschaft herangezogen wird, um in deutschen Colonien deutschen katholischen Missionären den Vorsprung abzugewinnen und den Weg zu verlegen, ist sehr bezeichnend für die deutschen Beamtenkreise, welche diese „Staatsraison" inaugurirt haben.

Aber auch die Reichsregierung hat sich bereits früher durch den internationalen afrikanischen (Congo-) Conferenzbeschluß moralisch

gebunden, auch in den unter deutſchen Reichsſchutz geſtellten afrikaniſchen Ländern freie Religionsübung zu geſtatten. Der von Deutſchland mitunterzeichnete Congo-Conferenzbeſchluß beſagt: „Alle Mächte, welche in den gedachten Gebieten Souverainetätsrechte oder einen Einfluß ausüben, verpflichten ſich, die Erhaltung der eingebornen Bevölkerung und die Verbeſſerung ihrer ſittlichen und materiellen Lebenslage zu überwachen und an der Unterdrückung der Sclaverei und insbeſondere des Negerhandels mitzuwirken; ſie werden ohne Unterſchied der Nationalität oder des Cultus alle religiöſen, wiſſenſchaftlichen und wohlthätigen Einrichtungen und Unternehmungen ſchützen und begünſtigen, welche zu jenem Zwecke geſchaffen und organiſirt ſind, oder dahin zielen, die Eingeborenen zu unterrichten und ihnen die Vortheile der Civiliſation verſtändlich und werth zu machen. — Chriſtliche Miſſionäre, Gelehrte, Forſcher, ſowie ihr Gefolge, ihre Habe und ihre Sammlungen bilden gleichfalls den Gegenſtand eines beſonderen Schutzes.

Gewiſſensfreiheit und religiöſe Duldung werden ſowohl den Eingeborenen wie den Landesangehörigen und Fremden ausdrücklich gewährleiſtet. Die freie und öffentliche Ausübung aller Culte, das Recht zur Erbauung gottesdienſtlicher Gebäude und der Einrichtung von Miſſionen, welcher Art Cultus dieſelben angehören mögen, ſoll keinerlei Beſchränkung noch Hinderung unterliegen". — So Artikel 6 der Congoakte auf Seite 1666 des VII. Bandes der Reichstagsdruckſachen der verfloſſenen Legislaturperiode.

Würde nicht die deutſche Reichsregierung, ja, das ganze deutſche Reich ſich vor der ganzen civiliſirten Welt Europas und aller Continente compromittiren, wenn es nach Unterzeichnung dieſer Congoakte in ſeinen afrikaniſchen Colonien die Politik des „Culturkampfes" treiben wollte?

Noch mehr. Als im Februar dieſes Jahres (1885) der Abgeordnete Dr. Windthorſt in der Budgetcommiſſion des Reichstages die in den Tageblättern beſprochene Nachricht, daß Lüderitz in den ſeinerſeits unter deutſchen Reichsſchutz geſtellten afrikaniſchen Ländergebieten die Miſſionirung der Eingeborenen der Baſeler proteſtantiſchen Miſſionsgeſellſchaft übertragen und vertragsmäßig katholiſche Miſſionäre ausgeſchloſſen habe, zum Gegenſtande einer Interpellation machte und daran die Frage knüpfte, ob die Reichsregierung von den deutſchen Colonien katholiſche Miſſionäre aus-

ſchließen wolle, da antwortete der Regierungs-Commiſſar Geh. Leg.-Rath von Kuſſerow ſofort wie folgt: „Der Regierung ſei aktenmäßig über die berührte Zuſage der Firma Lüderitz nichts bekannt. Im Uebrigen verweiſe er auf den Artikel 6 der Beſchlüſſe der afrikaniſchen (Congo-) Conferenz, in welchem völlige Freiheit aller Culte gewährleiſtet worden, und ſei der Anſicht, daß dieſer Artikel auch in den deutſchen Schutzgebieten analoge Anwendung finden werde". — Mit dieſer Antwort gab ſich Excellenz Windthorſt natürlich zufrieden. Was würde die Welt ſagen, wenn ſolchen Erklärungen entgegen die deutſche Reichsregierung wirklich daran dächte, den Katholiken das Miſſionswerk abzuſchneiden?

Um einen Schein von Parität zu retten, hat man in Berlin von Priorität geſprochen und geſagt, welche Confeſſion zuerſt in einer Colonie Miſſion treibe, die ſolle das ausſchließliche Recht dazu behalten, weil es für die Chriſtianiſirung der heidniſchen Eingeborenen nicht förderlich ſein werde, von verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſen unterrichtet und dadurch in Verwirrung gebracht zu werden. Aber wenn das ernſt gemeint war und lediglich im Intereſſe der zu bekehrenden Heiden, warum hat man denn ſo große Eile gehabt, durch einen Reichsvertreter in Bremen mit der proteſtantiſchen Miſſionsgeſellſchaft — bei Nacht und Nebel — zu verhandeln, um nur ja vor den katholiſchen Miſſionären, die ſich in Berlin ſchon anmeldeten, proteſtantiſche Prediger nach Kamerun zu bekommen?

Wo bleibt aber die Gerechtigkeit und Parität, wenn die Katholiken in ganz ebenmäßiger Weiſe zu den Koſten für die deutſche Colonialpolitik herangezogen, aber aus dem Genuſſe der Vortheile ſollen ausgeſchloſſen werden?

Man würde uns einen ganz ungeheueren Gewiſſenszwang anthun, indem man uns zwänge, gegen unſer Gewiſſen und gegen unſer religiöſes Intereſſe mit unſerem Gelde die proteſtantiſche Propaganda zu unterſtützen.

Wenn der Kampf in der Preſſe über die proteſtantiſchen Projecte mehr und mehr Enthüllung brachte, ſo noch mehr die Miſſions-Debatte, welche ſich im Reichstage anläßlich der Miſſions-Interpellation des Centrums ergab.

3. Die Miſſions-Debatte im Reichstag.

Es war am 28. November 1885. Dieſe Debatte zwiſchen dem Reichskanzler und Dr. Windthorſt bildet für ewige Zeiten ein hochbedeutſames Blatt in der preußiſchen und in der Geſchichte des

neuen deutschen Reiches. Wir müssen die Aeußerungen namentlich des Reichskanzlers, insoweit sie auf die Missionirung der deutschen Colonien Bezug haben, wörtlich mittheilen. Die Interpellation der Abgeordneten Dr. Reichensperger und Rintelen, vom Centrum und den Polen mitunterzeichnet, lautete: „Ob beschlossen oder beabsichtigt sei,

1. jede Missionsthätigkeit von Mitgliedern des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der mit demselben „verwandten" Orden in den deutschen Schutzgebieten als gesetzlich verboten zu behandeln oder auf dem Verwaltungswege zu verbieten;
2. die Thätigkeit katholischer Missionen überhaupt in jenen Schutzgebieten auszuschließen oder zu beschränken?" —

Dr. Reichensperger begründete die Interpellation. Der anwesende Reichskanzler wollte die Interpellation sofort beantworten und machte folgende Aufstellungen:

„Die erste Frage der Interpellation würde ich einfach mit „ja" beantworten und das ist eine Beantwortung, die nach der ganzen Richtung unserer Gesetzgebung selbstverständlich ist. — Wollen Sie von den verbündeten Regierungen verlangen, daß dieselben Persönlichkeiten denselben Grundsätzen, welche sie für das Inland für Recht befunden haben (bei Zustimmung zum Jesuitengesetze), für das Ausland zuwiderhandeln? Außerdem sind die Reichsgesetze ganz zweifellos verbindlich für diejenigen Beamten des Reiches, die im Gebiete desselben wohnen, und welche in Widerspruch mit den Bestimmungen des Gesetzes gerathen müßten, wenn sie dort für die Colonien andere Bestimmungen anordnen wollten. — Die Gefahr, die gerade der Jesuitenorden für Deutschlands Gesammtheit und seine Einigkeit und seine nationale Entwicklung mit sich bringt liegt in der internationalen Organisation der Jesuiten, in der Loslösung von jedem nationalen Bande und in der Zersetzung dieser Bande und der nationalen Regungen überall, wo sie denselben beikommen können — der Jesuitenorden fördert durch seine schädliche Erziehung der Jugend den Kosmopolitismus und das ist hauptsächlich der Grund, weshalb ich gegen diesen Orden bin. — Diese ganze Frage ist in ihrem innersten Kerne keine confessionelle, sondern eine internationale. Wir haben in diesen Herren Weik und Stoffel noch nicht einmal die Jesuitenpatres gesehen, sondern das Jesuitengesetz war nur die natürliche Handhabe, die sich darbot; noch entschiedener lag für uns die Nöthigung, die Herren abzuweisen, in ihrem Charakter als Franzosen, als Vertreter einer französischen Jesuitengesellschaft. — Ebenso würde ich die Nr. 2 der Interpellation „die Thätigkeit katholischer Missionen überhaupt in jenen Schutzgebieten auszuschließen oder zu beschränken"? ganz kurzweg mit „nein", „nun und nimmermehr"! beantworten. Es kann ja auch gar nicht der Glaube herrschen, daß solche, ich möchte sagen, confessionelle Brutalitäten im Bundesrath gedacht oder beabsichtigt werden können. Glauben Sie denn, daß die Vertreter der katholischen Bundesfürsten Baierns oder Sachsens eine solche Einseitigkeit

fördern könnten? Herr Windthorst verstand mich dahin, daß ich überhaupt keine Mission wünsche außer einer evangelischen. Ich fordere ihn auf, mir die Silbe in meiner Rede nachzuweisen, woraus er diese Ungeheuerlichkeit folgern könnte. — Er sagt, infolge des Culturkampfes habe die katholische Kirche in Preußen keine Priester für die Missionen und müsse sich darum an das Ausland wenden; ich behaupte, das ist unwahr, die katholische Kirche in Deutschland ist reich an großen Kräften, und schon ein nur geringer Theil der Kräfte, die im Culturkampfe thätig sind, würde in den Missionen reichen Segen schaffen. Schicken Sie doch die Mitarbeiter der „Germania" nach Kamerun. — Ich muß nochmals wiederholen, daß es sich für mich wesentlich darum handelt, daß keine Jesuiten die Mission übernehmen, übrigens lasse ich die katholischen Missionäre gerne zu, z. B. könnten viele der Geistlichen, die hier im Hause sitzen, in Afrika als Missionäre fungiren. Dann muß ich nochmals erklären, daß die Regierungen durch die Erklärungen von Regierungscommissarien nur dann gebunden sind, wenn dieselben ausdrücklich als im Namen der Regierungen abgegeben bezeichnet werden."

Die Redner Dr. Reichensperger, Dr. Windthorst und Rintelen, wiesen hingegen siegreich nach, daß die Verwaltung nicht das Recht habe, das Jesuitengesetz auf die Colonien zu übertragen; daß der Reichstag, welcher die Gelder für die Colonialpolitik zu bewilligen habe, nicht umgangen werden könne. Von ganz besonderem Gewichte und durchschlagendem Eindrucke, von dem auch der Reichskanzler sich wohl getroffen zeigte, war der Nachweis Windthorst's, daß nach den Absichten des Reichskanzlers die katholischen Missionen von den Colonien nicht theoretisch und formell, aber thatsächlich so gut wie ausgeschlossen würden. Der Nachweis gelang so sehr, daß Fürst Bismarck sich gereizt und entrüstet zeigte.

Windthorst argumentirte: „Katholische Missionäre sollen in den Colonien zugelassen werden, aber welche? 1. Keine Jesuiten und verwandte Orden. Diese werden aus den bereits errichteten Missionsstationen in allen Colonien vertrieben, sobald die Letzteren unter deutschen Schutz gerathen. 2. Keine und keinerlei Ausländer, sondern nur Deutsche. Aber Deutsche wie Weik und Stoffel gelten nicht. Deutsche Ordensgeistliche, die durch den Culturkampf aus Deutschland vertrieben sind und in Holland, Frankreich, Belgien u. s. w. eine Heimstätte gesucht und ein Arbeitsfeld gefunden haben, sind nach der Rede des Reichskanzlers keine Deutsche, wie man sie in Kamerun brauchen kann. 3. Ordensgeistliche, wenn auch deutscher Nationalität, die einem ausländischen Oberen Gehorsam leisten, sind nach den Erklärungen des Kanzlers nicht zu gebrauchen. (In ausländischen Instituten [Tilburg, Steyl] erzogene Missionäre sind nachträglich von der „Norddeutschen", die des Reichskanzlers Gedanken weiß,

für unbrauchbar erklärt.) 4. Die Bischöfe sind wegen Mangels an Weltgeistlichen — hauptsächlich durch den Culturkampf verursacht — in der größten Verlegenheit, wie sie die Tausende erledigter und nothwendig neu zu errichtender Seelsorgsstellen besetzen sollen. Sie haben mit diesem Mangel peinlich zu kämpfen und sind vollends außer Stande, für die Colonien Geistliche abzugeben. 5. Man weist in protestantischen Blättern darauf hin, die katholische Kirche könne doch in Baiern — in Preußen ist solches unstatthaft — zur Heranbildung von Missionären Seminare errichten. Sehr, sehr gütig! Aber leider haben die Bischöfe die Candidaten des geistlichen Standes sehr für ihre Diözesen zu gebrauchen. Zweitens wird, bis diese Aspiranten die langjährige Vorbereitung für den Missionsberuf durchgemacht haben, Kamerun mitsammt den übrigen Colonien längstens der „Priorität" des Protestantismus anheimgefallen sein." Woher die Mittel drittens nehmen, um wieder mit so kostspieligen Anstalten von vorn anzufangen? Viertens lautet es wie der bittere Hohn, daß man uns räth, Missionäre für Kamerun zu *bilden*, während man diejenigen, die wir *haben*, ausschließt und hinauswirft. Darum blieb denn auch Dr. Windthorst Sieger mit seiner Erklärung, daß die katholischen Missionen nicht theoretisch, wohl aber praktisch und thatsächlich nach des Kanzlers Grundsätzen ausgeschlossen erschienen. Damit sei der Culturkampf Deutschlands und Preußens auf die deutschen Schutzgebiete übertragen.

Sicher wird die Missionsfrage am Leben bleiben und insbesondere neu aufflammen, so oft der Reichstag Gelder für die Colonialpolitik bewilligen soll. Das gehört jedoch der Zukunft an, sowie noch vieles Andere.

II. Der Erfolg der Missionen.

1. Der Katholischen.

Der Protestantismus dürfte sich rühmen, wenigstens einen *Scheingrund* für sein Bestreben, die katholische Kirche von der Missionirung der heidnischen Bevölkerungen der deutschen Colonien Afrikas auszuschließen, zur Hand zu haben, wenn er selber von Uralters her die Heidenbekehrung gleichsam als sein Monopol besessen und der Welt gezeigt hätte, daß er das Christianisiren am besten verstehe. Wenn ihm nun auf einmal die katholische Kirche

gewissermaßen in seine Domaine einbrechen wollte, so könnte man seinen Unmuth darüber erklärlich und seine Reaktion dagegen gerechtfertigt finden. Aber die Sache verhält sich thatsächlich gerade umgekehrt. Niemand anders als die katholische Kirche ist es gewesen, welche seit bald Zweitausend Jahren, an dem größten und heilsamsten Werke, das je von Menschen unternommen und ausgeführt worden ist, an der Christianisirung und Civilisirung der Menschheit mit eiserner Ausdauer und mit wunderbarem Erfolge gearbeitet hat. Wir wollen nicht die alte Welt und die fünfzehnhundert Jahre von Petri erster Predigt bis auf Luthers Abfall zum Zeugnisse aufrufen; nicht die alten Benedictiner-, Augustiner- und Cisterzienser-Mönche aus dem stillen Grabe citiren, um uns zu attestiren, wie Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England, Schweden, Preußen, Dänemark ihrer Missionspredigt den christlichen Glauben, die christliche Gesittung, die christliche Cultur und Civilisation zu verdanken haben; nicht nach Asien und Afrika und zum äußersten Osten Europas wandern, um die großen Apostel aus dem Zeitalter der Väter, die Frumentius, die Gregorius, die Cyrillus und Methodius auftreten zu lassen mit ihren Berichten, wie sie Aethiopien, Armenien, Macedonien, Mähren, Böhmen, Polen und Rußland für das Kreuz und für den Pflug gewonnen haben. Die ganze Weltgeschichte weiß kein herrlicheres Verdienst von Menschen zu erzählen, als die unter allen Völkern muthvoll unternommene und siegreich durchgeführte Christianisirung durch katholische Mönche und Weltpriester.

Ganz besonders entfaltete sich eine rege und erfolgreiche katholische Missionsthätigkeit nach jener Glaubensspaltung, welche den größten Theil des nördlichen und einen erheblichen Theil des mittleren Europa von dem Felsen Petri und der auf ihm ruhenden Einen Kirche Christi losgerissen und eine stets wachsende Menge von Sekten in die Welt gesetzt hatte. Namentlich bediente sich Gott des neugegründeten Jesuitenordens, um unter den Heidenkindern des Ostens und Westens seiner Kirche Ersatz zu schaffen, für die vielen Millionen Seelen, die das unheilvolle Werk des abgefallenen Augustinermönches aus der rettenden Arche herausgelockt und dem Strudel preisgegeben hatte. Ein zweiter Paulus eröffnete der hl. Franziskus Xaverius 1542 den großen Fischzug an den Gestaden des indischen Oceans. Durch das Pfingstwunder der Sprachen ausgezeichnet, durch unwiderlegliche und hellstrahlende Wunderkraft von Gott verherrlicht und von Eifer für die Rettung der Seelen glühend, richtete

er von Goa aus binnen kurzer Zeit eine Menge herrlicher Christengemeinden auf und bekehrte in Travancor binnen Monatsfrist 10,000 Götzendiener zum christlichen Bekenntniß und zu heiligem Wetteifer in der Zerstörung der heidnischen Tempel. Zwei Jahre später sahen wir ihn in Malacca, auf den molukkischen Inseln und in Tarmata, von wo die erschreckendsten Schilderungen über die Bewohner an sein Ohr gedrungen waren, den apostolischen Muth und Glaubenseifer seines Herzens aber nicht hatten brechen oder lähmen können. Großartige Erfolge seiner Predigt krönten seinen unerschrockenen Muth. Er gewann sogar neue Missionäre an eingeborenen Jünglingen, die auch auf der Insel Manae den Samen des göttlichen Wortes ausstreuten. Im Jahre 1549 segelte er nach Japan über, wo er trotz des erbittersten Widerstandes der Götzenpriester dennoch mehrere Tausende Heiden bekehrte. Der Grund war gelegt. In den folgenden Jahrzehnten mehrten sich die Bekehrungen, selbst ein Prinz empfing die hl. Taufe und Anno 1582 schickte das christliche Japan eine ansehnliche Gesandtschaft an Papst Gregor XIII. nach Rom, um ihm für die Botschaft des Heils zu danken. Endlich drang Franziskus selbst bis an die Grenzmarken des allen Fremden damals strenge verschlossenen chinesischen Reiches vor. Auf der Insel Sancian gelandet, erkrankte der große Mann in Folge der unerträglichen Anstrengungen, seufzte und betete auf seinem Krankenlager zwölf Tage lang für die Bekehrung der Heidenkinder und starb am 2. December 1552 den Tod der Heiligen. Seine Ordensgenossen setzten sein Werk unermüdlich fort. Als in Japan die große Christenverfolgung ausbrach 1587, zählte das Land schon über 200,000 Christen, 250 Kirchen, 13 Priester-Seminare und ein eigenes Jesuiten-Noviziat. Selbst in China gelang es den klugen und ausharrenden Bemühungen der Väter aus der Gesellschaft Jesu, festeren Fuß zu fassen und am Ende des 17. Jahrhunderts zählte man bereits über 20,000 katholische Christen, obschon nur ein paar Missionäre hatten thätig sein können und wiederholt Verfolgungen und Einkerkerungen derselben stattgehabt hatten.

In Amerika bildete die geringe Fassungskraft und die Wildheit der Indianer ein äußerst schweres Hinderniß für deren Bekehrung. Doch die Jesuiten besiegten auch dieses Hinderniß. Im Jahre 1549 gingen ihrer sechs nach Brasilien, erlernten die Landessprache und brachten ganze Stämme von Wilden, welche vom Fleische ihrer erschlagenen Feinde aßen und in sittlicher Beziehung

das ausschweifendste Leben führten, zur Annahme des christlichen Gesetzes. Schon zwei Jahre darauf ward die Diözese St. Salvador errichtet. — Das glänzendste Missionsgeschäft vollbrachten die Jesuiten jedoch in Paraguay. Das ganze Land wurde durch sie in einen christlichen Musterstaat verwandelt, wo Frömmigkeit und Tugend, Wissenschaft und Kunst, Ackerbau und Gewerbe zur höchsten Blüthe gediehen. In ungefähr hundert Jahren stieg die Bevölkerung von 200 auf 280,000 Seelen. Die Regierung war eine der besten, die je existirt, das Volk das zufriedenste und glücklichste, das die neuere Geschichte aufzuweisen hat. Ebenso blühend war die Jesuiten-Mission im benachbarten Chiquitos.

In Afrika war die Mission von jeher mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft. Mehr noch als die Wildheit und Entartung der schwarzen Bevölkerung trat die enorme Hitze und das ungesunde Klima europäischen Missionären hier hemmend und hindernd entgegen. Trotzdem ist auch im Lande des Aequators bereits im 16. und 17. Jahrhundert das Christenthum durch Kapuzinermönche verbreitet worden. Namentlich gründeten diese in den portugiesischen Colonien der Ostküste, in Magamlick, Manomatapa, Quilon, sowie in den an der Westküste gelegenen Ansiedlungen, in Congo, Angola, Benguela, Cacongo und Loango christliche Gemeinden und Kirchen. Auch auf einzelnen französischen Inseln streuten sie den Samen des Evangeliums aus.

Von höchster Wichtigkeit mußte für das Missionswerk jene bedeutsame Schöpfung des Papstes Gregor XV. werden, welche „die Congregation für die Verbreitung des Glaubens" oder kurzweg „die Propaganda" genannt wird. Dieses 1622 ins Leben gerufene Institut bestand aus 15 Cardinälen und einigen andere Prälaten und bildete den Einheits- und Sammelpunkt der ganzen katholischen Missionsthätigkeit in allen Ländern der Welt. Papst Urban VIII. verband 1627 mit dieser Congregation ein umfassendes Seminar zur Heranbildung von Missionären für alle Völker der Erde. Großartige Schenkungen gottbegeisterter Seelen in und außer Rom gestalteten das Werk zu einem wahrhaft imponirenden und hochbedeutsamen Weltinstitute. Die Propaganda leitet das gesammte katholische Missionswesen direct und unmittelbar, sorgt für die in den einzelnen Missionsgebieten erforderlichen Kräfte, für die Leitung, soweit thunlich auch für die Mittel, sowie für die beständige und lebendige Vereinigung mit dem apostolischen Stuhle. Das ganze Missionsgebiet

zerfällt in fünf große Bezirke, deren ständige Ueberwachung und Obsorge der Propaganda obliegt. Diese fünf großen Missionsbezirke sind folgende: 1. die Missionen der Levante, welche Constantinopel, die Inseln des griechischen Meeres, Syrien, Armenien, die Krim, Aethiopien, Aegypten und Persien umfassen; 2. die Missionen von Indien bis Manilla und zu den Philippinen sich ausdehnend; 3. die Missionen von China, Tonkin, Siam und Cochinchina; 4. die Amerikanischen Missionen; 5. die Oceanischen oder Australischen Missionen. Jeder dieser Missionsbezirke hat bereits seine ruhmreiche und glanzvolle Geschichte.

Wie die katholischen Länder, so wetteifern die kirchlichen Orden und Genossenschaften mit einander, um bald in Asien, bald in Amerika, bald in Oceanien und bald im Lande der Neger das Kreuz aufzupflanzen und die Leuchte des Evangeliums anzuzünden. Neben den Jesuiten versieht seit langer Zeit besonders das französische Seminar für auswärtige Missionen und der Lazaristenorden den fernen Osten mit Missionskräften. Die Väter vom hl. Geiste, die Picpus-Gesellschaft, die Maristen zu Lyon versorgen vornehmlich Oceanien, Mittelasien und Abyssinien. Aus Spanien zogen seit Jahrhunderten zahlreiche Dominikaner und Franziskaner in die Missionen von Indien, China, Tonkin und andere. Portugal sandte Jahrhunderte lang seine Kapuziner, seine Lazaristen und andere Ordensleute nach China und Indien, Cochinchina und Malaga, nach Afrikas Ost- und Westküste. Deutschland unterstützt das Missionswerk vornehmlich durch die Leopoldinenstiftung in Oesterreich, den Ludwigsverein in Baiern, den „Kindheit-Jesu"-Verein und den Xaveriusverein in Köln, und sendet außerdem nicht wenige Ordens- und Weltgeistliche in die Missionen von Amerika. England und Irland missioniren in Neuholland, Afrika und Amerika. Polen hat sich durch den Priester Ryllo ein besonderes Verdienst um das neue apostolische Vikariat von Central-Afrika erworben. In Aegypten und Arabien befinden sich über 20,000 Katholiken, in Fez und Marokko fast ebenso viele, in Abyssinien erstarken die Missionen der französischen Lazaristen von Jahr zu Jahr und das Bisthum von Algier gedeihet unter tüchtigen französischen Bischöfen vortrefflich.

Am blühendsten hat sich das katholische Missionswesen in Amerika gestaltet. Nahe an hundert Bisthümer enthalten bereits über 50 Millionen katholische Christen. Das Ordensleben blühet, kirchliche Vereine bestehen überall, katholische Schulen wirken überall

für guten Nachwuchs. Bis ins Gebiet des Oregon sind die Vorposten der Mission vorgeschoben, und gewinnen täglich neue Verehrer des hl. Kreuzes. Australien hat gleich Amerika bereits seinen Cardinal. Ein weit ausgebreitetes Erzbisthum (Sidney) vereinigt mehrere große Diözesen unter sich. Es gibt fast keine Insel in der inselreichen Südsee mehr, auf der nicht katholische Gemeinden blüheten.

Wenden wir uns dem anderen Pole zu, so erquickt uns der Anblick jener warmkatholischen Mission im eisigen Grönland, deren Mittelpunkt Hammerfest bildet. Keine Zone, kein Eiland, keine Küste, kein wüstenartiges oder blühendes Binnenland auf der weiten, weiten Erde, wo nicht der hl. Vater Leo XIII. treue Kinder hätte. Ihre Zahl wächst mit jedem Tage; denn unermüdlich sind die eifervollen Glaubensboten in ihrem heiligen und verdienstlichen Beruf thätig, Christi Reich allen Völkern der Erde zu predigen und seine Gnade ihren Herzen einzuflößen. In der That, die katholische d. h. allgemeine Kirche wird mit jedem Tage katholischer. Immer neue Menschenrassen und Völkerstämme ziehen ein in die weiten Hallen der Weltkirche; in immer neuen Sprachen wird der Name Christi gepriesen und der Name seines Stellvertreters mit Verehrung ausgesprochen. Das ist eine ganz großartige Erscheinung, dieses katholische Missionswerk in fünf Welttheilen, ein leibhaftiges Abbild der Ausbreitung des Christenthums im apostolischen Zeitalter, eine getreue Copie von dem Wirken eines Apostels Paulus, des Völkerlehrers. Wahrlich, das Himmelreich, das wahre Reich Gottes, ist gleich einem Senfkörnlein, ist gleich einem Sauerteige. Unaufhaltsam, unwiderstehlich dringt das Evangelium im Herzen und Munde seiner rechtmäßigen und göttlich beglaubigten Boten vor nach Nord und Süd, nach Ost und West; keine Meere, keine Wüsten gebieten ihm Halt; keine den Himmel berührenden Alpen und Gebirge sperren es ab; keine Wildheit und Rohheit verthierter Menschen schreckt es zurück; keine Blutdekrete und Metzeleien ersticken seine Stimme. Jedes neue Missionsland wird in der Regel erst gedüngt und befeuchtet durch das Martyrerblut seiner ersten Apostel. Nach Hunderten, nach Tausenden zählen die treuen Katholiken, die in Korea, Japan, China, Birma und anderen Missionsbezirken mit ihrem Blute ihren Glauben besiegelt und vor ihren Stammes- und Volksgenossen Zeugniß abgelegt haben. Es gereicht zur Verherrlichung der Kirche des Gekreuzigten, daß kein Land der Erde so zu sagen eher Christen als

Martyrer und Heilige aufzuweisen hat. Das ist die Strahlenkrone der katholischen Mission.

Es gehörte die Feder eines hl. Justinus, der die Umwandlung der Menschen und der Gesellschaft durch die Kraft der christlichen Religion zu seiner Zeit (im 2. Jahrh.) so meisterhaft schildert, dazu, um ein würdiges Bild von der gänzlichen Umgestaltung jener Heidenvölker und ihrer Länder zu entwerfen, die das Glück hatten, die Thätigkeit und Wirksamkeit der katholischen Mission zu genießen und an sich zu erfahren. Die Missionsberichte, nicht selten aus der Feder protestantischer Beamten, Offiziere, Forscher geschöpft, finden der Bewunderung kein Ende, wie es den Missionspriestern möglich gewesen, aus halb oder ganz nackten, wild umherschweifenden, nur an Jagd und Todtschlag gewöhnten, sittlicher Begriffe fast vollends baren, mehr als halb verthierten Barbaren, fromme, gesittete, tugendhafte Menschen heranzubilden.

In der That, nichts ist rührender, als von der kindlich naiven Frömmigkeit zu lesen, womit diese neuen Christen am Welterlöser und seiner jungfräulichen Mutter hängen; von der herzlichen Verehrung, die sie ihren Missionären und Seelsorgern widmen; von der Gewissenhaftigkeit, womit sie ihre kirchlichen und bürgerlichen Pflichten erfüllen. Wahrlich, da erfüllt sich noch täglich die Weissagung vom Walten des am Pfingstfeste ausgegossenen hl. Geistes: „Alle Dinge werden neu erschaffen werden! Du wirst das Antlitz der Erde erneuern". Und wie die Seelen, so werden die Wüsten und Wildnisse umgewandelt in lachende Fluren, in fruchtbare Saatfelder und in Stätten des Gewerbes und Kunstfleißes.

An der Hand der Missionäre lernen die Bekehrten alsbald Lesen und Schreiben, Wissenschaften und Künste, Ackerbau und Gewerbe, Handel und Wandel. Organisirte Verwaltungen werden eingerichtet, Gesetze erlassen, Tribunale für Rechtspflege errichtet, Asyle für Kranke und Arme geschaffen, Schulen und Kirchen gegründet, Freuden- und Volksfeste eingeführt, öffentliche und häusliche Wohlfahrt in alle Wege gefördert. Wo vordem vielleicht Menschenopfer und Aussetzen der Kinder Gewohnheit war, da grünt jetzt der liebliche Baum des ehelichen Friedens, der Gattenliebe und Elternliebe in voller Pracht. Familienglück und Familienfreuden kannten die Armen bisher noch nicht. Wo bisher Sklaverei und Menschenhandel herrschte, da kann man nunmehr durch Recht und Contrakt geordnete, durch Bruderliebe verklärte Mieths- und Dienstverhältnisse antreffen. Wo

wilde, thieriſche Ausſchweifung hauſte, da findeſt du jetzt reine und treue Ehen, züchtige Jünglinge, ehrbare und ſittſame Mädchen. Das iſt durchweg das Bild, welches uns die Reiſebeſchreiber von den katholiſchen Miſſionen entwerfen.

2. Erfolg der proteſtantiſchen Miſſionen.

Wenn wir nun der katholiſchen Miſſion und ihren glänzenden Erfolgen das proteſtantiſche Miſſionsweſen mit ſeinen ungeheuren Summen von materiellen Mitteln, aber mit ſeinen wahrhaft kläglichen Reſultaten gegenüberſtellen, ſo halten wir es für gut, uns nur auf proteſtantiſche Gewährsmänner zu beziehen, um nicht in den Verdacht der Parteilichkeit und Unwahrhaftigkeit zu fallen.

In den Zeugniſſen dieſer proteſtantiſchen ſach- und fachkundigen Gewährsmänner finden ſich auch Beläge für den „Miſſionseifer" der proteſtantiſchen Prediger und Miſſionsgeſellſchaften, der ſich gegenwärtig in einem ſo komiſchen Lichte zeigt, daß man ſogar alle katholiſchen Miſſionäre aus den afrikaniſchen Schutzländern des deutſchen Reiches ausſchließen möchte, obſchon man weder zu Baſel noch zu Bremen ſicher iſt, jemals den nöthigen Bedarf an proteſtantiſchen Miſſionären ſtellen zu können.

Ein Mitglied der Londoner Miſſionsgeſellſchaft äußerte vor etwa 30 Jahren: „Seit vier Jahrhunderten iſt die Aufmerkſamkeit des Vatikans auf China gerichtet geweſen. Gegenwärtig beſitzt die römiſche Kirche dort dreizehn Biſchöfe und eine halbe Million bekehrter Gläubigen. Jeſuiten begeben ſich in Schaaren dorthin, um das Land in Beſitz zu nehmen. O, hätten doch auch wir den Eifer dieſer Römiſch-Katholiſchen! Eines der ergreifendſten Bilder aus der geſammten Miſſionsgeſchichte iſt doch das des hochbegabten Jeſuiten Xavier, wie er flehte für China's Bekehrung, am Abend auf der Inſel Sancian landete, ehe der Morgen kam, ſein brechendes Auge nach China wandte und ſeine Seele mit einem Gebete für die Erlöſung desſelben aushauchte. O, ſollen wir es zugeben, daß die Vertreter des Papſtthums uns an Eifer für China's Bekehrung übertreffen? Es gab eine Zeit, wo ein ſolcher Eifer für China's Bekehrung unter den römiſchen Katholiken war, daß achtzig junge Prieſter an die Propaganda in Rom die Bitte ſtellten, die ſie mit ihrem eigenen Blute unterzeichnet hatten, als Miſſionäre nach China abgeſandt zu werden. Und wir ſprachen hier davon, nur zehn

Männer hinzuschicken, und müssen uns noch fragen, ob wir so viele finden werden" (Kasseler Quartalberichte 1854. S. 55). Bezüglich desselben Landes schrieb der Protestant Wingrave Cooke 1858: „Wer behauptet, daß die protestantischen Missionäre aufrichtige chinesische Christen machen, muß entweder im Irrthum befangen, oder des Betruges schuldig sein" (China by Wingr. Cooke 181).

Der Protestant Burkhardt fällt über die calvinische Mission in Südafrika bis Ende des 18. Jahrhunderts folgendes Urtheil: „So sehen wir denn hier aus einer reichlichen Sündensaat eine noch reichlichere Sündenernte herangewachsen, die weiter und weiter ihre bösen Früchte trug. War aber nicht die eine große Sünde der europäischen Christen am Kap die Hauptwurzel, aus der all das folgende Sündenelend hervorsproßte? Ja, ich meine, es war dies die Unterlassungssünde in Bezug auf die Mission. Umsonst waren die Kreuze an den Küsten aufgerichtet, zu dem gekreuzigten Heiland, der auch der Heiden Heiland ist, hatte Niemand die Eingebornen hingewiesen". Er berichtet weiter: „Der Gedanke, daß die Hottentotten im Christenthum unterwiesen werden könnten, lag den (protestantischen) Bauern völlig fern und wurde, als er ihnen von anderer Seite nahe kam, mit Entrüstung abgewiesen. Um keinen Preis hätte man ihnen in den Kirchen einen Platz gegönnt. An einer Kirche soll sogar die Verordnung zu lesen gewesen sein, daß Hunde und Schwarze nicht einzulassen seien. Man hätte meinen sollen, die Geistlichen der (protestantischen) Colonie wären durch ihre ganze Lage auf Missionsgedanken gekommen. Es scheinen dies aber meist Miethlinge der schlimmsten Art gewesen zu sein". (Die evangelische Mission unter den Völkerstämmen Südafrika's von Dr. Burkhardt, 2. Auflage von Dr. Gundemann [Bielefeld 1877] S. 15). Das war nach Dr. Burkhardt die protestantische Mission in Südafrika während länger als einem ganzen Jahrhundert.

Im Jahre 1849 aber schildert der englische Oberst Napier (Protestant) die protestantischen Missionäre in demselben Lande als Männer, welche „um die Heiden zu bekehren, mit einer Bibel in der einen, und mit einer Hottentottischen Frau an der andern Hand im Lande umherschweifen". „Die Hottentotten sind trunksüchtiger, fährt er fort, und liederlicher als je und einige geistliche Personen (protestantische Missionäre) — zu ihrer Schande sei es gesagt — haben ihnen kein Beispiel strengster Moralität gegeben". (Excursions in Southern Africa. Introd. 10. I 58. 111. II, 442). Von

niederschmetternder Wirkung sind die Zeugnisse des protestantischen Engländers Marshall in seinem berühmten Werke: „Die christlichen Missionen, ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge (Zu deutsch: Mainz 1863. Drei Bände). Marshall führt aus allen von Protestanten missionirten Ländern Hunderte von Zeugnissen mit Namen und Datum an, um die Armseligkeit und Jämmerlichkeit des protestantischen Missionswerkes allenthalben zu beleuchten. Da findet man in Indien, China, Afrika, Australien u. s. w. immer und überall die gleiche Misère in der Thätigkeit wie im Erfolge dieser kostspieligen „Heidenapostel". — Ein gewiß unverdächtiger Zeuge ist der anglikanische Bischof von Salisbury, welcher im Jahre 1842 in der Paulskirche zu London vor der Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums über den Stand der (protestantischen) Mission Bericht erstattete und dabei sprach: „Ich muß es, obschon mit Bedauern, offen heraussagen, diese Missionen haben gar keinen Erfolg". (Gazette de France 7 Juin 1842).

Eine englische protestantische Monatsschrift (Monthly Review) beklagt schon im Jahre 1831 das englisch-protestantische Missionswesen in folgender Weise: „Wenn unsere Missionäre am Orte ihrer Bestimmung angekommen sind, so ist der erste Gedanke, der sie beschäftigt, sich so bequem als möglich einzurichten, sich aber stets soviel als möglich unter dem Schutze der britischen Kanonen zu halten. Nur selten dringen sie in barbarische Länder ein: sie haben Furcht vor der Pest und vor der Cholera. Man kann natürlich nicht erwarten, daß sie ihre Familien in Gefahr bringen, oder daß ihre Familien ihnen gestatten, sich selber der Gefahr auszusetzen; auf der anderen Seite haben sie aus denselben Gründen gar keine Neigung Märtyrer zu werden". Dann sollte man aber auch von diesen Herren nicht erwarten, es in Kamerun allein thun zu wollen.

Ein amerikanischer Protestant, der Ostindien bereist hatte, um die dortigen religiösen Verhältnisse kennen zu lernen, legt seine Erfahrungen bezüglich der protestantischen Mission in der „Boston Gazette" in folgender Weise nieder: „Die meisten anglikanischen Prediger in Indien sind verheirathet und haben eine zahlreiche Familie. Sie bewirthschaften großen Grundbesitz und beschäftigen sich fast ausschließlich mit weltlichen Angelegenheiten. Es bleibt ihnen also wenig Zeit zur Missionsthätigkeit übrig. In ihren Predigten reden sie von der Eitelkeit der irdischen Vergnügungen, während sie gleichzeitig sich dem Wohlleben ergeben, schöne, von herrlichen Gärten

umgebene Häuser bewohnen, eine zahlreiche Dienerschaft um sich haben, Pferde unterhalten und in glänzenden Equipagen einherfahren".

Dem gegenüber berichtet derselbe Protestant nach einem Briefe seines Freundes aus Sumatra über zwei katholische Missionäre Folgendes: „Vor einigen Wochen, schreibt der Freund, als ich im Hafen von Padang war, sah ich daselbst zwei katholische Missionäre, die im Sinne hatten, in das Innere der Insel vorzudringen, um den Wilden die Lehre Christi zu predigen. Die Eingeborenen von Sumatra sind wild und grausam, leben in Wäldern und man hält sie für Kannibalen. Die Einwohner Padangs entwarfen daher den beiden Missionären das düsterste Bild von jenen Wilden und widerriethen ihnen ein so verwegenes und gefahrvolles Unternehmen. Aber nichts konnte den Entschluß dieser Diener Gottes ändern. Sie verlassen ihre Freunde in Padang, und den Stab in der Hand und ihre wenigen Habseligkeiten auf dem Rücken, dringen sie in die unbekannten Wälder. — Zwei Wochen später brachten einige Malayen, welche von der Tigerjagd zurückkehrten, die Gebeine dieser Missionäre und zwei kleine Crucifixe mit, die ihnen zugehört hatten. Ob sie von wilden Thieren zerrissen, oder von den Kannibalen verspeist wurden, ist ungewiß". (Westf. Kirchenbl. 1856 No. 29.)

Diese Zeugnisse aus der Feder oder aus dem Munde protestantischer Autoren mögen genügen, um die Charakteristik des protestantischen Missionswerkes festzustellen und den tiefgreifenden Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Mission zu zeigen. Wir kommen nun zu der letzten Aufgabe, die sich diese Arbeit zu lösen vorgesetzt hat.

III. Erklärung des so verschiedenen Erfolgs der katholischen einer- und der protestantischen Mission anderseits.

Wirkungen hängen ab von ihren Ursachen, Folgen von ihren Gründen. Besteht eine thatsächliche und, wie wir gesehen haben, tiefgreifende Verschiedenheit zwischen dem katholischen Missionswerke und seinen Erfolgen auf der einen und dem protestantischen auf der andern Seite, so müssen dieser Erscheinung Ursachen und zwar tiefe und durchgreifende Ursachen zu Grunde liegen. Und das ist in der That der Fall. Die erste dieser Ursachen nun finden wir

1. In der Verschiedenheit der Beweggründe.

Ein bekannter Gegner des so epochemachenden Geschichtswerkes von Professor Johannes Janssen, Ebrard mit Namen, sucht das katholische Missionswerk dadurch zu discreditiren, daß er der ganzen Geschichte zum Hohne und zum Trotze die Aufstellung wagt, „es sei ein schoftes System, wenn römische Missionäre, statt Heiden zu bekehren, es bequemer, vielleicht auch verdienstlicher finden, in evangelische Missionsstationen sich einzudrängen".

Hier bleibt der Professor Ebrard der gewohnten Weise des modernen Liberalismus ganz getreu, indem er eine Verkehrtheit oder einen Uebelstand auf protestantischer Seite mit kühner Stirn zuerst dem Katholizismus auf's Conto setzt. Gerade das, was hier Ebrard den Katholiken in die Schuhe schiebt, ist althergebrachte und notorische Praxis der Protestanten.

Unparteiliche protestantische Zeugen haben uns oben versichert, daß die protestantische Mission „gar keinen Erfolg hat", — daß den guten Missionären „zum Missionswerk wenig Zeit bleibt, weil sie eine zahlreiche Familie zu ernähren und großen Grundbesitz zu bewirthschaften haben", — daß sie „nur selten in barbarische Länder eindringen, Furcht vor Pest und Cholera haben, und sich weder der Gefahr aussetzen noch Neigung zum Marterthum zeigen", — daß sie „als Miethlinge der schlimmsten Art in Afrika den Gedanken an die Bekehrung der Hottentotten sich gar nicht beikommen ließen, wie Burkhardt berichtet, sondern denselben sogar den Zutritt zu den Kirchen gleich den Hunden wehrten". Dagegen bezeugen uns abermals protestantische Quellen, in welcher Weise die protestantischen Holländer z. B. auf der Insel Ceylon die katholischen Missionsstationen zerstört, die katholischen Bischöfe und Priester vertrieben und zur vollständigen Ausrottung der katholischen Kirche die heidnische Religion Buddha's auf der Insel wieder hergestellt haben". (Davies, Travels in Ceylon 308). Irwing, gleichfalls Protestant, sagt (The theory and practice of Caste 130): „Die Insel Ceylon soll, als sie in den Besitz der Holländer kam, so vollständig römisch-katholisch gewesen sein, daß diese außer Stande, die Eingeborenen zum Calvinismus zu bekehren, Maßregeln ergriffen, die Abgötterei zu befördern". Doch der Protestant Sir Emerson Tranert berichtet weiter: „Weder durch Corruption, noch durch Zwangsstrafen konnten die Eingebornen, sowohl Cingalesen als Tamils bewogen

werden, der katholischen Religion zu entsagen". (Christianity in Ceylon 42). Im Jahre 1806 gestand der Protestant Buchman, der Ceylon bereiste, „daß die protestantische Religion als erloschen" zu betrachten sei. Also Ceylon blieb katholisch trotz der „Corruption", trotz der „Zwangsstrafen", trotz der „Maßregeln" der Protestanten, die Abgötterei zu befördern". Also war selbst diese protestantische Missionsthätigkeit nach dem Ausdrucke des protestantischen Bischofs von Salisbury ohne allen Erfolg. Weltbekannt ist die Missionsmethode der Engländer geworden. Während sie am Morgen ganze Schiffsladungen mit Bibeln nach Indien abgehen ließen, sandten sie Nachmittags schwere Dampfer mit in England angefertigten indischen Götzenbildern hinterher. Drastischer könnte der englisch-protestantische „Bekehrungseifer" nicht dargestellt werden.

Vor ungefähr 9 Jahren that ein General-Superintendent in Berlin folgenden Ausspruch, der nach Sabor's Wort tief blicken läßt: „Es scheint, die katholische Kirche habe auch im Missionsgebiete wie in der Geschichte Europa's die Bestimmung, durch ihren brennenden Bekehrungseifer und ihren festen Zusammenhang den Widerstand roher Nationen gegen das Evangelium zu brechen und der Verkündigung des lautern Gotteswortes die Bahn zu eröffnen". Das heißt mit andern Worten: „Wir Protestanten müssen uns bescheiden, der katholischen Kirche die Bekehrung der Heiden zum Christenthum zu überlassen; unsere Aufgabe ist es dann, die katholisch gewordenen Heiden protestantisch zu machen".

Daß dem Protestantismus ein sehr mäßiger Eifer, das Evangelium unter den Heidenkindern zu verbreiten, beiwohne, geht auch aus den steten Klagen über Mangel an protestantischen Missionären hervor. Nähme man ihnen vollends die reichlichen Reisespesen und Gehälter, die „einträglichen Wirthschaften", die comfortablen, „mit herrlichen Gärten umgebenen Häuser", wovon oben protestantische Berichterstatter zu melden wußten, wir wollten sehen, was aus der ganzen protestantischen Heidenmission würde. Die Missions-Conferenz zu Bremen, an der der Consul Raschdau in etwas geheimnißvoller Weise Theil nahm, erklärte offen, die Kräfte nicht zu besitzen, um das ganze deutsche Schutzgebiet protestantisch zu missioniren. Es ist hier dasselbe, wie bei den Diakonissen, über deren Mangel die herzzerreißenden Klagen des Predigers Disselhof erst in diesen Tagen die Welt erfüllten. Hunderte von Bittgesuchen um Diakonissen, meinte Herr Disselhof, habe er abweisen müssen, weil es an Kräften

fehle. „Wie traurig, daß sich trotz so günstiger Bedingungen doch so wenig protestantische Mädchen finden, die dem Diakonissen-Berufe sich zu widmen Lust haben, während auf katholischem Gebiete stets Ueberfluß an Ordensfrauen ist (wenn nur die Ausnahmegesetze des Staates keinen Riegel vorschieben!) und die angesehensten Familien es für eine Ehre halten, eine Tochter dem Ordensleben zu weihen!" Das hat allerdings seine Richtigkeit. Es liegt eben Alles an der „Lust", sich der Thätigkeit der Mission, der Krankenpflege, dem geistlichen Berufe zu weihen. Diese Lust aber kommt nicht, wo Grundsätze gelten wie solche: „Der Glaube allein (ohne gute Werke) macht selig" — „Die guten Werke nützen nichts" — „Sündige tapfer, glaube tapferer" (Luther an Melanchton am 1. Aug. 1521). Darum sind die von Protestanten beklagten geringen Erfolge der protestantischen Heidenmission nichts weniger als auffallend, sie bilden vielmehr die einfache Consequenz der protestantischen Grundlehren.

2. Die Verschiedenheit der Mittel und Methoden.

Die ganze tiefgreifende Verschiedenheit des katholischen Religionswesens einer- und des protestantischen anderseits begründet eine ebenso allgemeine und radikale Differenz des einen und des anderen Missionswesens und der Erfolge hüben und drüben. Sehen wir uns die Differenzpunkte im Einzelnen etwas näher an.

a. Der Katholicismus ist eine durch und durch positive Religion mit einem ganz bestimmten und fixirten Lehrbegriff, mit einer das Naturgesetz fortentwickelnden, in Theorie und Praxis unbeugsamen Moral, mit einem Gemüth und Herz gewinnenden Cultus, mit einer streng gegliederten Organisation, Verfassung und Disciplin. Einheit und Bestimmtheit, Klarheit und Einfachheit spiegelt sich in Glaubens- und Sittenlehre, wie in den Cultushandlungen und gesetzlichen Vorschriften der katholischen Religion auf das Vortheilhafteste ab. Wie Ein Missionär lehrt, so lehren sie alle. Diese Lehre aber spricht durch ihre Natürlichkeit und Einfachheit, Klarheit und Consequenz auf der einen Seite, wie durch ihren göttlichen Hauch, ihren geheimnißvollen Charakter und erhabenen Ursprung anderseits das nach Wahrheit, nach Gott suchende Gemüth wie den für consequentes Denken empfänglichen Geist des Menschen befriedigend an. Wenn Tertullian sagt „die menschliche Seele sei von Natur aus christlich",

so meinte er das katholische Christenthum, da das protestantische des 16. Jahrhunderts noch nicht bekannt war. Ganz und gar trifft aber Tertullian die Wahrheit, indem das katholische Christenthum mit seinen Lehren und Gebräuchen in jeder Menschenseele seinen Widerhall findet, dem Geiste als höchst vernunftgemäß und dem Gemüthe als durchaus befriedigend und ergreifend, als erhebend und erquickend erscheint.

Der Protestantismus dagegen ist wesentlich zwar ein einheitlich gegen den Katholicismus protestirendes, in seinen einzelnen Schattirungen und Aufstellungen aber widerspruchsvolles, unlogisches und der menschlichen Vernunft wie dem natürlichen Gefühle widerstrebendes und widerstreitendes Sammelwerk. Der ganze Geist dieses Religionswesens ist kalt, formlos, das Gemüth am Wenigsten bei kindlichen und naiven Naturen, bei uncultivirten Heidenkindern und Naturvölkern irgendwie befriedigend. Dazu kommt der prinzipielle Subjectivismus dieses Religionswesens. Jeder Prediger trägt seine persönlichen Forschungen, Lesefrüchte, Meinungen, Ansichten, Theorien als geoffenbarte Wahrheit vor, während seine Collegen oft das gerade Gegentheil für Christi Evangelium erklären. Muß da nicht die Verwirrung der Heidenvölker, welche man jetzt angeblich durch das Prioritäts-System verhüten will, im höchsten Grade gefördert werden?

Einheit der Lehre und Vermeidung von Verwirrung der Heiden ist seitens des Protestantismus solange nicht möglich, als sein Grundprinzip die freie Forschung und die willkürliche Auslegung der Bibel bleibt, d. h. solange der Protestantismus existirt. Welche Begriffe mögen die Heidenkinder bekommen von Christenthum, wenn der methodistische Missionär so predigt, der calvinistische anders, der „evangelische" wieder anders, der altlutherische wieder anders, der baptistische nochmals anders u. s. w.? Ja, wenn selbst von einer und derselben Spielart, z. B. von der „evangelischen" Gesellschaft der Prediger A. das apostolische Glaubensbekenntniß so, der Prediger B. anders auslegt, der Prediger C. gar das Ganze als „wissenschaftlich nicht haltbar" über Bord wirft? Und wie wird es den guten Heiden vor den Augen flimmern, wenn ihnen der eine Missionär nach Luther's Theorie begreiflich machen will, daß sie gute Werke gar nicht zu thun brauchen, sondern lediglich fest zu glauben haben, daß Christus für sie Alles gethan hat und nur der Glaube allein an Christi Werk selig mache; der zweite

ihnen gar die Freiheit des Willens abstreiten und beweisen möchte, daß Gott das Gute ganz allein, der Teufel das Böse ganz allein durch sie vollbringe; ein dritter dann wieder von pflichtmäßigen Werken des Gottesdienstes, der Menschenliebe u. s. w. reden möchte? Welche Verwirrung wird eine solche Missions-thätigkeit in den Köpfen der armen Wilden anrichten? Und wenn dann bald der Reinigungsort für die Seelen der Abgeschiedenen, den die menschliche Vernunft und das natürliche menschliche Gefühl fordert, als eine Lüge dargestellt, bald wiederum nach calvinischer Lehre von Gott behauptet wird, daß er einen Theil der Menschheit vornherein zur Hölle bestimmt und erschaffen habe: welche Empfehlung wird das für die christliche Religion bei den guten Heidenkindern sein? Und so könnten wir noch eine ganze Reihe „Verwirrungen" aufzählen, die bei den Heiden entstehen müssen, wenn ihnen der Protestantismus, wie er ist, bald von diesem, bald von jenem Missionar entwickelt wird.

Wie weit es in der That die protestantische Mission auch in der Sittenpraxis schon getrieben hat, soll uns wiederum eine protestantische Stimme erzählen. Der anglikanische Bischof von Natal Dr. Colenso faßte mit anderen Predigern den Beschluß, den Kaffern, welche sich zum Protestantismus bekehrten, die Vielweiberei, von welcher sie sich schwer trennen konnten, von Amtswegen zu gestatten. Er schrieb: „Ich muß gestehen, ich fühle es mächtig, daß der übliche Brauch, nach der Bekehrung auf die Trennung der Frauen von ihren Männern zu dringen, ganz gesetzwidrig und der klaren Lehre unseres Herrn entgegen ist. Wozu lesen wir den Heiden die biblische Geschichte von Abraham, Israel und David mit ihren vielen Weibern vor? Die ganze Gesellschaft der amerikanischen Missionäre zu Burmach kam zur einmüthigen Entscheidung, in Zukunft Männer mit mehreren Weibern (die sie schon vor der Bekehrung genommen) zur Communion, aber nicht zu Kirchenämtern zuzulassen. Ich muß sagen, dies scheint mir das einzig richtige und vernünftige Vorgehen." Glaubhafte Reisebeschreiber melden, daß diese Vielweiberei der neuen Protestanten, bei den Kaffern das Christenthum in Verruf gebracht habe. „Eine Versammlung von protestantischen Predigern, bestehend aus Episkopalen, Presbyterianern, Methodisten, Baptisten, Congregationalisten faßte zu Calcutta den Beschluß: „Wenn ein Convertit, bevor er Christ wird, mehrere Frauen geheirathet hat, so soll ihm nach der Praxis der Juden und der ursprünglichen Kirche (?) gestattet sein,

ſie alle zu behalten; aber zu irgend einem kirchlichen Amte ſoll ein ſolcher nicht wählbar ſein" (Weſtf. Kirchenbl. 1856, No. 14). Daß eine ſolche Miſſion mehr für den Islam oder das Mormonenthum vorzubereiten als das Chriſtenthum zu verbreiten, geeignet ſcheint, wird man auch ohne Zeugniſſe kühn behaupten dürfen.

Gehen wir zum Cultus über, ſo weiß Jeder, wie bedürftig das menſchliche Herz überhaupt, beſonders aber bei kindlichen, einfachen und geiſtig noch wenig entwickelten Naturvölkern eines formenreichen, ſinnvollen und ergreifenden Ritus iſt. Der proteſtantiſche Gottesdienſt mit ſeinem ſchwarzen Talar und ſeinem ſchwarzweiß behangenen Tiſche, mit der Bibel und zwei Kerzen kann den Völkern Afrika's, Oſtaſiens, Auſtraliens noch weniger imponiren und gefallen als es bei einem großen Theile ſelbſt im Proteſtantismus erzogener Engländer, Deutſchen, Schweden u. ſ. w. der Fall iſt. Es war ſelbſt im kalten Norden vielen, vielen Proteſtanten in ihren Kirchen denn doch zu kalt. Deshalb die große Bewegung, z. B. in England den proteſtantiſchen Gottesdienſt dem ceremonienreichen katholiſchen Ritus wieder näher zu bringen. Die Theilnehmer dieſer großen Bewegung nennen ſich ſelber Ritualiſten. Freilich wollen die Formen ohne Gehalt, die Ceremonien ohne Kern, die Liturgie ohne das wahrhaft gegenwärtige Oſterlamm immer noch nicht viel bedeuten und wenig wirken. Und gerade dieſer Mangel am Opfer, dem weſentlichſten Gegenſtande des äußeren und öffentlichen Gottesdienſtes bei allen Völkern der alten und neuen Welt, muß den Heidenvölkern an dem vom Proteſtantismus ihnen gebrachten Chriſtenthume ſchlecht gefallen. Daß es Aberglaube ſei, der Gottheit Opfer darzubringen, wird man den Naturvölkern ſchwerlich beibringen können.

Als Hauptmittel zur Chriſtianiſirung der Heiden iſt bei den Proteſtanten die maſſenhafte Verbreitung der Bibel beliebt Rieſige Summen werden alljährlich für den Bibeldruck ausgegeben und eine Unmenge von Bibeln wandert von Jahr zu Jahr nach Indien, Afrika und überallhin, wo proteſtantiſche Miſſionsſtationen beſtehen. Und doch ſagt Jedem der geſunde Menſchenverſtand, daß dies ein höchſt zweifelhaftes Bekehrungsmittel ſein muß. Zunächſt können die Heidenvölker von der Bibel lange Zeit gar keinen Gebrauch machen, weil ſie des Leſens unkundig ſind. Die Bekehrten und allmälig Civiliſirten finden dann in einem Buche, wie die Bibel iſt, ſo Verſchiedenes und ohne autoritative und ſichere Erklärung ſich Widerſprechendes, auch wieder ſo Schwerverſtändliches, daß man

den Nutzen einer solchen Lektüre bei den Neubekehrten höchlichst in Zweifel ziehen muß.

Anders verfährt die katholische Mission. Sie gibt zunächst den Inhalt des hl. Buches durch mündlichen Unterricht und reicht dann den Bekehrten passende und ausgewählte Stücke der Bibel dar. In der That berichten uns die Reisebeschreiber sehr Vieles über die Unfruchtbarkeit der protestantischen Bibelvertheilung in den heidnischen Missionsgegenden. Die guten Leute verstehen das Buch nicht, es ist ihren wenig entwickelten Geisteskräften und ihren erst beginnenden christlichen Anschauungen ein Buch mit 7 Siegeln, mit dem sie nicht viel zu machen wissen, das sie deshalb in die Ecke legen und verschimmeln lassen. —

b. Die protestantische „Allgemeine Missionszeitschrift" vom Jahre 1881 enthält eine Abhandlung unter dem Titel „Organisation der Missionsarbeit", deren Verfasser nach den Gründen forscht, weshalb die protestantische Missionsthätigkeit trotz der enormen Summe von 28,000,000 (achtundzwanzig Millionen) Mark jährlicher Beiträge, in den Tropenländern kein rechtes Aufkommen, im Jahre 1880 sogar noch ein Deficit von 40,000 M. aufzuweisen habe. Er vergleicht dann die protestantische Missionsthätigkeit mit der katholischen und erklärt dabei den Cölibat als unerläßliche Bedingung einer gesegneten Missionsthätigkeit. „Wer sich also, sagt er, nicht zum Cölibat entschließen kann, der mag als Missionär in irgend ein mäßiges Klima gehen, aber für die Tropenländer ist er meiner Ansicht nach untauglich." (Janssen, Zweit. Wort an meine Kritiker S. 124.) Wir sind der Ansicht, daß auch für die gemäßigten Klimate der Cölibat „eine unerläßliche Bedingung einer gesegneten Missionsthätigkeit" sei.

Will der Missionär unter den Heidenkindern etwas wirken, so muß er in ihre Mitte, an ihren Herd vordringen, unerschrocken und auf Alles gefaßt. Das kann er nur, wenn er frei ist und ungehemmt seine Person zum Opfer bringen kann. In solcher Lage sind beweibte Prediger nicht. Soll die Predigt des Evangeliums mit seiner Weltverachtung und Selbstverleugnung auf die Heidenkinder Eindruck machen, so muß sich ferner mit der Predigt das gute Beispiel verbinden. Ein heroisches Opferleben vor den Augen der, allen Leidenschaften dienenden Heidenkinder geführt, wird weit kräftiger auf ihre Ueberzeugung von der Wahrheit und

Güte der Lehre Christi wirken, als ein ganzer Wagen voll Bibeln und Tage lange Predigten aus dem Comfort einer behaglichen Prediger-Familie heraus. Dazu kommt, daß ein verheiratheter Missionär mit der Sorge für seine Familie soviel zu schaffen hat, daß ihm für die Missionsthätigkeit nicht allzu viel Zeit übrig bleibt. Protestantische Zeugnisse haben wir oben beigebracht. Auch liegt die Gefahr für die beweibten Missionäre nahe genug, daß sie im Interesse ihrer Familie und Vermehrung ihres Vermögens durch große Wirthschaft, durch Geschäfts- und Handelsbetrieb u. s. w. ihrem Missionsberufe mehr und mehr entfremdet werden und das ganze Missionswesen bei den Heiden in Mißcredit bringen, als diente dasselbe lediglich zum Deckmantel der Speculation und Plusmacherei. Auch darüber beklagen sich in der That manche Reisende und andere in den Missionsländern kundige Männer. Es kommt endlich hinzu, daß die Predigerfrauen sammt ihren oft zahlreichen Kindern durch Luxus und Kleiderpracht den Neid und die Erbitterung der heidnischen Frauen reizen, durch allerlei Verwicklungen und Händel den Missionären Verlegenheiten bereiten und durch ihr Vordrängen beim Missionsgeschäfte selbst die Achtung vor demselben unter den Heiden beeinträchtigen. Wie unendlich viel ehrwürdiger erscheinen da die katholischen Ordensfrauen, welche an den Missionsstationen sich dem Unterrichte und der Erziehung der heidnischen Frauen und Kinder widmen und durch ihre Opferwilligkeit, bescheidene Zurückgezogenheit und engelgleiche Unschuld und Frömmigkeit gleichsam bezaubernd auf die Herzen einwirken. Ein protestantischer Fachmann schreibt: „Die protestantischen Missionärinnen könnten als Lehrerinnen und barmherzige Schwestern unendlich viel Segen in den Heidenmissionen stiften, während sie als Hausmütter sich und Andren zur unaufhörlichen Sorge gereichen".

Auch die freiwillige Armuth der katholischen Ordensleute wird von Protestanten als ein mächtiger Hebel zu einem segensreichen Missionswesen vollauf anerkannt. Wir vernahmen schon kräftige Stimmen der Klage über die großen materiellen Erwerbungen und Besitzungen der protestantischen Heidenapostel, die diesen fast alle Zeit und alles Interesse opfern. Die Heiden aber nehmen daran Anstoß. Der mehrgedachte Autor in der „Allgemeinen Missionsschrift" bemerkt sehr richtig, daß „die Häuslichkeit der protestantischen Missionäre dem Wilden nur den Comfort, Reichthum und Luxus vor Augen halte, der ihm dauernd versagt bleibe und des-

halb nur seinen Neid erregen, wenn er nicht etwa ganz deprimirt oder gar bloß kindlich staunend daran vorübergehe". (Janssen a. a. O. S. 125).

Endlich bildet die dritte Stütze für den katholischen Missionär das Gelübde des freiwilligen Gehorsams, wodurch das Selbstopfer des eigenen Ich vollendet, Einheit und Einheitlichkeit im Wirken aufrechterhalten, tausend Einseitigkeiten und Fehlgriffe vermieden und immer und überall das heilige Amt frei von Selbstgefälligkeit und Eigenliebe bewahrt wird. Im heiligen Gehorsame wird klug und vorsichtig, männlich und entschieden gehandelt und der Willkür und Laune, dieser verderblichen Feindin guter und großer Unternehmungen, der Paß abgeschnitten. Der wiederholt citirte protestantische Verfasser des Aufsatzes „Organisation der Missionsarbeit" sagt deutlich genug: „Das mehr patriarchalische Leben der katholischen Missionen geht dem Begriffsvermögen der Naturmenschen viel höher, als das auf der unrichtigen Vorstellung einer thatsächlichen Gleichheit aller Menschen und in Folge dessen auf dem Prinzip der freien Concurrenz basirende Wesen der protestantischen Missionen". Noch deutlicher spricht sich der berühmte Geschichtsschreiber Macaulay aus: „Bei den Missionären der römischen Kirche vereinigt sich persönliche Armuth mit der Freiheit von allen Familienbanden und mit dem Gelübde des Gehorsams, und darin liegt das Geheimniß ihrer großen Erfolge".

Der Engländer G. Staunton (Protestant) rühmt an den Jesuiten und andern Ordensgeistlichen in China „Sittenstrenge, Uneigennützigkeit und Demuth", welche drei Tugenden durch die drei Gelübde der Ehelosigkeit, der Armuth und des Gehorsams zur Vollkommenheit werden, und sagt: „Es waren Männer, die in der Begeisterung für die Verbreitung ihres Glaubens sich jeglicher Gefahr preisgaben, jede Verfolgung aushielten, jeden Vortheil opferten; Männer, die in einem Lande, wo den Fremden der Zutritt versagt ist, das Vorurtheil, welches gegen sie als Fremde vorwaltete, überwanden und Anstalten für die Verbreitung ihres Glaubens gewannen, ohne ihren Einfluß zu irgend einem persönlichen Vortheil zu gebrauchen". (Janssen a. a. O. S. 125). Ein anderer Protestant schreibt: „Der günstige Erfolg der Jesuitenmissionäre ist vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie das Beispiel der christlichen Liebe in ihrem heldenmüthigsten Grade leuchten ließen" (Quarterly Review No. 63, 3). Das ist es.

Die katholiſchen Miſſionäre ſind durchweg Ordenspriester, welche zu ihrem hl. Berufe lange und ernſt vorbereitet wurden durch ein entſchiedenes Streben nach chriſtlicher Vollkommenheit, durch praktiſche und opfervolle Befolgung der drei evangeliſchen Räthe, durch beharrlichen Kampf gegen die Eigenliebe, durch ernſte Nachfolge Chriſti; vorbereitet wurden auch durch Wiſſenſchaft und Sprachſtudium, um mit den Völkern im Miſſionslande verkehren und ihre ſpezifiſchen Irrthümer und abergläubiſchen Meinungen bekämpfen zu können; vorbereitet wurden durch Bekanntmachung mit den Sitten, Gebräuchen, Liebhabereien, Fehlern und Tugenden jener Stämme, deren Bekehrung ſie ſich widmen wollten, um von vornherein nicht als Fremde, ſondern gleichſam als alte Bekannte in deren Mitte zu treten. Und ſo ſuchen denn dieſe ſich ſelbſt abgeſtorbenen Heroen der Asceſe das Heidenland wie eine langerſehnte Heimath auf. Die Wilden ſind ihre Kinder, denen ſie alle ihre Zeit, alle ihre Kraft, ihren Schweiß und, wenn's ſein ſoll, mit Verlangen ihr Blut weihen. Die Wilden fühlen mit dem Inſtinkte kindlicher Naturweſen bald heraus, daß dieſe fremden Männer ſie lieb haben, es wahrhaft gut mit ihnen meinen und ihrem Wohle ihr Leben gewidmet haben. Sie gewinnen Vertrauen und Liebe zu ihnen, ehren und ſchätzen ſie wie ihre Väter, tragen ihnen wie weiſen und guten Freunden alle ihre Angelegenheiten und Anliegen treuherzig vor. Es bildet ſich in der That ein „patriarchaliſches Leben" des Miſſionars mit ſeinen Miſſionskindern heraus. Da er keine leiblichen Kinder, keine Frau, keine Familie hat, ſo glauben ſie ihm, wenn er ſie ſeine Kinder nennt. Seine Habe iſt ſein Kreuz und ſein Brevier; ſein Reichthum die Hütte und der Altar, die er zum Gottesdienſte herrichtet. Sein Ehrgeiz iſt der Gehorſam, womit er dem hl. Vater zu Rom und ſeinen Ordensobern gehorcht, und die Ehrfurcht, womit er von ſeinen Vorgeſetzten zu den Heiden redet. Solche Männer gewinnen die härteſten Herzen, ziehen die wildeſten Gemüther an und zähmen die roheſten Sitten. Solche Männer erobern die Welt.

Weil die Liebe, die reinſte, opferfreudigſte, heldenmüthigſte Liebe, die Herzen der katholiſchen Miſſionäre beſeelt, ſo ſind ſie wahrhaft erfinderiſch, wie es die Liebe iſt, um die geeignetſten Mittel und Wege zu entdecken und zu gebrauchen, wie ſie die geliebten Seelen der Heidenkinder gewinnen und dem göttlichen Heiland zuführen wollen. Bald ſehen wir den katholiſchen Miſſionär im Kreiſe der Kinder, denen er erzählt, kleine Geſchenke gibt, neue Spiele lehrt u. ſ. w.

So begann der hl. Franziskus Xaverius seine Mission in Goa mit den Kindern, die er auf den Straßen durch ein Glöckchen zusammenrief. Bald treffen wir ihn an den Betten der Kranken, um zu trösten und durch Rath und Heilmittel zu helfen. Bald bewegt er sich bei Volksfesten mitten unter den fröhlichen Schaaren und gewinnt ihr Zutrauen durch harmlosen Scherz und fröhlichen Verkehr. Bald sehen wir unter den Händen der Missionäre Werkstätten und Schulen entstehen, in denen Kunst und Wissenschaften, Ackerbau und Gewerbe gelehrt und die Naturkinder an Thätigkeit, Arbeit und Erwerb gewöhnt werden. Mission und Civilisation gehen bei allen unsern Missionären und auf allen ihren Stationen stets Hand in Hand. Die Erfolge bilden seit Jahrhunderten die Bewunderung vieler Protestanten, den Neid anderer.

Wir verkennen nicht, daß auch protestantische Missionäre in den letzten Decennien nach Vorgang und Beispiel der katholischen sich richtend, bei einigen Missionsstationen, namentlich an der Cultivirung der Wilden fleißig und erfolgreich gearbeitet haben. Indeß sind deren Erfolge im Vergleiche mit denen der katholischen Mission und im Verhältnisse zu den ungeheueren Summen Geldes, die sie gekostet haben, immerhin als recht winzige und unbedeutende zu bezeichnen. Was würden die *katholischen* Missionen leisten, wenn ihnen solche Geldmittel zu Gebote stünden und solche moralische Unterstützung, wie es bei den protestantischen Missionen der Fall ist? —

c. „*An Gottes Segen ist Alles gelegen.*" Der wichtigste Factor zum Erfolge der Heidenmissionen ist und bleibt der übernatürliche Segen und Beistand Gottes. Die Predigt der Apostel ward nach der hl. Schrift begleitet von dem Mitwirken des hl. Geistes, der zu den Herzen tiefinnerlich redete, während die Predigt seiner Organe an die Ohren drang. Zeichen und Wunder in Gottes Kraft von den Verkündigern des Evangeliums vor den Augen der Zuhörer gewirkt, besiegelten die Wahrheit dessen, was sie lehrten. Die eigene innere Erfahrung der Gnade und ihrer Kraft und Wirksamkeit in Folge des Empfangs der hl. Sakramente machten die Bekehrten zu Säulen, zu Felsen des Glaubens und Bekenntnisses. Aehnlich vollziehen sich die Großthaten Gottes noch fort und fort unter den Heidenvölkern Asien's, Afrika's, Australien's und Amerika's, zu denen der in der katholischen Kirche lebende und waltende Geist Gottes die Nachfolger der Apostel drängt und begleitet. Eine Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des gepredigten

Glaubens, welche jeden Augenblick zum Martyrium bereit ist, beseelt die katholischen Missionäre und drängt sie unaufhörlich zu den mühevollsten Arbeiten und Strapazen. Die Kraft der hl. Communion, die sie Tag für Tag empfangen, läßt ihren Muth nimmer sinken, ihre Anstrengung nie erlahmen. Ihr Lehrwort an die Heidenkinder begleitet nach der schönen Darstellung des hl. Augustinus das innere Licht des hl. Geistes, das sich den Zuhörern einsenkt und ihnen Verständniß des Gehörten und Ueberzeugung von dessen Wahrheit einflößt. Die hl. Sakramente bestärken die Neubekehrten im Glauben und in der Liebe Christi unmittelbar in ihrem Innern, sodaß sie es nach Jesu Ausspruch in sich inne werden, daß sie die Wahrheit empfangen haben.

Das Gebet, die Hauptwaffe der katholischen Missionen zur Besiegung des Geistes der Finsterniß in den Heidenseelen, wirkt an den Missionären wie an ihren Bekehrten die Wunder seiner Verheißungen. Und so stellen in der That viele Gemeinden dieser Neubekehrten leibhaftige Abbilder dar von jener Erstlingskirche in Jerusalem, zu der Petrus am hl. Pfingstfeste den ersten Grund gelegt hatte. Das ist das Walten Gottes in *seiner* Kirche.

Wo dieses innere Wirken des hl. Geistes fehlt, da vernimmt man Klagen, wie die oben mitgetheilten, über Gleichgiltigkeit der „Apostel" gegen die Missionsthätigkeit oder gar über „geistliche Personen, die den Hottentotten kein Beispiel strengster Moralität gegeben hätten"; da hört man über den Erfolg so kostspieliger und so protegirter Missionen protestantische „Bischöfe" klagen: „Diese Missionen haben gar keinen Erfolg". Wer kann sich darüber wundern? „Wie sollen sie predigen, wenn sie nicht gesandt sind?" ruft Paulus im Römerbriefe aus. Das ist die ganze Machtlosigkeit dieser Prediger, das die Erfolglosigkeit ihrer Predigt, das aber auch die Verantwortlichkeit ihres Handelns, daß sie predigen, ohne gesandt zu sein. Was aber schlimmer, was frevelhafter, würde das Beginnen Derer sein, die den *rechtmäßigen* und *von Gott legitimirten* Gesandten den Mund schließen, die Heidenländer versperren wollten, um sie Denen zu überliefern, die da predigen, ohne gesandt zu sein. Zur Predigt des Evangeliums auszusenden hat kein Staat, keine Regierung Recht und Vollmacht, sondern nur Derjenige, zu dem der Allerhöchste gesprochen: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe". Vom Standpunkte aber der Politik und des Staatsrechts aus kann man unter allen Umständen zu Gunsten protestantischer Missionäre *nur*

die Parität verlangen, welche ihnen kein Centrumsmann, kein deutſcher oder preußiſcher Katholik wehren will. Ein ausſchließliches Recht auf die Miſſionirung Angra Pequena's, Kamerun's, Neu-Guinea's, der Marſchallinſeln oder anderer unter deutſche Schutzherrſchaft geſtellten Gebiete mit heidniſchen Bevölkerungen theoretiſch oder praktiſch den Proteſtanten zuzuſpielen, wäre ein flagrantes Unrecht gegen die katholiſche Kirche, gegen die Katholiken Deutſchlands und auch — gegen die armen Heidenkinder. Ja, aus vollem Herzen ſtimmen wir dem Fürſten Reichskanzler zu, wenn er ſelber für ein ſolches Verfahren die Ausdrücke „confeſſionelle Brutalität" und „Ungeheuerlichkeit" wählt. Es wäre eine „Brutalität" des Fanatismus und des Haſſes gegen die katholiſche Kirche; es wäre eine „Ungeheuerlichkeit" von Unrecht und Gewaltthat! —

Digitized by Google

Melchior von Diepenbrock.

Von

Adolf Böttscher.*)

I. Jugend und Studienzeit.

Am 6. Januar 1798, am hl. Dreikönigsfest, wurde zu Horst bei Bocholt ein Knabe geboren. Sein Vater stammte aus einer alten, westfälischen Adelsfamilie, welche schon im Jahre 1350 in Urkunden genannt wird. Er war ein liebenswürdiger und bescheidener Mann, der wenig Werth auf äußeren Adel legte, sich nur schlichtweg Anton Diepenbrock nannte. Die Mutter Maria Katharina Franziska Kesting war die Tochter eines kurmainzischen Hofraths, eine tüchtige Hausfrau, eine treue Gattin und liebevolle Mutter. Sie war von einer innigen, wahren Frömmigkeit beseelt und legte dieselbe schon früh in die Herzen ihrer Kinder. Ihre Ehe war mit 12 Kindern gesegnet, wovon zwei früh starben. Weil der erwähnte Knabe am hl. Dreikönigsfeste geboren war, wurde er Melchior benannt. Vater und Mutter ahnten damals nicht, daß der königliche Pathe dem Kinde Ehren und Ansehen als Pathengeschenk in die Wiege legte, daß dieses Kind noch einmal ein geistlicher Fürst werden, mit den größten Männern Deutschlands freundschaftlich verkehren und daß sein Hirtenwort einflußreich auf

*) Das Leben Diepenbrock's hat längst eine classische Darstellung von der Hand seines Nachfolgers auf dem Fürstbischöflichen Stuhle zu Breslau erhalten. Es kann darum das Bild, welches nach den Aufzeichnungen einer der Familie des Cardinals nahestehenden Frau entworfen wird, zum Theil nur Bekanntes wiedergeben. Immerhin aber wird es von Interesse sein, die Erinnerung an den großen Bischof, den Freund des Königs von Bayern und von Preußen, des mächtigen Bekämpfers der Revolution in diesem Augenblick wachzurufen. Die Wirksamkeit des geistvollen und thatkräftigen Mannes ist eine lebendige Illustration des Satzes, daß die Eintracht zwischen Priesterthum und Königthum die sicherste Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung ist. Zu diesem Zweck reihen wir die uns zur Verfügung gestellte Arbeit unserer Broschüren-Sammlung ein und die Wichtigkeit dieses Zweckes mag es rechtfertigen, wenn abweichend von der Regel Nr. 8 und Nr. 9 als Doppelbroschüre erscheinen.

Der Herausgeber.

Tausende über seinen Bischofssprengel hinaus wirken würde. Der Knabe wuchs heran zur Freude seiner Eltern und Geschwister: er entwickelte sich merkwürdig schnell. Bald war er der Liebling des ganzen Hauses. Kamen die älteren Geschwister aus der Schule, so hieß es: „Wo ist Melchior“? So von allen verhätschelt, fing er bald an, viele lose Streiche zu machen. Eines Tages erklärte die Mutter: „Melchior muß in die Schule; wenn er auch noch nicht schulpflichtig ist, muß er doch hinein, damit er wieder Zucht und Ordnung lernt und mir das Haus nicht länger auf den Kopf stellt“.

So kam er noch nicht 5 Jahre alt in die Schule. Sehr großen Fleiß entwickelte er da eben nicht, doch lernte und begriff er alles mit einer Leichtigkeit, die Bewunderung erregte. Am glücklichsten war er, wenn er der Schule den Rücken kehrte, die Bücher in die Ecke warf und dann mit seinen Altersgenossen hinausstürmte, Soldaten zu spielen, wobei er dann immer der Hauptmann war. Auch bei manchen losen Streichen war er der Anführer, und Vater und Mutter schüttelten oft bedenklich den Kopf und beriethen, was sie wohl mit ihm anfingen. Als Melchior 7 Jahre alt war, beschlossen die Eltern ihn zu einem befreundeten Landgeistlichen zu geben, der ein ausgezeichneter Jugenderzieher war und schon oft Knaben in Pension gehabt hatte. Derselbe wohnte im benachbarten Dorfe Velen.

Er gewann den aufgeweckten Knaben bald lieb, aber zähmen konnte er ihn auch nicht. In Liebe konnte man alles bei ihm erreichen, durch Strenge nichts. Die engen Mauern des Hauses waren ihm verhaßt und immer trieb es ihn hinaus in Wald und Feld. Er machte allein weite Touren, immer hinaus in die blaue Ferne. Ja in der Brust des Kindes war schon die heiße Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem erwacht. Oft sahen ihn die Bauern auch auf dem Gipfel einer hohen Eiche sitzen und seine Lektion lernen. Er war ein ganz waghalsiger Kletterer und dies machte seinem Lehrer große Angst und Sorge, da er immer fürchtete, man würde ihm den anvertrauten Knaben eines Tages als Leiche in's Haus bringen. Wie begründet diese Besorgniß war, zeigt folgender Vorfall. In der Nähe von Velen befand sich ein gräfliches Schloß, an dessen Thurmuhr sich ein Glockenspiel befand. Es wurde selten oder nie in Bewegung gesetzt. Freunde hatten Melchior davon erzählt und seit der Zeit träumte er bei Tag und Nacht von dem Glockenspiele. An einem Sonntagnachmittage erklang plötzlich von dem Thurme das Glockenspiel. Die Aufregung der Leute war groß, da man das-

selbe nur mehr aus der Tradition kannte. Die Dorfbewohner kamen herbeigelaufen und schlugen die Hände vor Verwunderung zusammen. Im Schlosse war die größte Aufregung. Der Thurmschlüssel hing an Ort und Stelle, auch die Thüren waren unerbrochen. Welch' unheimlicher Geist mochte da sein Wesen treiben! Zitternd schloß man die Thüren auf und da saß Melchior von Diepenbrock und ließ die Glocken musikalisch aneinanderklingen. Der verwegene Knabe hatte die Sehnsucht nach dem Glockenspiel nicht länger bewältigen können und war den Thurm emporgeklettert. Den guten Pastor erfaßte ein Grausen, als er diese neue Tollkühnheit hörte und er schickte zu seinem Vater, er möge seinen Sohn doch lieber wieder holen, da er ihm seine ganze Gemüthsruhe nehme. Beim Abschied drückte er ihm die Hand und sagte: „Melchior Du wirst entweder ein großer Held oder ein großer Taugenichts. Mög' Dich Gott vor dem letzteren bewahren!" Nun blieb er einige Zeit zu Hause und wurde dann in ein Knaben-Institut, Wilkinhege, nach Münster geschickt. Doch auch da hielt er es nur 9 Monate aus. Was sollte man nun mit ihm beginnen? Clemens Brentano sagt von ihm, er sei ein Topf ohne Henkel, den Niemand anzufassen wisse.

Das Jahr 1810 war gekommen. Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht. In dem Institut waren die Weltereignisse nicht zu Ohren der Knaben gedrungen, jetzt im Hause der Eltern wurden die Siegesthaten täglich besprochen. Melchior las eifrig die Zeitungen. Er träumte nur mehr von Schlachten, Siegen und Heldentod. Er schwärmte für den Kaiser Napoleon. Jetzt wollte und mußte er Soldat werden. Die Eltern widersetzten sich anfangs dieser Idee, doch, da er immer wieder darauf zurückkam und mit Leidenschaft darauf bestand, gaben sie ihre Einwilligung. Im Jahre 1810 reiste er nach Bonn ab und trat in das militärische Lyceum, welches das französische Gouvernement dort errichtet hatte. Hier fühlte er sich befriedigt, hier tummelte er sich mit Hunderten von Kameraden herum, selbst der militärische Gehorsam erschien ihm anfangs leicht.

Doch bald war ihm die kleinliche Pünktlichkeit zuwider, und er zog sich durch ihre Verletzung kleine Strafen zu, denen immer größere folgten. So saß Melchior gerade im Arrest, als Kaiser Napoleon nach Bonn kam, und nur durch Verwendung seines älteren Bruders wurde er an diesem Tage in Freiheit gesetzt. Dieser Tag, an welchem er den großen, von ihm so verehrten Kaiser vorbeireiten sah, lebte für immer in seiner Erinnerung fort. Ein Theil der

älteren Kameraden hatte bei dieser Gelegenheit eine Anstellung in der Armee nachgesucht. Auch Melchior reichte sein Gesuch ein, wurde aber wegen seiner Jugend zurückgewiesen. Nun war ihm das Lyceum verhaßt; er ließ sich große Disciplinfehler zu Schulden kommen und wurde deshalb daraus entlassen.

Diesmal graute ihm vor der Heimkehr in's Vaterhaus. Als ein Fremder schlich er sich am Abend hinein, sprach französisch, doch die Schwestern erkannten ihn bald und riefen: „Melchior bist du's?" Der Vater war sehr böse; doch die gute Mutter wußte ihn zu beruhigen. Der Stern Napoleons erlosch im Spätherbst 1812. Der bisherige Günstling des Glückes, der Stolze, der zu vergessen schien, daß über ihm ein Herrscher walte, war geschlagen, seine Armee auf den Eisfeldern Rußlands fast gänzlich vernichtet.

Friedrich Wilhelm III. erließ am 22. Januar den Aufruf an sein Volk. Die Worte des Königs hallten durch die deutschen Lande und fanden ein Echo in dem Herzen seiner Unterthanen. Der Landsturm und die Landwehr wurden schnell eingerichtet, die preußische zweifarbige Kokarde eingeführt, der Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Studenten und Professoren, Kaufleute und Handwerker, Ritter und Bauern eilten zur Fahne des Königs nach Schlesien. Körner sang nicht nur seine begeisterten Freiheitslieder, sondern er wurde selbst Krieger und starb für Freiheit und Vaterland. Clemens Brentano ließ sein gewaltiges Sturmlied durch die deutschen Lande brausen:

Auf, ihr Brüder! schließt die Glieder, stoßet nieder
Wer nicht treu und fromm und bieder,
Dann kehrt uns die Freiheit wieder,
— — — — — — — — — — — — —.

Hand sich reichen, über Leichen aufwärts steigen,
Laßt der Bundesfahne Zeichen
Auf der deutschen Höh' hinstreichen,
— — — — — — — — — — — — —.

Konnte Melchior diesem Schauspiele ruhig zusehn? Nein, in seiner Brust erwachte mit Macht das Vaterlandsgefühl. Die Begeisterung war ansteckend. Auch er wollte für die Befreiung des Vaterlandes sein Leben einsetzen. Er trat als Lieutenant bei einem Landwehr-Bataillon ein, welches der Kreis Borken stellen mußte. Mit schwerem Herzen sahen die Eltern ihren Sohn ziehen, er war noch so jung. Die Mutter gab ihm viele gute Ermahnungen mit auf den Weg. Auch nähte sie ihm ein Sümmchen Geld in seine

Digitized by Google

Jacke, für den Fall der Noth. Doch das drückte nicht gar lange auf seiner Brust; an lustigen Abenden wurde es, zur Erheiterung der Kameraden, an's Licht gezogen. Er war bald sehr beliebt bei seinem Regimente, beliebt bei seinen Vorgesetzten, seinen Kameraden und am meisten bei seinen Untergebenen. Nach Uebergabe der Festung Landau löste sich das Borken'sche Bataillon wieder auf. Melchior trat als Lieutenant in ein Linien-Regiment, welches seinen wechselnden Aufenthalt in Frankreich hatte. Nun begann das ungebundene Soldatenleben. Mancher tolle Streich, manch waghalsige That wäre zu erzählen; Vater Diepenbrock mußte aber manchen Thaler seinem Sohne schicken. Die Mutter weinte manche Thräne um ihren Lieblingssohn, der so ganz aus der Art schlug. Der Krieg war zu Ende. — Das ruhige Garnisonleben paßte nicht für Melchior's unruhigen kühnen Geist. Bei dem ruhigen, einförmigen Garnisondienste mußte sein kühner, lebendiger Geist verkümmern, oder auf Abenteuer ausgehen. Am meisten verging er sich gegen die Subordination; ja einmal entging er nur durch Vermittlung seiner Freunde lebenslänglicher Festungsstrafe.

Die Sache wurde von seinen Vorgesetzten, weil ihn alle sehr liebten, unterdrückt. Man rieth ihm, seinen Abschied zu nehmen. Er that dies mit großer Erbitterung. In einem Anfall von Wuth riß er seine Uniform in Stücke, zerbrach seinen Degen. Jetzt war er mit sich und der ganzen Welt zerfallen und dunkle Selbstmordsgedanken zogen durch seine Seele. Die Religion war schon lange bei ihm in den Hintergrund getreten. Er wollte der erbärmlichen Welt entfliehen. Da trat plötzlich das Bild seiner so heißgeliebten Mutter lebhaft vor seine Augen, er hörte sie mit der zärtesten Betonung seinen Namen rufen. Sie war sein Schutzgeist gewesen in dieser finstern, dunkeln Stunde, und nun zog es ihn zurück zum Mutterherzen. Ja, wenn er auch viel verloren, er hatte ja noch eine Mutter, die ihn verstand, die für ihn betete und lebte.

Vater Diepenbrock hatte in der französischen Zeit das Amt eines Maire der Stadt Bocholt versehen; er war der französischen Sprache mächtig und die Geschäfte gingen leicht durch seine Hand. Im Jahre 1816 legte er dies Amt nieder und zog wieder mit seiner Familie nach seinem Gut Horst zurück. Melchior, der einen ehrenvollen Abschied als Seconde-Lieutenant erhalten hatte, kehrte auch in's Elternhaus zurück. Er wollte jetzt Landwirth werden, auch noch nebenbei studiren. Ein bestimmter Lebenszweck schwebte ihm nicht

vor. Am liebsten schweifte er ziel- und zwecklos in den Wäldern umher und wurde oft tags im Hause nicht gesehen. Da kam der Herbst, und nun fing er an zu jagen, und kam Abends mit reicher Jagdbeute beladen heim. Er schleppte so viel Wild heran, daß die Mutter es für ihren Haushalt nicht mehr bewältigen konnte und allen befreundeten Familien davon schickte. Endlich erklärten ihm alle Geschwister, er sollte das Jagen lassen, da sie kein Wild mehr sehen, vielweniger essen möchten. Auch zog er manchen fetten Aal und Hecht aus dem Bach von Holtwick. Ein besonders schöner Zug seines Charakters war die Wohlthätigkeit. Schon als Knabe hatte er den Armen seine Ersparnisse ausgetheilt, und wenn diese erschöpft, die Vorrathskammer der Mutter beraubt. Als Soldat war er armen und kranken Soldaten zu Hilfe geeilt.

Seine Wohlthätigkeit trat besonders jetzt zu Tage. Er half jedem, den er darben oder leiden sah. Der junge Herr Melchior war bei Jung und Alt sehr bekannt und beliebt. Eines Tages hörte er, daß auf einem nahen Kötterhofe die einzige Kuh geendet habe. Er ging zu seinen Eltern und erzählte es in sehr rührenden Worten. „Die armen Leute!", rief die Mutter. „Soll ich ihnen eine von unsern Kühen bringen, wir haben so viele im Stalle und können sie gut entbehren, während der armen Leute Existenz davon abhängt?", warf Melchior rasch ein. Die Mutter freute sich über ihren weichherzigen Sohn und bestürmte den Vater mit ihm, der denn auch bald die Erlaubniß gab. Ueberglücklich zog Melchior mit einer Kuh fort, band sie in dem Stalle des Kötters an und entfernte sich eilig. Als die armen Leute Abends von der Landarbeit nach Hause zurückkehrten, brüllte ihnen eine große schöne Kuh lustig entgegen. Wie viele ähnliche Fälle ließen sich nicht erzählen, wenn es nur nicht zu weit führen würde! Dieser schöne große Zug söhnte ihn auch allmälig mit dem Leben aus. Seine fromme Mutter war besonders glücklich darüber. „Unser Melchior kann nie schlecht werden, denn er hat ein zu gutes Herz", meinte sie. Viele heiße Gebete sandte sie empor, daß der Himmel ihn gute Wege führen möge und nicht zurück in die Gefahren der Welt. Melchior war jetzt 20 Jahre alt geworden und hatte immer noch keinen besonderen Beruf ergriffen. Da trat plötzlich ein Wendepunkt in seinem Leben ein.

Das Gut Horst gehörte der Familie Diepenbrock; es lag in der Bauernschaft Holtwick und umfaßte 300 Morgen Acker. Es war ein herrlicher Sommeraufenthalt. So waren denn im Sommer

immer liebe Gäste da: Luise Hensel, die Fürstin Gallizin, die beiden Brüder Brentano und viele andere. Auch viele Geistlichen fanden hier immer freundliche Aufnahme. Da hörte Landrichter von Bostel in Bocholt, der Gatte von Diepenbrock's ältester Schwester, daß Professor Sailer mit den beiden Brüdern Brentano im October die stigmatisirte Katharina Emmerich besuchen wolle. Diepenbrock bat seinen Schwiegersohn, er möge ein recht freundliches Einladungsschreiben erlassen, um Sailer auf der Rückreise zu einem Besuche in Horst bei Familie Diepenbrock zu bewegen. Christian Brentano war schon längere Zeit mit der Familie Diepenbrock durch Herrn von Bostel bekannt, dessen Universitäts-Freund er war. Sailer entschloß sich, von Dülmen, welches 10 Stunden von Bocholt entfernt ist, über Bocholt nach Frankfurt zu reisen.

Es war ein großer Festtag auf Horst. Vater Diepenbrock schickte Einladungen zu befreundeten Familien und ging unruhig im Hause umher. Am meisten war die Mutter beschäftigt; sie wirthschaftete ordentlich im Hause umher, ordnete und schmückte alles auf's Beste, um den ehrwürdigen Priestergreis recht festlich zu empfangen. Alle Herzen schlugen ihm voll Freude und Erwartung entgegen.

Nur Einer nahm an der freudigen Erregung keinen Antheil, und als er die Mutter so wirthschaften sah, sagte er sehr ärgerlich: „Mutter, weshalb machst Du des fremden Menschen wegen so viel Umstände?" „Ach, lieber Melchior! freue Dich mit mir über die große Ehre, die unserm Hause widerfährt", antwortete die Mutter. „Ich werde mich in diesen Tagen nicht blicken lassen", sagte Melchior, warf sein Gewehr über die Schulter und ging auf die Jagd.

Am 6. November gegen Abend kam Sailer mit den zwei Brentano's auf Horst an und wurde auf das Herzlichste bewillkommet. Sailer nahm durch seine herzgewinnende Freundlichkeit im Sturme alle Herzen gefangen. Am andern Morgen las Sailer die hl. Messe in der Hauskapelle, wobei der alte Diepenbrock selbst diente. Melchior ließ sich den ganzen Tag nicht sehen; auch beim Mittagsessen war er nicht erschienen. Er war in die Stadt gegangen. Am Abend kehrte er zurück, und der Zufall oder die Vorsehung wollte, daß Sailer mit der Mutter und Clemens Brentano ihm im Park entgegenkamen.

Vorher hatte die Mutter mit Thränen in den Augen Sailer erzählt, daß sie noch einen Sohn habe, der solch großes, weiches Herz, solch guten Verstand habe, und mit dem doch keiner im Hause

fertig werden könne. Da plötzlich bei einer Biegung des Weges ſtanden ſich die beiden großen Männer einander gegenüber. Lange tauchten ſich die milden Augen Sailer's in die feurigen lebensſprühenden Melchior's, und als die Mutter ihren Sohn vorſtellte, reichte ihm Sailer wohlwollend die Hand. Die Mutter und Clemens waren wie auf Verabredung vorangegangen, und Sailer und Melchior folgten ihnen langſam nach. Sailer wußte den Jüngling ſchnell zu feſſeln. Die milde Stimme des ehrwürdigen Greiſes fand ein Echo in dem Herzen des jungen Mannes. So hatte noch keiner zu ihm geſprochen. Das war eine neue Welt, die er vor ihm entrollte, ohne Kopfhängerei und düſteres Weſen. Das war die Liebe, die wunderbare Liebe, die er überall geſucht hatte mit der heißen Sehnſucht ſeines unbefriedigten Herzens. Wohl hatte ſich ein Strahl dieſer Liebe ſchon in der Nächſtenliebe ihm offenbart, und doch hatte ſie allein ſein großes Herz nicht ausfüllen können.

Dieſer Spaziergang war der Wendepunkt in Melchior's Leben. Er verband die beiden großen edlen Männer für alle Zeit miteinander durch die Bande treuer Liebe und Freundſchaft. Sailer war Melchior's geiſtiger Vater geworden, durch ihn war er der Kirche, ſeiner frommen Familie und ſich ſelbſt wiedergegeben. Freudeſtrahlend eilte er zur Mutter und erzählte ihr, welche Wandlung mit ihm vorgegangen ſei. Unter Freudenthränen ſchloß die glückliche Mutter ihren wiedergefundenen Sohn in die Arme und ſandte ein heißes Dankgebet zum Himmel empor. Es waren ſchöne Tage, welche Sailer auf Horſt zubrachte. Jeder ſuchte ſeine Nähe, lauſchte ſeinen Worten. Segen hatte er um ſich verbreitet, Segen ließ er zurück. Die Saat, die er geſäet hatte, ging in den Herzen dieſer edlen Menſchen auf. Melchior war ganz verändert. Sailer reiſte nach Landshut zurück, während Clemens Brentano ſeinen dauernden Aufenthalt in Dülmen nahm, um ſeiner Freundin, Katharina Emmerich, immer nahe zu ſein. Melchior fühlte eine heiße Sehnſucht nach ſeinem väterlichen Freunde und mit Erlaubniß der Eltern ging er bald darauf nach Landshut, um Cameralia zu ſtudiren, hauptſächlich aber deshalb, um ſeinem Freunde näher ſein zu können. Der finſtere Unmuth und die Unbefriedigtheit waren von ihm gewichen und hatten einer friedlichen Ruhe Platz gemacht. Er war mit Gott und der Welt ausgeſöhnt.

Im Jahre 1819 kehrte Melchior nach Horſt zurück, um ſich da zu ſeinem künftig zu wählenden Beruf vorzubereiten. Um dieſe

Zeit besuchte er seinen Freund Clemens Brentano in Dülmen. Er ging in dessen Begleitung zu Katharina Emmerich. Da Clemens hineinging, blieb Melchior vor der Thüre stehen. Da schickte Katharina heraus und ließ sagen: „Lasse doch den jungen Herrn hereinkommen, warum weilt er vor der Thür?“ Als nun Melchior hereintrat, fingen ihre Wunden an zu bluten, sie erhob sich in hoher Ekstase und bewillkommte Melchior als den Auserwählten des Herrn, der ein Fürst werden würde im Weinberge des Herrn. Melchior war sehr blaß geworden und verließ in äußerster Bestürzung das Haus. Dieser Besuch ließ einen tiefen Eindruck bei ihm zurück. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß derselbe auf seinen Entschluß, Priester zu werden, eingewirkt hat. Auch der Einfluß Clemens Brentano's mag viel auf ihn eingewirkt haben.

Dieser Entschluß war jetzt in Melchior gereift. Eines Tages theilte er denselben seinen Eltern mit. Dieselben begrüßten ihn mit Freuden. Die Mutter weinte vor Glückseligkeit. „Gott hat meine heißen Gebete erhört, nun bist Du sicher und wohlgeborgen, da Dich Gott in seinen Weinberg berufen hat“, sagte sie. Auf Anrathen Clemens Brentano's ging Melchior zuerst in das Clerikal-Seminar nach Mainz. Da er da aber nicht fand, was er suchte, siedelte er in das Seminar nach Münster über. Mit Sailer stand er in regem Briefwechsel und erfuhr durch diesen 1821, daß derselbe von Landshut nach Regensburg übersiedle. Nun hielt ihn nichts mehr in Münster. Er eilte auch nach Regensburg, um in der Nähe des geliebten väterlichen Freundes seine Studien zu vollenden. Im October trat er die Reise nach Regensburg an, begleitet von den heißesten Segenswünschen seiner Familie. $2^1/_2$ Jahre lang dauerten die Studien und Vorbereitungen auf die hl. Weihen. Er ging nur in den Herbstferien nach Hause. Der Regens des Seminars war Georg Michael Wittmann, ein Mann, der von allen als ein Heiliger verehrt wurde. Melchior empfand eine große Liebe und Verehrung für den wahrhaft väterlichen Lehrer. Der erwählte Beruf erfüllte ihn mit immer größeren Befriedigung und freudig sah er in die Zukunft.

II. Der Priester und Domcapitular.

Das Jahr 1823 sollte über die Familie Diepenbrock viel Trauer und Schmerzen bringen. Im vorhergehenden Jahre hatte Melchior mit Christian Brentano eine Reise in die Schweiz und nach Ober-

italien gemacht. Bei seiner Rückkehr fand er seinen lieben väterlichen Freund nicht blos als Domprobst und Weihbischof, sondern auch als Coadjutor des Bischofs von Regensburg (von Wolf) mit dem Recht der Nachfolge wieder. Der Kronprinz, Ludwig von Baiern, hatte zu den Füßen Sailer's in Landshut gesessen, und war seit der Zeit ein eifriger Verehrer seines geliebten Lehrers.

So sollte Melchior die Salbung und Handauflegung von Sailer selbst empfangen. Mit großer Sehnsucht sah er der Zeit entgegen. Auch die Eltern freuten sich mit ihm. Da eine Vicarie zu Bocholt vacant war, die nur in der Familie vergeben werden durfte, bemühten sie sich für ihren Sohn. Es war der Mutter und Geschwister sehnlichster Wunsch, ihn als Geistlichen in der Nähe zu haben. Doch das angestrengte Studium und die sitzende Lebensweise hatten nachtheilige Folgen für Melchior's Gesundheit. Dazu kam noch die Sorge um die Mutter.

Denn es sah traurig im Vaterhause aus. Die liebe gute Mutter lag im Sterben. Sie hatte schon seit Monaten gekränkelt; der Todesengel stand mit gezücktem Schwerte an ihrem Lager. Am 22. December 1823 sollte Melchior die erste höhere Weihe empfangen; am 20. kam die Todesnachricht in seine Hände. „Wir haben die beste, die treueste Mutter verloren, ach, wie hart ist dieser Verlust!" schrieb ihm seine Schwester Apollonia. Wie durchschnitt dieser Schmerzensschrei sein weiches Herz. Er sollte sie nie wiedersehen, seine liebe Mutter, die ihn so zärtlich geliebt hatte. Sie kam ihm nicht mehr entgegen geeilt, wenn er sich ihr als Priester des Herrn nahte, und ihren Lieblingswunsch zur Erfüllung brachte. Das Mutterauge hatte sich für immer geschlossen, ohne daß er sie noch wiedersah. Doch er gedachte ihrer innigen Frömmigkeit. Fröhlich war sie aus dem Leben geschieden, wie ein Kind, das in's Vaterhaus zurückkehrt, die Zurückbleibenden tröstend und ermunternd. Zu jeder anderen Zeit hätte der Mutter Tod ihn vollständig unglücklich gemacht, ja zu Boden geworfen, doch jetzt erhöhte dasselbe seine fromme Andacht. Er brachte willig Gott das Liebste, ja das Beste, was er in der Welt besessen, zum Opfer dar.

Am 22. December, am Feste des hl. Thomas, erhielt Melchior die Subdiaconats-Weihe. Bischof Sailer hielt eine sehr ergreifende Ansprache. Am 27. December empfing er die Priesterweihe. Am heiligen Dreikönigsfeste, seinem Geburts- und Namenstage, las er die

erste heil. Messe; doch nicht in dem großen, geräuschvollen Regensburg. War doch der Schmerz um der Mutter-Verlust zu groß, als daß es ein freudiges Fest hätte werden können; es behielt einen wehmüthigen Charakter. Deshalb hatte er sich das stille Kloster Pielenhofen an der Naab ausgewählt. In der alten Klosterkirche wollte er seine Primiz feiern. Bischof Sailer war ihm seit dem Tode der Mutter noch näher getreten, und die Freundschaft der beiden Männer wurde immer inniger. Er und einige treue Freunde begleiteten ihn. Melchior war wie verklärt in seinem Schmerze, den er Gott zum Opfer brachte, vor dessen Altar er zum ersten Male als geweihter Priester trat. „Die Erinnerung an Diepenbrock's Primiz ist das Beste, was ich habe," sagte Sailer später.

Der junge Priester war eine harmonische Erscheinung. Er war ein großer, schöner Mann, eine ritterliche Erscheinung. Aus dem blühenden Angesicht leuchteten zwei seelenvolle Augen hervor. Er hatte den feinen Anstand eines Weltmannes, und doch war der Grundzug seines Wesens anspruchslose Demuth. Die Harmonie, welche sich in seinem Aeußern aussprach, war auch in seinem geistigen Leben; Erkenntniß und Wille waren auf dasselbe Ziel gerichtet, die Liebe zu den Menschen mit der Liebe Gottes in Einklang. Nach der Primiz zog Melchior ganz in Seiler's Haus, und da blieb er bis zum Tode seines väterlichen Freundes.

Es waren wunderbar schöne Tage und Jahre, welche die beiden Freunde mit einander verlebten. Sailer sorgte wie ein Vater für Diepenbrock. Dieser hatte schon vor der Priesterweihe gekränkelt; auch jetzt kamen oft Zeiten, wo er sich recht krank und angegriffen fühlte. Der plötzliche Wechsel in der Lebensweise und das Stillsitzen waren dem an Reiten und große Spaziergänge gewöhnten jungen Manne schlecht bekommen. Es stellte sich ein Unterleibsleiden ein.

Drei Jahre waren hingegangen seit dem Tode der Mutter, und Diepenbrock hatte das Elternhaus noch nicht wieder betreten. Das Unterleibsleiden hatte sich verschlimmert und versetzte ihn oft in gar trübe Stimmung. In einer solchen schrieb er einen Brief an Clemens Brentano. Dieser schrieb ihm zurück: er möge nach Koblenz, seinem damaligen Aufenthaltsorte kommen, dann wollten sie zusammen den Rhein hinunter reisen, sich den aus den Trümmern erhebenden Kölner Dom ansehen und dann zusammen nach Bocholt fahren. Diepenbrock ging auf den Vorschlag ein. Anfang Juni traf

er in Koblenz ein, wo ihn seine Lieblingsschwester Apollonia, Luise Hensel, Adolphine von Telgenhauer und Brentano willkommen hießen. Die drei Damen hatten seit einem halben Jahre die Pflege der Kranken in einem Hospitale übernommen. Anfang Juni reisten Melchior und Clemens zur alten Heimath Horst. Ganz unerwartet kamen sie dort an. Die Freude des Vaters war groß, als er seinen geliebten Sohn nach so langer Zeit wieder in die Arme schloß. Auch die Geschwister bewillkommten ihn auf das herzlichste. Und doch war dieser Freude eine bittere Wehmuth beigemischt; es empfand Melchior jetzt so recht, daß die Mutter fehlte. Auch die Landleute der Umgebung hatten mit Freude vernommen, daß der junge geistliche Herr zum Besuche wiederkomme. Alle erinnerten sich mit Liebe seines leutseligen Wesens und wohlthätigen Sinnes; und doch nahten sie sich ihm mit einer gewissen Befangenheit, die besonders Brentano auffiel. „Höre mal Melchior", sprach derselbe; „die Leute starren Dich an, als ein blaues Wunder, wir müssen sie nothwendig einladen, damit sie sehen, daß Du noch der alte bist." Alle nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an und erließen für den Sonntagnachmittag Einladungen an die Bewohner der Umgebung. Im Parke unter dem Schatten uralter Eichen und Buchen waren Tische aufgeschlagen und Bänke gemacht. Von allen Seiten strömten die Bauern von Holtwick im schönsten Sonntagsstaat herbei, um den jungen geistlichen Herrn wiederzusehen.

Auch die Familie Diepenbrock ließ nicht lange auf sich warten. Freundlich ging Melchior durch die Reihen der Bauern, drückte jedem die Hand und rief bei ihnen Erinnerungen früherer Tage wach. Bald hatte sich der alte zutrauliche Ton wieder eingestellt, und man plauderte wie in früheren Tagen miteinander. „Wißt Ihr wohl noch, wenn Ihr früher an der Mühle fischtet, wie glücklich waret Ihr da, wenn Ihr den Eimer voll Aale oder Hechte hattet?" hieß es. „Ja, ja ich war ein flotter Fischer und dachte sicher damals nicht daran, daß ich noch einmal Menschenfischer werden würde," entgegnete Melchior. Auch der Kötter, dem er damals eine Kuh zugeführt hatte, war anwesend und in scheinbar guten Verhältnissen; er wendete kein Auge von Diepenbrock. Als dieser auf ihn zu kam, sagte der Bauer: „Sie haben mir damals doch die Kuh gebracht, ich habe es gleich zu meiner Frau gesagt." Melchior mußte lächeln über die Erlebnisse früherer Tage. Wie lagen sie jetzt so weit und fern.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag, den Melchior im Kreise der Landleute verlebte: die fromme Scheu war gewichen und hatte

einer gemüthlichen Heiterkeit Platz gemacht. Man trank große Humpen Bier auf Diepenbrock's Wohl und ließ ihn hochleben. Die Sonne war untergegangen, ihre letzten Strahlen fielen durch die dunklen Buchen, und der Himmel färbte sich in Purpur und mahnte zum Aufbruch. Da erhob Melchior segnend seine Hand und flehte Gottes Segen herab auf seine geliebten Landleute. Unter lautem Schluchzen kehrten sie zurück in ihre Hütten und erzählten lange von dem jungen, geistlichen Herrn. Auch seinen ersten Lehrer, den Pastor von Velen sah er wieder. Dieser begrüßte ihn mit großer Freude und sagte: „Ich wußte es ja wohl, daß Sie noch mal was Gutes werden würden." „Oder ein Taugenichts", sagte Diepenbrock lächelnd.

Bald darauf reiste Diepenbrock in Begleitung Brentano's nach Wiesbaden, wo er längere Zeit zur Kur verweilen wollte. Am 17. August verließ er Wiesbaden und kehrte nach Regensburg zurück. Er fühlte sich gestärkt, und die Besserung schritt schnell voran.

König Ludwig I. war ein großer Verehrer Sailer's. Im Jahre 1826 stellte er das königliche Schloß Barbing demselben zur lebenslänglichen Verfügung. Dasselbe liegt auf dem rechten Donauufer, mitten in einer schönen, gesegneten Landschaft. Im Grunde fließt die blaue Donau; auf steiler Felsenhöhe liegt die Ruine des alten Bergschlosses Donau-Stauf, weiter der dunkle bairische Wald; üppige Wiesen und wogende Saatfelder bekränzen das Ufer der Donau. Zu den Füßen des Schlosses dehnt sich der große Schloßgarten mit duftenden Blumenbeeten und blühenden Obstbäumen aus, und an den Garten schließt sich der nahe Park mit seinen mächtigen Bäumen, deren Gipfel kühn in die Lüfte ragen. Dies war von jetzt ab der Sommeraufenthalt Bischof Sailer's und Diepenbrock's. Wie wohl mußte sich besonders Diepenbrock hier fühlen! War er doch immer ein großer Verehrer der Mutter Natur gewesen, und wie herrlich trat sie ihm hier entgegen. Jeden Morgen um $^1/_2$7 Uhr verließ er das Schloß und schritt langsam hinab zu dem kleinen Dörfchen Barbing, um da um 7 Uhr die heil. Messe zu lesen. Das Dörfchen war nicht selbstständige Pfarrei, sondern Filiale von Scharching, wo ein Landsmann von Diepenbrock damals Kaplan war. Einst am Namenstage Sailer's, am Sankt Michaelsfeste, kam eine große Gesellschaft herüber, um zu gratuliren. Da der gute Westfale seine Predigt nur für die Bauern einstudirt hatte, war er in großer Verzweiflung und erklärte, er würde gar keine Predigt halten. Diepen-

brock redete ihm vergeblich zu. Da zu Ende der heil. Meſſe klang Diepenbrock's Stimme durch das Kirchlein. Er hielt eine Predigt wie man ſie ſchöner, ergreifender und geiſtreicher nie gehört hatte. Er behandelt den Kampf des Engels Michael mit dem Drachen. Er ſprach jedem zum Herzen, dem feinen Hofmanne und dem ungebildeten Bauern. Aus ſeinen Predigten ſprach eine wunderbare Glaubenskraft, welche alles mit ſich fortriß, eine heilige Liebe, welche alle Herzen entzündete.

Auch die Lieblingsbeſchäftigungen ſeiner Jugend brachte Diepenbrock Gott zum Opfer: das Reiten und die Waidmannsfreuden. Obwohl ihn ſeine Eltern oft gebeten hatten zu reiten, ſeiner Geſundheit wegen, hat er nach ſeiner Prieſterweihe ein Roß nur noch einmal beſtiegen. Eines Tages kam nach Schloß Barbing ein Landpfarrer geritten, der ſeine ſehr ausgedehnte Pfarrei des ſchlechten Weges halber zu Fuß nicht zu paſtoriren vermochte. Er hatte ſich ein neues Reitpferd angeſchafft, einen feurigen Fuchs, der die Kühnheit beſeſſen hatte, ſeinen frommen Herrn zweimal unterwegs abzuwerfen. Er erzählte dies Diepenbrock, der ihm Rathſchläge ertheilte, wie er das Pferd behandeln müſſe. Um dasſelbe zu zähmen, ließ er ſich herbei, dieſen Rath praktiſch in Ausführung zu bringen. Schnell erkannte das Pferd ſeinen Meiſter, und es war eine wahre Luſt, den hübſchen Sprüngen und Courbetten zuzuſehen. Die geſammten Schloßbewohner eilten herbei und bewunderten Diepenbrock's Reitkunſt, und Vater Sailer ſah mit großem Stolze zu, wie ſein theurer Liebling ſich ſo ſchön zu Roſſe mache. Doch plötzlich trat eine Verwirrung ein, Diepenbrock ſprang ſchnell herunter; denn der gute, aber ſehr ſtrenge Seminarpräſes Wittmann kam näher. Doch Wittmann ſprach Diepenbrock ſeine Freude aus, ihn zu Pferde zu ſehen und rieth ihm, täglich zu reiten, da das ſeiner Geſundheit ſehr zuträglich ſein würde.

Dieſer Rath aus dem Munde ſeines ſtrengen früheren Lehrers klang ſehr verführeriſch; doch er fürchtete, daß er das Reiten mehr zu ſeinem Vergnügen als wegen ſeiner Geſundheit betreiben würde; deshalb unterließ er es. Nach dieſer Reitübung hat er nie wieder ein Pferd beſtiegen.

Er hatte mit der Welt gebrochen; als er Prieſter wurde, hatte er allen Ehren und allem Prunk der Welt entſagt. Er verlangte, ein einfacher Landgeiſtlicher und als ſolcher ſeinen Pfarrkindern ein treuer Vater zu werden. Gegen kirchliche Würden hatte

er eine wahre Abneigung, und mit Gewalt mußte man ihm später die Uebernahme geistlicher Aemter aufnöthigen. Schon lange war König Ludwig von Baiern die Persönlichkeit Diepenbrock's in's Auge gefallen; schon als Kronprinz hatte er Sailer's Secretär kennen gelernt. Am 13. October 1825 wollte er Diepenbrock, der noch nicht sein 30. Jahr erreicht hatte, zum Domherrn in Regensburg ernennen. Doch wie erstaunte er, als er auf unübersteigliche Hindernisse stieß! Diepenbrock wollte kein Domherr werden; es gebe würdigere Leute, als er sei. Nach vergeblichen Bemühungen mußte man den Plan zunächst fallen lassen. Da der Tod in dem Domcapitel zu Regensburg stark aufräumte, so wurde bald ein erneuter Antrag gestellt. Auch diesen wies Diepenbrock zurück mit der Erklärung, daß nichts ihn bewegen könne, eine Würde anzunehmen, die ihn nicht nur für den baierischen Clerus, sondern für das gesammte deutsche Volk der Baiern zu einem Gegenstande des Aergernisses machen müßte. Aber auch abgesehen davon, sei er nicht in den geistlichen Stand getreten, um eine sogenannte Carriere zu machen, für die ihm sowohl Neigung als Beruf fehlten. Ihm thue ganz anderes noth als geistliche Ehrenstellen, und der Gedanke, sich Männern vorgesetzt zu sehen, welchen er vielleicht nicht würdig wäre, die Schuhriemen zu lösen, treibe ihm, werfe er einen ehrlich prüfenden Blick in sein Inneres, die heiße Röthe der Scham in's Gesicht. „Möchten Ew. Excellenz daher", so schloß der Brief, „den Gedanken endlich aufgeben, eine arme Pflanze in ein fremdes Erdreich zu versetzen, wo sie nimmermehr gedeihen kann. Ich habe auf Erden keinen andern Ehrgeiz, als Sailer's Schreiber zu sein. Wenn mir Gott diesen Freund länger erhält, werde ich mit der Zeit auch wohl ein würdiger Priester werden. Alles andere ist vom Uebel."

Im Jahre 1829 am 23. August starb der Bischof von Regensburg, von Wolf. An demselben Tage war kraft des Rechtes der Nachfolge, der bisherige Coadjutor Sailer, der ordentliche Bischof von Regensburg. Derselbe hatte sich eben von einer gefährlichen Krankheit erholt und durfte das Zimmer noch nicht verlassen. Er war ein 78jähriger Greis, als er den Bischofsstuhl bestieg. Jetzt sah man dem Eintritt Diepenbrock's in das Capitel als langgehegtem Wunsche Sailer's als gewiß entgegen. Sailer mußte seinen Bischofsantritt durch einen Hirtenbrief verkünden.

Im Schlosse Barbing gab es keine Geheimnisse, und die Freunde, die da versammelt waren, waren ein Herz und eine Seele. Als

die Gesellschaft eines Abends vom Spaziergange heimkehrte, sagte Diepenbrock: „Nun muß ich noch ein Bischen an meinem Hirtenbrief arbeiten," und Sailer rief ihm lächelnd nach: „Machen Sie es fein, hübsch eindringlich, aber nicht zu scharf, Herr Bischof! auf daß wir Ehre von Ihnen haben." Bald war die Arbeit fertig und wurde den versammelten Freunden zur Kritik vorgelesen. Sailer sagte: „Nun will ich mich in den Seelenzustand eines alten Landpfarrers zu versetzen suchen; Ihr, meine Herren, stellt den übrigen Clerus vor und die Damen sind die Laien. Nun Freund Melchior laß uns hören." Melchior begann, und immer gespannter wurden die Gesichter seiner Zuhörer. Sailer sah immer verjüngter aus seinem Eckchen, wohin er sich zurückgezogen hatte; doch bald konnte er es da nicht mehr aushalten. Er stellte sich hinter Diepenbrock, legte die Hand auf dessen Schulter und lauschte den Worten, die ihm sein Schüler aus dem eignen Herzen entnommen hatte. Als der Hirtenbrief zu Ende war, fiel er dem geliebten Jünger um den Hals. „Wie thöricht wäre es doch von mir, alten Manne", sagte er zu den Anwesenden gewendet, „wollte ich die eigne Waffe aus der rostigen Scheide ziehen, nachdem Gott mich mit diesem wackeren Degen umgürtet hat. Ohne ihn dürfte ich in meinen Jahren den Bischofsstuhl nicht mehr besteigen; während des kurzen Weges, den ich noch habe; bis zum Grabe wird er mir Stab und Stütze sein." Diepenbrock umarmte heftig bewegt seinen alten Freund und küßte ihm Mund, Hand, Stirn und Augen. Es lag etwas wie ein Versprechen, fast ein Gelübde in diesem Ueberströmen der Zärtlichkeit. Von diesem Abende an war der Widerstand Diepenbrock's, Domherr zu werden, gebrochen, und wenige Monate später wurde er es wirklich. Der Hirtenbrief machte überall großes Aufsehen. Ein hoher geistlicher Würdenträger sagte: „Welch herrliches Schwanenlied hat uns da der alte Sailer noch gesungen." Daß ein junger Adler dem alten Schwan seine Fittige geliehen, ahnte man nicht. Diepenbrock's Befürchtungen, daß sein Eintritt in das Domcapitel Empfindlichkeiten erregen würde, wurde nur zu bald gerechtfertigt. Die Wogen gingen hoch und drangen sogar bis in die Ständekammer.

In 1830 wurde dem Ministerium in der Ständeversammlung unter Anderem Diepenbrock's Erhebung ins Domcapitel zum Vorwurf gemacht. Diepenbrock reichte sofort seine Bitte um Entlassung ein.

Doch Weihbischof Wittmann trat energisch dagegen ein. So war er denn unwiderruflich in eine Laufbahn gedrängt, welche ihm

als solche persönlich nie Freude gemacht hatte. Er blieb auch jetzt in Sailer's Hause und war dessen Freude und Trost.

Im Jahre 1832 fing Sailer an zu kränkeln; doch wußte er dies seiner Umgebung durch seine große Selbstbeherrschung zu verheimlichen. Am 80. Geburtstage wurde ihm das Großkreuz des bayerischen Verdienstordens überreicht; doch sollte dieser Orden nicht oft mehr seine Brust schmücken. Das Jahr 1832 begann er mit einer schweren Krankheit, seine noch immer kräftige Natur aber leistete kräftigen Widerstand.

Aber schon im Anfang Mai wurde er von einem Schlagfluß getroffen und am 20. Mai hauchte er seine Seele aus. Ein seliger Frieden lag auf den erstarrten Zügen. Sailer wurde sehr betrauert von Allen, die ihn gekannt hatten; am meisten aber von Diepenbrock, der nun erst so recht empfand, wie viel er an seinem geistigen Vater verloren hatte. Er schrieb am 21. Mai an Clemens Brentano: „Wovor ich seit Jahren täglich zitterte, das ist nun geschehen. Der geliebte, der liebenswürdige Vater Sailer ist heimgegangen. Gestern Sonntag Morgen, fünf Uhr, als man eben den Angelus läutete, fing für ihn der ewige Sabbath an. Er hatte mehrere Tage zuvor einen Rückfall erlitten, der sich in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag schlagartig wiederholte. Aber er war voll Besinnung, kannte uns alle, lächelte jeden mit unaussprechlicher Liebe an. Am Samstag Morgen empfing er aus Wittmann's Händen die hl. Sterbesakramente. Reden konnte er nicht mehr, weil die Zunge und die ganze rechte Seite gelähmt waren. Als aber Wittmann scheidend ihm für alles Gute dankte, das er dem Bisthum und ihm und uns allen erwiesen, führte er mit unaussprechlichem Liebesausdruck die halbgelähmte linke Hand an den Mund und dann gegen ihn hin, als wolle er ihm den letzten Friedenskuß bieten. Bis Samstag 3 Uhr kannte er noch alle Leute, lächelte jeden freundlich an, und stammelte dann und wann eine Silbe wie einen Ton der Liebe. Von 3 Uhr ab fiel er in einen Schlummer und dieser dauerte bis zu seinem Tode. Der Athem wurde kürzer, der Puls schwächer, und so schlief er endlich ein sanft und still, wie er gelebt. Ach Clemens! ich kann nicht schreiben; wenn ich denke, daß der Liebenswürdigste nicht mehr ist, bricht mir Auge und Herz. Seine Leiche ist die schönste, die ich je gesehen. Etwas eingefallen um den Mund, aber der liebliche Todesernst des Christen ruht in allen Zügen. Ich kann es immer noch nicht glauben, bin wie betäubt."

Und jetzt sollte er einsam seine Bahnen wandeln. Er fand noch viel Freundschaft, doch einen Vater Sailer hatte es nur gegeben, der ihm immer von seinem Geistesreichthum mitgetheilt hatte. Bis dahin hatte er immer in Sailer's Hause gelebt, nie selbst einen Haushalt geführt. Nun dachte er, seinen Vater zu bewegen, nach Regensburg zu ziehen; dann sollte seine geliebte Schwester Apollonia die Sorgen des Haushalts übernehmen. Sein Vater hatte schon einmal für ein Jahr Bocholt verlassen und in dem regen Koblenz gelebt; doch hatte es ihn wieder zur alten Heimath zurückgezogen. So schnell ließ sich dieser Plan daher nicht ins Werk setzen. Melchior bat deshalb seinen Freund Clemens Brentano, ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten. Clemens kam am 3. Juli in Regensburg an.

Clemens schrieb in Regensburg „das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina Emmerich."

Im Mai 1833 kam der Vater Diepenbrock's nach Regensburg, um hier im Hause seines geliebten Melchior seinen Lebensabend zu vollenden. Apollonia richtete das Canonicathaus, welches sehr schön an der Donau lag, gastlich und gemüthlich ein und kehrte dann nach viermonatlichem Aufenthalt nach Coblenz zurück.

Im Jahre 1834 nahm dieselbe in Regensburg ihren bleibenden Aufenthalt. So hatten sie sich ein gemüthliches Heim gegründet, und Vater und Schwester boten alles auf, den Trübsinn zu bannen, von dem Melchior seit Sailer's Tod heimgesucht war.

Wittmann, der frühere Weihbischof wurde jetzt stellvertretender Bischof, starb aber an dem Tage seiner officiellen Ernennung. Als er auf dem Sterbebette lag, ließ er den Minister von Schenk rufen und empfahl ihm Melchior Diepenbrock als seinen Nachfolger. Als von Schenk Einwendungen machte, die Jugend des 35jährigen Domcapitulars vorschützend, sagte Wittmann: „Er ist ein Mensch; doch besitzt er alle Eigenschaften, die ein Bischof haben muß."

Diepenbrock schrieb, von Wittmann's Absichten unterrichtet, einen Brief an König Ludwig, vor dem er noch einmal als Sailer's Schreiber auftrat, um für Regensburg einen Bischof nach dem Wunsch und Herzen Sailer's zu erbitten. Er bezeichnete als solchen Schwäbl. Schwäbl's Ernennung zum Bischof erfolgte 3 Tage nach dem Tode Wittmann's.

Diepenbrock schrieb hierüber an Clemens Brentano: „Wir erwarten unsern geliebten Freund, Sailer's ältesten Schüler, unseren neuen

Bischof Schwäbl auf Pfingsten, den 26. Mai." Schwäbl war eine frische, treue, altbaierische Natur, welche sehr wohlthätig auf Diepenbrock wirkte. Ihr Verhältniß zu einander war ein brüderliches. Sie theilten alles miteinander: Freuden und Sorgen, Lasten und Mühen, Hoffnungen und Wünsche. Schwäbl hatte kein Geheimniß für ihn, und wenn er sich manchmal beklagte, so war es, daß Diepenbrock ihm nicht nahe genug stand, daß er, Eifersucht zu vermeiden, sich zu viel unterordnete, den Einfluß nicht immer ausüben wollte, welchen ihm Schwäbl einräumte. Da die Domdechant-Stelle erledigt war, schlug der neue Bischof Diepenbrock dafür vor.

Er wurde auch im Sommer 1835 zum Domdechant ernannt, widersetzte sich aber lange der Annahme. Der König schnitt die Weigerung dadurch ab, daß er ein eigenhändiges, ebenso wohlwollendes, als königlich ernstes Schreiben erließ, welches jeden weiteren Widerstand von Seiten Diepenbrock's unmöglich machte. Der Brief trug die Aufschrift: „An den Domdechant Diepenbrock." Es begann jetzt eine schöne, ruhige Zeit. Diepenbrock stand mit dem neuen Bischof im schönsten Einvernehmen; er hatte ein trautes Heim, welches ihm sein Vater und seine Schwester Apollonia so angenehm als möglich machten. Auch wußte er einen angenehmen Kreis lieber Freunde um sich zu versammeln. Diese Zeit gehörte zu der freundlichsten seines ganzen Lebens.

Das Jahr 1837 sollte jedoch das traute Familienleben auseinander reißen. Der liebe gute Vater Diepenbrock's starb im August nach kurzer Krankheit in den Armen Melchior's und Apollonia's. Er hatte einen schönen Lebensabend in Regensburg verlebt. Sterbend segnete er seine Kinder und nahm von ihnen Abschied. „Lieber Melchior", sagte er zu seinem Sohne, „widersetze Dich den Fügungen der Vorsehung nicht". Hatte der Sterbende in die Zukunft gesehen, wußte er, was seinem Sohne bevorstand? Aber er kannte auch seinen Sohn, wie er zurückscheute vor Ehren und Würden. Jedenalls machten die letzten Worte des Vaters einen tiefen Eindruck auf Melchior, und waren schließlich bei der Bischofsfrage entscheidend. Durch die große Gemüthsbewegung, welche das Hinscheiden des Vaters hervorgerufen hatte, stellten sich die früheren Krankheits-Symptome in Besorgniß erregender Weise wieder ein. Er litt an Appetitlosigkeit, Gallerbrechen, heftigen rheumatischen Rücken- und Kreuzschmerzen. Das Leiden wurde geradezu unerträglich. Endlich faßte er den Entschluß, zu der damals berühmten Kaltwasserheilanstalt des Dr. Prießnitz zu Gräfen-

berg in Oesterreichisch-Schlesien zu gehen. Die Kur war im Winter nicht eben angenehmer Natur; doch war im Winter keine Ueberfüllung an Kurgästen zu befürchten. Diepenbrock nahm im September des Jahres 1837 auf ein halbes Jahr Urlaub. Der Bischof Schwäbl war ängstlich um ihn besorgt. So kam er schwer leidend in Gräfenberg an. Hier unterzog er sich einer Kur, die von großer Willensstärke zeugte. Ueber sechs Monate blieb er dort und kehrte dann körperlich und geistig hergestellt nach Regensburg zurück. Dr. Prießnitz hatte zu einem Freunde geäußert, wie Diepenbrock nachher erfuhr: Diepenbrock würde es ohne diese Kur nicht lange mehr gemacht haben.

König Ludwig I. hatte Diepenbrock zum Bischof von Speier bestimmt. Diepenbrock lehnte jedoch entschieden ab und rief dadurch eine große Verstimmung des Königs hervor.

Ende Juli 1841 starb zu Regensburg der Bischof Xaver von Schwäbl. Am 3. August hielt Melchior Diepenbrock seine Trauerrede. Die Rede hatte eine ernste Wendung in Diepenbrock's Leben zur Folge. Er entrollte mit wunderbarer Einfachheit das Lebensbild dieses edlen Mannes und sagte am Schlusse: „So ist nun dieses schöne Leben wie ein klarer Bach in dem von Gottes Finger ihm gezeichneten Rinnthale an uns vorüber gezogen, aus unscheinbarer Quelle hervorgehend, leise und mählig sich erweiternd dann als ein heller Strom, Segen um sich her verbreitend, schwere Lasten tragend, Gottes Fluren befruchtend, zuletzt noch seinen klaren Spiegel an scharfen Felsenriffen brechend, bis er, in diesem Grabe dort versiechend, in das vergeltende Meer der Ewigkeit aufgenommen wird!" *)

Schon im Jahre 1840 wurde König Friedrich Wilhelm IV. auf Diepenbrock aufmerksam gemacht, durch den preußischen Oberst von Radowitz. Oberst Joseph von Radowitz war ein intimer Freund des Königs und ein Katholik. Er war ein geistreicher, vielseitig ge-

*) Die oben angeführten Worte mögen zugleich als Probe des prachtvollen und bilderreichen Styles dienen, welcher Diepenbrock eigen war. Die literarische Thätigkeit, welche er entfaltet, war trotz der vielfachen äußeren Beschäftigungen eine sehr bedeutende. Zuerst erschien das Leben Fenelon's von Ramsay, welches er ins Deutsche übersetzt hatte, und wozu Brentano eine Vorrede schrieb. Kleinere Arbeiten von Diepenbrock erschienen in der Zeitschrift Eos. Auf Schloß Barbing wurde zuerst die Herausgabe des geistlichen Blumenstraußes angeregt, welche 1829 erschien und Sailer gewidmet war. Das bedeutendste Werk Diepenbrock's ist die Herausgabe der Schriften H. Susos. Die längere Vorrede, welche Görres dazu schrieb, gehört zu dem Besten, was über Mystik geschrieben wurde.

bildeter Weltmann, dem jedoch die Interessen der Kirche sehr am Herzen lagen. Der König verwandte ihn oft zu schwierigen oder vertraulichen Missionen. Der Ausgleich mit dem Papste war zu Stande gekommen; nun mußte noch ein Mann gefunden werden, der im Stande war, die hochgehenden Wogen der Kölner Wirren zu beruhigen. Das klare Auge Radowitzens fiel auf Diepenbrock. Auf einer Reise nach Wien und München nahm er seinen Weg über Regensburg.

Diepenbrock schreibt selbst in einem Briefe an Emilie Lindner vom 6. December 1840: „Der preußische Oberst von Radowitz war durchreisend von Wien hier, um mich zu besuchen. Sein Gespräch wandte sich bald auf die kirchlichen Angelegenheiten in Preußen, auf den wahrhaft guten, besten Willen des edlen Königs, die Wirren zu ordnen und der Kirche ihr Recht zu geben, aber auch auf die äußerste Verlegenheit, in welchem er sich durch den Mangel an geeigneten, von den bisherigen Parteikämpfen unberührten und versöhnlich über ihnen stehenden Männern befinde. Daran knüpft sich der Wunsch, der nicht officiell sondern mehr persönlich gehaltene Antrag, ich möchte mich entschließen können, eine höhere kirchliche Stellung anzunehmen. Ich hatte meiner Abneigung, meiner Gründe dagegen kein Hehl, sondern sprach sie mit aller Wärme aus; fand aber einen sehr gerüsteten, geistvollen Gegner. Doch ging er wohl, denke ich, mit der Ueberzeugung fort, daß mit mir nichts zu machen sei, und ich hoffe, seine Erkundigungen nach mir bei den dortigen (Münchener) Parteigängern werden ihn noch von einer anderen Seite in dieser Ueberzeugung bestärkt haben. Ich besorge jedoch, daß der gute Thiele mit dahinter steckt, und der würde sich durch Gründe dieser letzteren Art am wenigsten umstimmen lassen. Auffallend war es jedoch immer, daß Radowitz in einer so wichtigen und dringenden Sendung den Weg von Wien nach München über hier also einen großen Umweg machte; der Walhalla allein wegen, scheint es, dürfte er es wohl nicht gethan haben. Ich hatte auf die Sache weniger Gewicht gelegt; als ich sie aber später meinen Freunden, darunter auch dem Bischof Schwäbl erzählte, machten sie mir diese recht bedenklich und mich vor noch weiteren Zumuthungen bangen. Das muß nun freilich ruhig abgewartet werden, aber eine peinliche Klemme könnte mir doch bereitet werden. Daher beten Sie auch für mich, theure Freundin, daß Gott die Augen der Leute öffne, die mir solche Eigenschaften zur Lösung so schwieriger Aufgaben zutrauen, deren Besitz ich mir gar nicht bewußt werden kann. Radowitz sagte mir auf solche Einwendungen,

ob man denn nicht da auf höhere Hilfe vertrauen solle, müsse? Ich sagte ja, wenn man den Muth, den Trieb hat, darum zu beten; aber selbst diesen habe ich nicht. Sie sehen th. Freundin, das Jahr 1840 endet ominös für Ihren armen Freund, beten Sie also recht für ihn, daß er durch das kommende Jahr glücklich hindurch komme."

Die fromme Malerin Emilie Lindner, bat ihn umgehend, er solle sich dieser Aufgabe nicht entziehen, da Gott ihn sicher berufen habe, als Licht zu leuchten durch die ganze Christenheit.

Jedenfalls sah er es als eine schwere Prüfung und Aufgabe an, eine höhere geistliche Stelle zu bekleiden, denn „Beruf ist für mich nicht Menschen-, sondern Gottes-Stimme, im Innern deutlich vernommen", sagte er in einem Briefe. Diepenbrock war als Coadjutor des Erzbischofs Clemens August von Köln bestimmt. Später wurde von Geissel zum Coadjutor desselben ernannt und hat die schwierige Stellung sehr glücklich ausgefüllt.

Es war im Jahre 1841, Ende Juli, als ein Schreiben des Domherrn Heinrich Förster aus Breslau anlangte, in welchem dieser ihm mittheilte, daß es ihm gelungen sei, Diepenbrock auf die Liste der Candidaten für den Breslauer Bischofsstuhl zu bringen. Derselbe stellte Diepenbrock in sehr beredter Weise die dortige Lage dar und bat ihn dringend, die Wahl anzunehmen. In Baiern hatte man erwartet, daß König Ludwig Diepenbrock zum Bischof von Regensburg ernennen würde. Diese Erwartung traf nicht ein, da bald darauf Riedel zum Bischof ernannt wurde. So hatte sich Diepenbrock alle geistliche Ehren fern gehalten und sah jetzt ganz vergnügt aus „seiner stillen Ecke", wie er es nannte, dem Getriebe zu. Er hatte der weltlichen sowohl als der geistlichen Obrigkeit gezeigt, wie sehr ihm jede höhere Stellung zuwider sei und wie sehr er vor Würden zurückschrecke.

Doch es lebt da droben Einer, der die Geschicke der Menschen lenkt, der sie nöthigt, die Bahn zu gehen, die er ihnen von Anbeginn an bestimmt hat. Er fand den Knaben David bei der Schafheerde und machte ihn zum König in Israel. Er fand Diepenbrock in seinem stillen verborgenen Eckchen und setzte ihn auf den Fürstbischöflichen Stuhl, damit sein Licht strahle durch ganz Deutschland, bis in die fernsten Jahrhunderte hinaus.

Am 27. August 1841 war der Großdechant der Grafschaft Glatz, Joseph Knauer, ein Jubelpriester, zum Fürstbischof von Bres-

lau gewählt. Die Beſtätigung ließ 1 Jahr 5 Monate auf ſich warten. Er wurde am 23. April 1843 zum Fürſtbiſchof conſecrirt und ſtarb am 16. Mai 1844, beinahe 80 Jahre alt.

Am 15. Januar 1845 wurde Melchior von Diepenbrock zum Fürſtbiſchof von Breslau erwählt und ſein Name dem Volke verkündet. Damals gab es noch keine Telegraphenleitung, und ein Brief brauchte nach Regensburg faſt 5 Tage. Diepenbrock ſaß, nichts Böſes ahnend, in ſeiner ſtillen Ecke, da traf ein Brief der Oberin des Urſuliner-Kloſters in Breslau mit der Nachricht von ſeiner Wahl bei ihm ein. Er ſchreibt darüber an Emilie Lindner: „Heute fällt mir wie eine Bombe die Nachricht in's Haus, daß ich wirklich in Breslau gewählt und landesherrlich beſtätigt bin. Der erſte Brief war von den Urſulinerinnen in Breslau, die ſich recht rührend dem neuen Fürſtbiſchofe empfahlen, der zweite vom königlichen Commiſſär. Eine Deputation des Capitels iſt unterwegs. — Das iſt eine peinliche Stellung, das Ganze meinem Herzen und Geiſte ſo todtfremd, als ging es einen Dritten an. Viele wichtige Gründe ſprechen dafür: meine hieſige vernichtete amtliche Wirkſamkeit, des Königs beſonderes Vertrauen, mein vielmaliges ernſtes Ablehnen und meines ſterbenden Vaters letztes Wort: „Melchior, widerſetze Dich nicht den Wegen der Vorſeung!“ Wie viel Gründe ſprechen aber dagegen? Unzählige. Vor allen mein Mangel an innerer Beſtimmung, an Glauben und Zuverſicht auf wahre göttliche Sendung. Da iſt guter Rath theuer. Helfen Sie mir mit Ihrem treuen Gebete.“ So ſchreibt er ſelbſt; das war die Empfindung, mit der er die neuen Ehren begrüßte. Und doch war ſeine Stellung in Regensburg eine traurige. Er ſtand einſam da, die meiſten Freunde hatten Regensburg verlaſſen, und er war ein ſchwer Verkannter.

Diepenbrock hatte ſeine Ernennung zum Fürſtbiſchof in einem Schreiben dem König Ludwig I. angezeigt. Derſelbe ſchrieb zurück: „Ihre Wahl zum Fürſtbiſchofe von Breslau, wovon Sie Mich benachrichtigten, läßt Mich einen recht fühlbaren Verluſt erleiden, wenn Sie ſie annehmen, und doch muß ich es zum Beſten der Kirche wünſchen; denn gerade in Schleſien thut es noth, daß es einen Kenntniſſe mit Feſtigkeit paarenden, ausgezeichneten Biſchof bekomme, und ein ſolcher werden Sie ſein. Hierin ſollen Sie denn auch den Grund finden, warum, Ich wiederhole es, Ich nicht anſtehen werde, Ihnen, falls Sie dem befraglichen Rufe zu folgen entſchloſſen, die

Digitized by Google

Entlassung von Ihrer gegenwärtigen Stellung zu gewähren, ein zweites Opfer, was ich bringe. Das erste war Bischof von Geissel. Der ich anbei mit Königlicher Huld und Gnade Ihnen wohlwollend verbleibe Ihr wohlgewogener König Ludwig I. 23. Januar 1845."

Inzwischen traf Förster's Brief ein. Er beschreibt in rührenden Worten die Freude des Volkes über die erfolgte Wahl; er führt Diepenbrock zu Gemüth, daß er soviel Liebe, Vertrauen und Zuversicht nicht von sich weisen dürfe. Auch die Deputirten kamen am 31. Januar an; doch ihre wiederholten Besprechungen und Berathungen stießen auf ein entschiedenes „Nein" von Seiten Diepenbrock's. Er versprach ihnen endlich, die entscheidende Antwort nach München nachzusenden, wohin die Deputirten am 31. Januar abreisten. Er schrieb hierüber an Emilie Lindner.*) „Ich habe 8 schwere Tage durchkämpft, wie noch nie in meinem Leben; denn niemals sind so großartige, bedeutungsvolle Geschicke in meine Bahn gelegt worden, und werden es auch hoffentlich nimmermehr. Ich glaube sagen zu dürfen, daß es ein redlicher, christlicher Kampf war; denn von Anfang an ward das Nein in meiner Seele laut, und der Kampf drehte sich nur darum, ob dieses „Nein", der innerste Ausdruck meines geistigen Wesens und christlichen Bewußtseins, nicht doch vielleicht den tausend und hunderttausend Stimmen außer mir und den Stimmen fast aller meiner Freunde weichen und ich dennoch „Ja" sagen müsse. Ich bin für das „Nein" entschieden und habe die Zuversicht, es vor Gottes Richterstuhl verantworten zu können, mögen dann die Menschen dazu sagen, was sie wollen. Die Stellung in Breslau ist so grandios; der Bischof müßte sich fortwährend wehren, nicht von dem Fürsten verschlungen zu werden. Das Aeußerliche überwuchert nur zu leicht mit Dornengestrüppe den innern Acker des Lebens. Denken Sie sich nur den Anfang, etwa hier oder in München oder in Bamberg geweiht, müßte ich nach Berlin an den Hof zum Könige, allen Prinzen, Ministern Besuche machen, nach 8 Tagen am Hoflager feierlicher Einzug in die Cathedrale und Inthronisirung in Breslau, dann ein paar Tage Diners ꝛc., dann nach Oesterreich, zuerst zum Gouverneur nach Brünn, dann an's Wiener Hoflager, Huldigung,

*) Die Malerin Emilie Lindner war Convertitin. Diepenbrock hatte eine große Sympathie für Convertiten, sobald er von der Aufrichtigkeit ihrer Religiösität überzeugt war. Mit Louise Hensel, mit Gräfin Hahn-Hahn und besonders mit dieser geistreichen Freundin seiner Schwester Apollonia, trat er in Verkehr.

Aufwartungen ꝛc., ist das nicht ein erbaulicher Anfang des Apostolats für einen kaum geweihten Bischof? Und wie der Anfang, so auch noch Verhältniß der fernere Verlauf des Hirtenlebens. Der Pastor fido (Il Pastor fido, ein Schäferdrama) von Guarini gleicht kaum weniger dem Hirtenleben Ihrer Schweizerberge, als ein solches Bischofsleben dem Apostolate. Ich habe den beiden Herren: Ritter (der ältere, graue, kräftige) und Elsner eine Adresse an Sie mitgegeben, zu deren Abgabe sie hoffentlich Zeit finden. Wenn Sie dieselben mir zu Liebe vielleicht einmal zu Tisch laden und über die Verhältnisse reden machen, so werden Sie mir gewiß vollkommen beistimmen für meine Ablehnung. Bei Apollonia waren sie auch, was diese gefreut, da sie doch die Brautwerber gerne sehen wollte" . . . .

„Ueber meine Ablehnung ist sie sehr beruhigt und erfreut. Daß sie nicht überall den Eindruck machen wird, können Sie denken. . . . . Allein ich frage nichts darnach. Was mich wahrhaft betrübt, ist, daß ich den Wünschen und Erwartungen so vieler Tausende frommer Menschen nicht genügen kann. Da muß Gott aber helfen und trösten. So lange mein „Nein" den Herren noch nicht amtlich zugekommen, bleibe es im Vertrauen unter uns Freunden. Schreiben Sie bald wieder. Gott mit uns."

„Soeben höre ich, daß meine Ablehnung in hiesiger Stadt wahrscheinlich durch Belauschung unserer gestrigen Gespräche im Gasthofe, schon herumgeht. Dies veranlaßt mich, meine officielle Erklärung sogleich an die Herren Deputirten nach München, Ablage bei Phillips, abzusenden."

Die Deputirten langten in Breslau an und die Ablehnung rief große Trauer wach. Förster schrieb am 20. Januar:

„Mir ist wie Einem, der nach langem Sturm und Unwetter auf wildem Meere endlich ein freundlich Eiland erblickte; schon winken ihm die grünen blumigen Ufer, schon leuchtet aus wirthlicher Hütte am Strande ein gastlich Licht ihm entgegen, da wirft eine grausame Welle ihn von Neuem in den Strudel zurück, und alle Hoffnung auf Rettung scheint verloren. Ein Zeichen von Gott haben Sie begehrt. Ein anderes aber, ein deutlicheres als in der Wahl Ihnen gegeben war, konnten Sie nicht erwarten, noch fordern.

Ueber Mangel an Zuversicht auf die eigne Kraft klagen Sie. Ist das nicht eben ein Zeichen Ihrer Würdigkeit? Je weniger der Hirt auf die eigne Kraft baut, um so mehr wird er an die Hand

des göttlichen Hirten ſich halten, der das dabitur vobis in illa hora an ihm nicht unbewährt laſſen wird.

„Sie finden Ihren Troſt darin, daß der Höchſte unſerer verwaiſten Diöceſe durch einen tüchtigeren Biſchof zu Hilfe kommen werde, und auch ich ſoll ihn darin finden. Du großer Gott! Ich kann in Ihrer Abweiſung nichts finden, als daß der Herr um der Sünden unſerer Väter und um unſerer eignen Sünden willen zu den alten Strafen und Prüfungen noch neue und ſchwerere zu fügen gedenkt. Wohl haben wir kein Recht, und Sie haben es durch nichts verſchuldet, daß wir uns mit unſern Sorgen, Leiden und Kämpfen ſo grauſam in Ihr ſtilles Leben hineindrängen, Sie wochenlang auf eine geiſtige Folter ſpannen und in Ihr frommes Herz ſo viel Unruhe und ſo vielen bitteren Schmerz verſenken. Dennoch — es wäre ſchön, es wäre herrlich, es wäre groß geweſen, wenn Sie edler Mann den heiligen Kampf des chriſtlichen Märtyriums einem Frieden vorgezogen hätten, der um das gefährdete Heil ſo vieler Tauſende nicht zu theuer erkauft iſt.“

Weiter war die Sache nicht gediehen, da legte ſich Friedrich Wilhelm IV. in's Mittel.

Er ſchickte einen Landsmann und Kriegskameraden Diepenbrock's: von Duesberg, nach Regensburg. Dieſer verſtand anders mit Diepenbrock zu reden und auf die Frage Duesberg's, wie er ſich Rom gegenüber verhalten wolle, wenn dieſes die Annahme wünſche, antwortete ihm Diepenbrock: „Wenn der hl. Stuhl dies im Intereſſe der Kirche von mir fordert, ſo will ich meine Neigung zum Opfer bringen und mich in Gehorſam fügen.“ Dieſe Antwort befriedigte Duesberg vollkommen und er reiſte nach Berlin zurück. Schon nach wenigen Tagen erhielt Diepenbrock einen Brief vom Nuntius, in welchem derſelbe ihm ſeine Betrübniß ausſprach wegen ſeiner Ablehnung, doch habe ihn die Nachricht Duesberg zu neuen Hoffnungen berechtigt, daß er ſich unterwerfen wolle, wenn der hl. Vater es für das Wohl erſprießlich erachte. Dies ſei aber, er könne es bezeugen, wirklich die Abſicht des hl. Stuhles; denn derſelbe hege von ihm die Meinung, daß er durch vorzügliche Gaben, die man in Rom längſt kenne, geeignet ſei, die dortigen Schäden mit Gottes Hilfe nach Möglichkeit zu heilen. Er erwarte deshalb ungeſäumt eine ſeinen und des hl. Stuhles Wünſchen entſprechende Antwort, nämlich, daß er ſich Gottes Wille unterwerfe und die Wahl annehme. Auch habe er die von Duesberg erhaltene Nachricht bereits freudig an den Cardinal-Staatsſecretär

berichtet. Am 7. März kam ein Schreiben von Rom an, in welchem es unter andern hieß: „Seine Heiligkeit haben mit Schmerzen Ihre Ablehnung vernommen; wir wissen, welche günstige Meinung bei allen Katholiken Deutschlands von Ihren vorzüglichen Eigenschaften besteht und haben Lambruschini beauftragt, Ihnen zu bedeuten, wie Seine Heiligkeit lebhaft wünsche, daß Sie die Bürde annehmen und wie sehr es ihn betrüben würde, wenn Sie auf der Weigerung beharrten. Hiernach können Sie keinen Augenblick mehr wanken, der verwaisten und verwirrten Diöcese Breslau, von dem hl. Vater selbst dazu angespornt (exstimulatus), zur Hilfe zu eilen, in dem festen Vertrauen, daß Gott für solche Gefahren Ihre oberhirtlichen Mühen reichlich segnen möge."

Jetzt widerstand Diepenbrock nicht länger mehr und erklärte dem Nuntius, daß er in Gehorsam das Bisthum annehme. Er theilte seinen Entschluß auch König Ludwig und dem Ministerium mit

III. Der Fürstbischof von Breslau.

Die feierliche Consecration fand im Dome zu Salzburg am 8. Juli 1845 statt. Unter großer Theilnahme der Gläubigen vollzog sich die erhebende Feier. Diepenbrock war sehr ergriffen. Er nahm deshalb die Einladung des Fürstbischofs von Schwarzenberg an und ging 8 Tage auf dessen Schloß Aigen.

Am 15. Juni kehrte er nach Regensburg zurück. Und nun war es das letzte Mal, daß er dahin zurückkehrte, wo er so manche schöne glückliche Stunde verlebt hatte. Noch einmal zogen die langen Jahre an seinem Geiste vorüber, waren es doch fast 25 der schönsten des Lebens. Er schreibt an L. E. „Das Wetter ist herrlich. Das Gebirge liegt in aller Pracht in glänzendem Fürstenhermelin vor mir. Wie schön ist dieses Land! Wie schwer wird's, dasselbe zu verlassen, selbst um eines Hermelins willen, oder vielmehr parceque nicht quoique; und die guten lieben Menschen, und den Kreis treuer ausgewählter Freunde, womit Gott mich in diesem Lande so unverdient beglückt hat! Doch die Edlen alle blieben mir ja. In Gott giebts keinen Verlust, lauter Gewinn. Darum geschehe sein hl. Wille an uns allen! Unsere gestrige schöne Fahrt ist auch eines von den lieben Andenken an's Baiernland. Gott segne Sie für alle treue Güte und Liebe, die Sie Edle mir erwiesen haben.

Wie man damals in Gräfenberg die Waſſerkübel auf mich herniedergoß, ſo gießen ſie mir jetzt das Füllhorn der Ehre über meinen Kopf." Ja Orden und Doctorwürden, Freiherrn und Bürgerrecht: wer zählt ſie alle auf, die Anerkennung und die Liebe, die ihm zum Abſchied dargebracht wurde? Als Diepenbrock vom König Abſchied nahm, war dieſer ſehr huldvoll gegen ihn, lud ihn zur königlichen Tafel und gab ihm einen eigenhändigen Brief an den König von Preußen mit.

Beſonders ſchwer wurde ihm der Abſchied von ſeiner ſo innig geliebten Schweſter Apollonia. Die beiden hatten ſich ſo in einander gelebt, daß er ſie bitter entbehrte und ihr faſt täglich von der Reiſe ſchrieb.

Am 3. Juli kam Diepenbrock in Berlin an und am 5. hatte er die erſte Audienz beim Könige auf dem Schloſſe Sansſouci. Auch die Königin begrüßte ihn, und beide waren ſehr freundlich gegen ihn. Er ſchreibt hierüber an ſeine Schweſter Apollonia: „Der König iſt des edelſten beſten Willens voll, er erkennt die Schwere meiner Aufgabe, und des Opfers, welches ich bringe; ſo viel an ihm iſt, wird er mich redlich unterſtützen in Allem, was recht und billig iſt, und Anderes verlange ich nicht. Ich konnte ganz offen mit ihnen reden." Diepenbrock wurde gleich zur Tafel geladen.

Am 10. Juli nahm der König den Homagialeid, umgeben von ſeinen Miniſtern, entgegen. Diepenbrock hielt eine kleine Anrede, die alle Herzen bewegte:

„Ich nahe mich dem Throne Ew. Majeſtät nicht ohne Zagen; aber auch nicht ohne ermuthigende Zuverſicht. Mit Zagen erfüllt mich der Blick in meine Vergangenheit und meine Zukunft. Aus der vieljährigen Gewohnheit einer ſtillen, beſcheidenen Stellung und Wirkſamkeit plötzlich herausgeriſſen und auf eine Höhe hingeſtellt, die mich den Blicken Aller ausſetzt, wäre eine Anwandlung von Schüchternheit wohl verzeihlich, gewiß verzeihlich aber iſt das Bangen vor einer ſo ſchwierigen Aufgabe, einer ſo großen Verantwortlichkeit, wie die iſt, welche ich nun vor Gott und der Kirche, vor Ew. Majeſtät und dem Vaterlande übernehme. Hierin und in dem Bewußtſein meiner geringen Kraft liegt der Grund meines Zagens.

Ich fühle mich aber auch von Muth und Zuverſicht durchdrungen bei dem Aufblicke zu Gott, deſſen allmächtige Hand, wie überhaupt durch mein ganzes Leben, ſo beſonders in der letzten Wendung meines Schickſales mich ſichtlich geleitet und auf die

bedeutungsvolle Stelle hingeführt hat. Sie wird, diese Hand aus den Wolken, nun, da mein Pfad so steil ansteigt, nicht wie die todte Hand des Zeigers am Wege, mich allein fürderziehen lassen, sondern als die allmächtige Hand der allgegenwärtigen Weisheit und Liebe mich sicher hinanführen auf die steile Höhe und sicher vorbeiführen an allen Klippen und Abgründen, die rechts und links drohen mögen.

Mich ermuthigt ferner der zuversichtliche Blick zu Ew. Königlichen Majestät, Allerhöchst welche schon in der milden Langmuth und Güte, womit Sie die Gründe meines Widerstrebens gegen diese Stellung zu achten geruht, mir einen so denkwürdigen Beweis hoher Huld und edlen Vertrauens gegeben; es ermuthigt mich das unbegrenzte Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit meines Königlichen Herrn und Landesvaters, Allerhöchst welcher der Sache, die ich zu vertreten habe, der Kirche, der ich diene, den getreuen Unterthanen, deren geistliche Pflege mir obliegt, Seinen Landesväterlichen, gerechten und mächtigen Schutz nimmermehr versagen wird. Und diese Sache ist des Königlichen Schutzes nicht unwerth. Die katholische Kirche hat in treuer Ueberlieferung der überkommenen Glaubenshinterlage auch die urchristliche, apostolische Lehre der Unterthanenpflicht und Treue gewissenhaft bewahrt, und ist dieselbe zur gelegenen und ungelegenen Zeit einzuschärfen, namentlich in unsern bewegten Tagen nicht müde geworden; und ich kann mit vollstem Rechte die feierliche Versicherung aussprechen: daß, wer ein wahrer Katholik, auch nothwendig ein treuer Unterthan und guter Bürger ist, und daß Ew. Majestät Ihr geheiligtes Haupt in dem Schooße eines jeden Katholiken sicher zum Schlummer niederlegen können, weil in dem Gewissen eines Jeden der treueste Hüter für Allerhöchst Dero Wohlfahrt wacht.

Mit Freude schwöre ich daher, wie vor einunddreißig Jahren als Officier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend den Unterthaneneid, mit dem vorausgeschickten Herzenswunsche: Gott segne und erhalte Ew. Königliche Majestät und das ganze Königliche Haus!"

Am 14. Juli verließ er Berlin, da er versprochen hatte, daß er am 16. in Breslau eintreffen wolle. Von nun an war seine Reise ein Triumphzug. Am 16. Juli fand der Einzug in Breslau statt. Er schreibt seiner Schwester Apollonia hierüber „Gelobt sei Gott, der

mich glücklich und demüthigen Herzens gestern hier eingeführt hat, um etwa ½6 Uhr. Es war ein unerhörtes, alle Erwartungen übertreffendes Schauspiel, und alle sagten, daß Breslau seit Jahrhunderten nie so etwas gesehen. Schon 3 Stunden vor der Stadt in dem Dorfe Lissa, kamen die Deputirten des Adels und der Bürgerschaft, Fürst Hatzfeld und Graf Bernh. v. Stolberg an der Spitze uns entgegen; ersterer nahm mich in seinen prachtvollen, neu angeschafften sechsspännigen Staatswagen; 19 Wagen (in den meisten Abgeordnete aus allen Ständen Schlesiens), auf der Landstraße aufgestellt, folgten uns, nachdem mich die Herrn begrüßt hatten mit einer herzlichen Ansprache. Schon eine Stunde vor der Stadt war die Landstraße rechts und links mit Menschen besetzt; je näher der Stadt, desto größer wurden die Massen, alle Stockwerke der Häuser waren besetzt mit Zuschauern. Es ging wohl eine halbe Stunde durch die Stadt; auf einem großen Platze (es war der Vincenzplatz), wo gegen 200 Geistliche im Chorhemd mich erwarteten, stieg ich aus, vernahm und erwiderte eine Anrede des alten Erzpriesters und nun gings zu Fuß durch noch viele Gassen zum Dome im furchtbarsten Volksgedränge.

Dort am Portale des Domes empfing mich das Capitel mit einer lateinischen Anrede von Lalussek, dem Weihbischof und Capitelvicar, die ich kurz ebenfalls lateinisch erwiderte und nun zogen wir in den schönen Dom, wo ich dann den Segen gab. Darauf führte mich das Capitel in meine Wohnung. Es war wirklich ein großartiger Einzug, gegen vierzigtausend Menschen waren auf den Beinen, man war sehr besorgt wegen Unglück und Ungebühr, zumal bei der hiesigen gereizten Stimmung. Aber es ist alles bestens vorübergegangen. Und dafür sei Gott gedankt. Ungemeine Liebe und Vertrauen und katholische Gesinnung offenbart sich mir überall in allen Klassen; Deputationen kommen aus den fernsten Städten; das Reden nimmt kein Ende, aber Gott gibt mir immer ein passendes Wort in den Mund, so daß auch der persönliche Eindruck überall ein günstiger ist. Die Wohnung ist großartig, aber unbequem."

Am 27. Juli fand die Inthronisation statt. Die Theilnahme war eine sehr große. Als er den bischöflichen Thron in Besitz genommen hatte, schritt er mit Stab und Mitra an den Rand des Presbyteriums und hielt eine ergreifende Ansprache.

„So setze ich denn meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage flehend mit Moses an diesen Felsen auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade

und der Erbarmungen sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften; ich stütze meinen Stab auf den von Christus gelegten Grundfelsen der Kirche, der nicht weicht und nicht wankt, wie sehr auch Stürme und Wetter toben, und ich gelobe zu Gott: ich will ein treuer und gewissenhafter katholischer Bischof dieser Kirche sein" u. s. w.

Den ferneren Verlauf des Festes meldet er seiner Schwester Apollonia: „Ich eile Dir zu sagen, daß gestern Alles glücklich vorübergegangen ist, ja über alle Erwartung glücklich und segensreich, da die Anrede, die ich nach der Priesterhuldigung im Dome hielt, sowie die Toaste auf den König, den Kaiser und den Papst und die Diöcese Breslau, die ich bei Tischeausbrachte, einen wundersamen elektrischen Eindruck gemacht und Alles hingerissen haben, wie ich von allen Seiten überrascht vernehme; denn ich bin mir dabei gar nichts besonders bewußt. In der Kirche war alles gedrängt voll; schon um 5 Uhr Morgens hatten die Leute dort Platz genommen. Vom höchsten Adel waren viele aus weiter Ferne herbeigeeilt, darunter der nie zu bewegende Graf Schaffgotsch von Warmbrunnen und der Fürst Lichnowski. Am Tische waren 80 Personen, alle vom hohen Adel, alle hohen Beamten aller Zweige, drei Generäle, der Rector der Universität, der protestantische General-Superintendent und der protestantische Decan der theologischen Facultät. Niemals war noch der Toast auf den hl. Vater hier ausgebracht worden, auch nicht der auf den Kaiser; Niemand wollte recht daran. Es gelang mir, es in einer Art zu thun, daß selbst die Protestanten gern mit anstießen auf das Wohl dessen, der uns Katholiken als der oberste Hirt, als das Haupt der Kirche, allen Andersgläubigen aber, die loyal und edel denken, wenigstens als 80jähriger Jubelgreis und als der Nestor unter den legitimen Souveränen Europas ehrwürdig ist. So ungefähr schloß ich und Alles rief drei Mal Hoch. Auf ähnliche Weise machte ich es beim Kaiser Ferdinand; denn seit hundert Jahren, seit den Kriegen, die Schlesien von Oesterreich abgerissen, ward hier der Name des Kaisers bei solchem Anlasse nie genannt. Meine Beamten aus Oesterreich, die sieben an der Zahl zugegen waren, jauchzten fast vor Freude und sagten zu Lipfe, der neben ihnen saß, das solle den dritten Tag in Wien bekannt werden. Auch der katholische Adel war sehr erfreut und der mir zu Rechten sitzende commandirende General Graf Brandenburg (ein Vetter des Königs, bei dem ich ihn schon in Sanssouci gesehen) stieß auf beider Gesundheit fest mit mir an, und

brachte, als der erste Ehrengast mir einen sehr hübschen militärischen Toast als ehemaligem Kriegskameraden. Kurz, Alles ist höchst befriedigt und glücklich über diesen Tag. Die Katholiken haben eine Freude, daß sie auf der Straße häufig mit Thränen auf mich losstürzen, und mir die Hand küssen.

Am 28. Juli waren die Bürger bei mir, die den Festzug mit geordnet hatten, ich kann nicht sagen, welche Freude, welche Hingebung in den Worten und Blicken dieser guten Leute sich aussprach, mit Herz und Seele, mit Gut und Blut wollen sie mir, ihrem Bischof, angehören, versicherten sie mit nassen Augen.

Förster sagte mir gestern noch, Alles sei entzückt. Ich weiß wohl, daß das in solcher Weise nicht andauern kann, aber es ist doch besser so als anders, und ich danke Gott dafür."

Am 2. October reiste Diepenbrock nach Wien, um dem Kaiser seinen Vasalleneid zu leisten, er wurde von dem Kaiser und der Kaiserin sehr freundlich empfangen, auch machte er schon am ersten Tage die Bekanntschaft des Fürsten Metternich, in dessen Hause er viele interessante Persönlichkeiten kennen lernte. Anfang November nahm er Besitz von Johannesberg und nahm die Huldigung entgegen. Hier war er souveräner Herr und Fürst. Er schrieb in einem Briefe an Fr. Tidemann. „Ich habe von Johannesberg feierlich Besitz genommen und Huldigung empfangen, was mit großer Ceremonie vor sich ging. Das dortige herrschaftliche Schloß hat am Abhange der Sudeten eine ganz herrliche Lage, man überblickt einen großen Theil Schlesiens und der schlesisch-mährischen Gebirge. Es kam mir anfangs wie ein Traum vor, daß ich dort wirklicher Herr und Besitzer bin, und alles nach meinem Wunsche sich fügt; ich weiß immer noch nicht, was denn in mir steckt, daß ich aus einem entlegenen Winkel Westfalens unter Millionen Menschen zu solcher seltenen Stelle gelangen mußte! Mein Trost ist, daß Gott es so gewollt und ausdrücklich so gefügt. Ohne diesen Glauben hätte ich keine ruhige Stunde, und es hielten mich auch alle diese Herrlichkeiten nicht eine Stunde lang fest, sondern gerade sie trieben mich am ersten von hinnen. Der hierseitige Theil hat den Vorzug, daß er frei ist von religiösen Wirren."

Diepenbrock's klarer Blick entdeckte auch bald überall Lücken und Fehler, deren Verbesserung ihm sehr dringend erschien. Er errichtete Spinnschulen, welche bald sehr gediehen und die Leute überzeugten sich

von ihrem Nutzen und drängten sich hinzu. Auch für gutes Bier sorgte er, indem er einen Bierkünstler aus Regensburg kommen ließ. Sein Ansehen wuchs immer mehr, er war ein geborener Fürst und die Würde und Hoheit, die sich andere anquälen müssen, lag in seinem, von der Natur ererbten Wesen.

Kaum war nach Ablauf der Kölner Irrung der confessionelle Friede zwischen Protestanten und Katholiken scheinbar wieder hergestellt, als derselbe durch die im Jahre 1845 aufgetauchte Rongemanie oder den Deutschkatholicismus wieder gestört wurde. Ronge war ein junger schlesischer Kaplan. Er trat gegen den Bischof von Trier in maßlosen Schmähschriften auf. Die Veranlassung derselben war die Ausstellung des hl. Rockes in Trier gewesen. Diepenbrock spottet über dieses Treiben: 13./11. „Die Ronge'sche und Czerski'sche Erscheinung ekelt mich an. Das ist kein Hauch wahrer Religiosität; nur burschikoses rationalistisches, radicales Lärmschlagen, das alles wird, sich selbst überlassen, gar bald im Sande der Zeit verrinnen. Für die Uebel, woran wir leiden, ist das kein Heilungsproceß: es ist wildes Fleisch in unseren Wunden. Die ganze Farce muß und wird schmählich enden, so sehr auch viele und mächtige Einflüsse sie fortwährend begünstigen. Und das ist es, was mich am meisten kränkt; dies offene und geheime Parteinehmen für unsere Gegner, selbst dann, wenn Recht und Gesetz zu unseren Gunsten spricht. Ich muß nur die Geduld und Ruhe nicht verlieren und mir sagen, daß eine protestantische Regierung nicht anders handeln kann."

19./11. „Die religiösen Wirren setzen hier Alles in Gährung und bringen leider eine feindselige Stimmung und Gehässigkeit in das Leben, wodurch alle Verhältnisse vergällt und vergiftet werden. Da die neue Secte keinen inneren Kern und Halt hat, so lebt sie nur von der Feindseligkeit gegen uns, und da sie sich nur in diesem trüben Wasser erhalten kann, so wird alltäglich neue Lüge und Lästerung aufgeboten, um sich flott zu erhalten. Das ist eine recht traurige Sache, die einen für die Zukunft wohl besorgt machen kann, zumal wenn man sieht, wie sich die Lossagung von Christums und seiner Liebe immer mehr verbreitet und das Bindemittel unter den sonst Getrennten wird."

Am 30. März 1845 ließ Diepenbrock durch sein Generalvikariat von allen Kanzeln die Excommunication gegen Ronge verkünden. Auch auf einige hervorragenden Mitglieder der deutsch-katholischen Gemeinde

wurde dieſelbe bald ausgedehnt; am 9. November aber wurden alle Mitglieder der Secte excommunicirt.

„Dieſe Sache", ſo ſchreibt er ſpäter, „hat alſo ihren Stachel verloren; ſie iſt zu miſerabel; ſie iſt nur Dünger auf dem Kirchenacker und hat als ſolcher gute Dienſte geleiſtet. Seit meiner allgemeinen Excommunication gegen die Secte vergeht kein Tag, wo nicht Berichte über Rücktretende und Bitten um Wiederaufnahme verirrter Laien einlaufen" und ein ander Mal. „Das Sectenweſen hat ſeinen Culminationspunkt ſchon überſchritten; die letzte allgemeine Excommunication hat viele geſchreckt, und ich habe täglich Vollmachten zur Losſprechung Rückkehrender zu ertheilen. Hielten nicht die Lichtfreunde und die Freimaurer die Sache aufrecht, ſie läge längſt in ſittlicher Fäulniß und geiſtiger Nichtigkeit und Gemeinheit begraben. Man wird ſie hoffentlich bald allgemein als Dünger, Miſt auf dem Acker Gottes betrachten können, und dann Gott danken, daß nicht der Arm der Staatspolizei, ſondern Sein Arm die Kirche geſchützt."

Leider wurde Diepenbrock in dieſer Zeit von vier rohen Studenten auf die gemeinſte Weiſe beleidigt. Er ſchreibt hierüber an Emilie Lindner: „Wie weit der hieſige antikatholiſche Fanatismus geht, habe ich neulich ſelbſt erfahren. Auf meinem Spaziergange mit Förſter und Lipf wurden wir nämlich von vier wohlgekleideten Leuten, Studenten der Univerſität, eine halbe Stunde lang bis ans Thor von Scheiting her verfolgt, die, bald hinter uns, bald vor uns ſich haltend, lauter gehäſſige Anzüglichkeiten uns zu Gehör redeten; endlich drängte ſich ſogar Einer zwiſchen mir und Förſter durch und ſpie vor uns aus, während uns die Andern höhniſch zuriefen: Guten Abend, meine Herren, Ronge ſoll leben! Bald darauf höhnten und ſpotteten ſie vor einem Crucifix am Wege, immer nach uns umſehend. Einer hatte ſich eine grüne Ranke als Pectoral angehängt. Die Sache wurde gleich bekannt ſchon, durch andere Spaziergänger und macht großes Aufſehen. Der katholiſche Adel, die Bürgerſchaft, alles katholiſche Volk fühlt ſich in mir verletzt; man drängt die Behörden zu einem energiſchen Einſchreiten. Morgen kommt eine Bürgerdeputation mit einer Adreſſe.

„Der Univerſitäts-Rector, der als Altlutheraner achtbare, ſehr ausgezeichnete Juriſt Profeſſor Huſchke war auch ſchon bei mir. Graf Ziethen, Fürſt Hatzfeld und viele Andere bewieſen mir ihr Beileid und ihre Entrüſtung und wollen die Sache an den König

berichten. Inzwischen muß ich aber auf meine Spaziergänge verzichten; denn ich kann mich solchen Insulten nicht preisgeben, denen gegenüber ich durch meine kirchliche Stellung wie eine Dame wehrlos dastehe."

„Die Sache ist peinlich, hat aber doch vielleicht ihr Gutes, wenn man höheren Orts sieht, wohin das Gehenlassen führt. Tausendmal lieber ist es mir, daß mir dieses geschehen, als wenn es von einem Katholiken dem schlechtesten Ronge'schen Schneider oder Schuster geschehen wäre."

Am April 18. schrieb er über diesen Fall an Schwester Apollonia: „Ueber meine Insulte war der König indignirt im höchsten Grade, ließ drei Justizminister kommen, über die Bestrafung der Frevler zu berathen, und als sie ihm nicht genügte, noch einen besonderen Geheimen Ober-Justizrath, der ihm ein Gesetz nannte, wonach böse Buben, welche die Religion verspotten, sechs Monate eingesperrt, täglich in der Religion unterrichtet werden; hierüber sei er sehr erfreut gewesen, so erzählte mir Fürst Lichnowski, der aber zuweilen aufschneidet. Daß der König die Sache sehr ernst genommen, weiß ich zuverlässig."

Auch Fürst Metternich schickte ein eigenhändiges Condolenzschreiben wegen der Insulte.

Als Diepenbrock jedoch hörte, daß das Gericht energisch eingeschritten sei, reichte er eine Bitte um Nichtbestrafung ein. Die Untersuchung ging ihren Gang fort. Da reichte Diepenbrock ein Gnadengesuch an den König ein und erhielt am 13. August die eigenhändige Antwort des Königs, die sich schon durch ihre eigenthümliche Adresse auszeichnete: Dem Hochwürdigen, Unserem besonders lieben Freunde, Fürsten und Bischof von Breslau, Freiherrn von Diepenbrock in Breslau.

„Hochwürdiger, besonders lieber Freund und lieber Getreuer:

Das Betragen, welches sich die Studenten Sch., R., B. und Sch. haben zu Schulden kommen lassen, verstößt so gröblich gegen gute Sitte und Anstand, daß eine nachdrückliche Ahndung nur zu gerechtfertigt erscheint. In Berücksichtigung jedoch der Verwendung, welche Ew. Liebden für sie eingelegt haben, und in Anerkennung des christlichen Sinnes der Liebe und Vergebung, welche Sie zu dem Fürwort für die Verurtheilten bewog, habe ich den Justizminister ermächtigt, ihnen die Strafe zu erlassen, wenn sie in Gegenwart eines gerichtlichen Commissars Ew. Liebden in unumwundenen Worten ihre Reue

über ihr Vergehen zu erkennen zu geben, auch sich gefallen zu lassen, daß dieses ihr Bekenntniß öffentlich bekannt gemacht werde. Sollten aber Ew. Liebden diese Abbitte nicht annehmen wollen, so muß es bei dem Erkenntniß bewenden.

Ew. Liebden

gutwilliger Freund

Sanssouci, den 9. August 1847 Fr. W.

Am 1. Juni 1846 starb Papst Gregor XVI. Diepenbrock hielt eine erhebende Trauerrede. An den neuen Papst Pius IX. sandte er ein ehrfurchtvolles Gratulationsschreiben durch den Nuntius, worauf dieser ihm anfang August erwiderte, Pius IX. kenne ihn und schätze ihn nach seinem ganzen Werthe. „Sie können darauf zählen, schrieb der Nuntius weiter, daß er jede Gelegenheit ergreifen wird, Ihnen Beweise seines väterlichen Wohlwollens zu geben.“ So war Diepenbrock von allen geachtet und geehrt und besonders schienen die Fürsten und Könige der Erde ihm ihre Verehrung kund thuen zu wollen. Auch bei dem Kaiser von Oesterreich stand er schon in hoher Gunst wie auch bei den Erzherzögen und Fürsten. Am allermeisten erkannte Friedrich Wilhelm IV. seinen vollen Werth an und sehnte sich darnach, Diepenbrock wiederzusehen. Die Gelegenheit bot sich bald. Ende September kam der König nach Breslau, und Diepenbrock eilte zu seinem feierlichen Empfang herbei. Bei dem Diner, welches der König in seinem Residenzschlosse gab, hatte Diepenbrock den Ehrenplatz der Majestät gegenüber.

Am 5. October erhielt er einen Brief durch Staffette vom königlichen Hausminister Anton Stolberg wie folgt:

„Ew. Fürstbischöfliche Gnaden bin ich beauftragt Namens Sr. Majestät des Königs einzuladen, einige Tage in Erdmannsdorf zu verleben, da Sr. Kgl. H. Prinz Johann von Sachsen nebst Gemahlin hier gegenwärtig sind und den großen Wunsch hegen, Ew. Fürstbischöfliche Gnaden persönlich kennen zu lernen, beide aber am 8. October Erdmannsdorf wieder verlassen, so soll ich den Gesammtwunsch aller hiesigen allerhöchsten und höchsten Herrschaften aussprechen, daß es Ew. Fürstbischöflichen Gnaden möglich machen werden, sobald als möglich denen Königlichen Herrschaften die Freude Ihrer Anwesenheit hierselbst zu schenken.

„Wie sehr ich mich persönlich selbst freue, Angesicht zu Angesicht Ihnen meine innige hochachtungsvolle Liebe erneuet aussprechen zu

können, vermag ich nicht genugsam anzudeuten. Von einer sehr ermüdeten Reise zurückgekehrt, wollen Sie freundlichst diese flüchtigen Zeilen entschuldigt halten, und mir gestatten, mich zu zeichnen als

Ew. Fürstbischöfliche Gnaden

ganz ergebenster Diener

Anton Graf zu Stolberg.

Schloß Erdmannsdorf, 3. October 1846.

Er verlebte wunderschöne Tage auf dem Schlosse, machte mit dem Könige und dem Prinzen von Sachsen eine Partie zur Schneekoppe, dem höchsten Punkt des Riesengebirges.

Auf der Rückreise besuchte er auch den alten Feldmarschall Graf Ziethen, seinen ehemaligen Commandeur 1816—18 in Frankreich. Als er bei ihm eintrat sagte er im ernsten Tone: Ew. Excellenz, der Seconde-Lieutenant Diepenbrock meldet sich als Fürstbischof von Breslau. Der alte Herr war ganz gerührt und die Thränen traten ihm in die Augen. Sie plauderten noch lange von alten Zeiten mit einander.

Bald darauf erhielt er von dem Könige von Preußen, den rothen Adlerorden II. Cl. mit dem Stern, der König hatte ihm eine höhere Classe geben wollen, doch die Minister hatten davon abgerathen.

So war er von Ehren überhäuft und doch schrieb er an seine Schwester: „Ich fühle mich zu Zeiten auch recht gedrückt und möchte die ganze Herrlichkeit an den Nagel hängen und davonlaufen. Zu andern Zeiten wird's mir dann auch wieder leichter. Aber so recht behaglich und befriedigt in tiefster Seele habe ich mich hier noch keinen Augenblick gefühlt, wenngleich schon viel Wichtiges und auch Interessantes von Menschen und Dingen mir nahe gekommen ist. Die Eitelkeit fände hier Nahrung genug, doch das ist ein schlechter Speiser und eine schlechte Speise. Sorge, Kummer, Arbeit und Verdruß wächst mir zuweilen über den Kopf, und ich muß mich innerlich mit Gewalt aufrichten, um ihn oben zu behalten. Das ist das Leben; welch ein Glück, wenn es glücklich hinter uns ist."

Es drangen auch viele Sorgen auf ihn ein. So wie er ein guter treuer Preuße war, hatte er auch Baiern, wo er die schönste Zeit seines Lebens zugebracht, und auch seinem Könige eine treue Anhänglichkeit bewahrt.

Wie tief wurde Melchior betrübt als er die Skandalgeschichte der spanischen Tänzerin Lola Montez mit Ludwig I. hörte.

Als endlich Lola Montez aus Baiern ausgewiesen war, schrieb Diepenbrock folgenden Brief an Emilie Lindner: „Breslau 1848 18./2. Ihr offenes Briefchen habe ich durch Apollonia erhalten, und wie viele offene Briefe in den Zeitungen seitdem aus München! Gott im Himmel, welche Geschichten! Hörte man sie aus Marokko oder Teheran oder Kaschmir, man würde staunen und nun aus der Mitte Deutschlands, im 19. Jahrhundert, aus der Hauptstadt des katholischen, constitutionellen Baiern, wo seit 24 Jahren so viele Klöster gestiftet und Kirchen gebaut worden sind. Es ist wie aus Tausend und einer Nacht! — Möge es nun Tag sein überall, auch im tiefsten Gemüthe, da, wo bisher so unselige Verblendung herrschte. —

„Welch gutes, biederes Volk ist doch das baierische noch! Wie sogleich befriedigt, wie immer wieder das treue Herz dem geliebten Königshause entgegentragend! Gott erhalte es noch viele Jahrhunderte, auf immer so! Ich gestehe, mir ist ein Stein vom Herzen, seitdem der Dämon aus München ist und ich konnte es mir nicht versagen, Ihnen meine Freude auszusprechen. Gott gebe nur, daß sich alles jetzt zum wahren Frieden, zum Guten fügt, daß der Einfluß der schändlichen Creatur gebrochen werde, daß der König seinem Volke, seiner Familie, sich selbst wiedergegeben werde und seine edle Natur wieder ganz in ihm herrsche! Ich bete täglich für ihn."

Doch auch in seiner nächsten Umgebung sollte er traurige Enttäuschungen erfahren. Dazu gehörte namentlich das Benehmen eines der Ersten unter dem katholischen Adel, des Fürsten H., den er mit Excommunication belegen mußte, weil er sich von seiner Frau scheiden ließ und eine andere Protestantin heirathete.

Auch Sorgen anderer Art schnitten tief in Diepenbrock's Herz.

In Oberschlesien brach der Typhus furchtbar aus und der Tod hielt eine reiche Ernte. Die meisten Leute waren so arm, daß es ihnen am Nöthigsten fehlte. Da bewährten sich die barmherzigen Brüder. Sie hatten Diepenbrock großen Kummer bereitet, indem sie durch zügelloses Leben gegen alle Ordensregel großes Aergerniß gegeben hatten. Diepenbrock hatte den Orden einer gründlichen Reform unterworfen. Sie machten ihm jetzt alle Ehre, doch wurden sie fast alle von der Seuche hinweggerafft. Er ließ von Posen barmherzige Schwestern kommen. Er erließ einen Aufruf in der Oderzeitung und half, wo er nur konnte.

Bemerkenswerth ist auch der Eifer, womit er für den Mäßigkeitsverein wiederholt eintrat. Seine Ermahnungen hatten ein solche Wirkung, daß er am 4. November 1850 seinen Diöcesanen schreiben konnte: „Die Welt staunte, als in einem Jahre Euere heldenmüthige Enthaltsamkeit die Branntweinsteuer um eine halbe Million (Thaler) verminderte, und Euer edeler König freute sich eines solchen Ausfalls in dem Staats-Einkommen." Durch die Hungerpest waren 4000 Waisenkinder in Schlesien zurückgeblieben. 360,000 Thaler waren für dieselben eingegangen; die geistlichen und weltlichen Behörden traten zusammen, um diesen armen Waisen ein Asyl zu verschaffen. 2000 Kinder wurden in öffentliche Anstalten aufgenommen. Am 29. Juni erließen der Fürstbischof und der Oberpräsident von Schlesien einen Aufruf, um den übrig bleibenden 2000 Kindern Aufnahme in Familien zu verschaffen. Schon am 29. September 1850 konnte Diepenbrock seinen Diöcesanen melden, daß 1800 Kinder, zum größten Theile unentgeltlich aufgenommen, zum Theil an Kindesstatt angenommen seien. Er erweiterte das Knabenseminar, sorgte für die Verbesserung schlecht dotirter geistlicher Stellen, unterstützte alle Bedürftigen nach Kräften, förderte die Abhaltung von Missionen, besuchte unermüdlich seine Diöcesanen.

Einst bat ihn ein Geistlicher um Unterstützung für seine arme Gemeinde. Diepenbrock erwiderte: „Meine Börse enthält augenblicklich 100 Thaler. Nehmen Sie die eine Hälfte und überlassen Sie mir die andere Hälfte für meine Bedürfnisse.

IV. Der Freund des Königs.

Das furchtbare Gewitter, das sich in Frankreich schon entladen hatte, zog jetzt herüber nach Deutschland. Auch hier fehlte es nicht an Gährungsstoff, an Uebelständen und Unzufriedenheit. Die Siege der Freiheitskriege waren für die Völker mehr oder weniger nutzlos geblieben, die Verheißungen waren nicht erfüllt, welche die Fürsten in bedrängter Zeit ihnen gemacht hatten. Deshalb erschallte bald nach den Ereignissen in Frankreich durch ganz Deutschland der Ruf nach Kräftigung und Einigung der deutschen Stämme. Das Volk forderte ausgedehntere politische Rechte, Preßfreiheit, Volksbewaffnung u. s. w. Diepenbrock sah mit großer Sorge, daß sich der politische Horizont immer mehr umwölkte und das drohende Gewitter immer näher kam.

Digitized by Google

Diepenbrock war Soldat gewesen und geblieben. Unerschrocken trat er für die Ordnung ein, ebenso treu der Kirche wie dem Vaterlande.

„Am meisten bangt mich um den Papst," so schreibt er: „O' Donnel (Vice-Präsident von Mailand) schrieb mir vorgestern, der Radicalismus nehme im südlichen Italien immer mehr die Oberhand, und der Papst könne sich kaum mehr halten. Die Wiener Revolution wird den Proceß auch dort noch beschleunigen, und ich sehe meinen armen heiligen Vater in Gedanken schon auf einem Schiffe mit allen seinen Heiligthümern und Schätzen, um in Nordamerika sich ein unabhängiges Asyl zu suchen. Es erscheint als ein trauriges Verhängniß, daß der erste Anstoß zu dieser großen Welterschütterung doch zunächst mit von ihm ausgegangen ist; denn die Pariser Opposition hat sich doch zunächst auch an den römischen Vorgängen, aus denen die übrigen italienischen Bewegungen sich erzeugten, entzündet. Doch wer kennt Gottes Rathschluß? Vielleicht soll aus dem Zusammensturz des Alten gutes Neues hervorgehen; der Weg dieser Wiedergeburt geht allerdings durch Ruinen und Blutströme."

Wie überall waren auch in Breslau Tumulte und Demonstrationen an der Tagesordnung. Der preußische Landtag war schon zusammengetreten, früher als er ausgeschrieben war. Ueber 80,000 Bergleute konnten arbeitslos werden. Man sah sich schon umher, wo viel Geld zu finden sei. Der Dom, das war der Glanzpunkt. Diepenbrock schreibt:

„An jenem Abende, wo wohlmeinende katholische Bürger uns von der unter den Radicalen und Proletariern verabredeten Plünderung des Domes d. h. unserer Dom-Insel benachrichtigt hatten, wollten unsere Domherrn alle sich zu meinem Schutz bei mir versammeln. Ich gab es aber nicht zu und verwies einen Jeden auf den Schutz seines eigenen Hauses. Doch ging die Nacht zwar in großer Unruhe, aber ohne Demonstrationen gegen uns vorüber. In solchen Dingen habe ich gar keine Furcht, Gottlob! Mit Liebe und Anhänglichkeit in der ganzen Diöcese hat mich Gott reichlich gesegnet, und darf ich hoffen, daß ein Wort von mir im Nothfalle hinreichend sei, die ganze katholische Bevölkerung Schlesiens zu beruhigen. Das ist ein großer Gewinn in so kurzer Zeit und unter so schwierigen Verhältnissen."

Am 28. März erließ Diepenbrock einen neuen Hirtenbrief an Clerus und Volk zum Schutze des Eigenthums und der Personen; denn es war ihm berichtet worden, daß Manche die politische Aufregung benutzten, um sich zu bereichern. In demselben heißt es:

„Wir tragen daher unserem hochwürdigen Clerus hiermit auf und beschwören ihn, seinen ganzen Einfluß auf die Gemeinden zur Verhütung und Abhaltung so großer Excesse zu verwenden, die Gläubigen zur Ruhe, Ordnung und zur mannhaften Niederhaltung aller derlei Gewaltthätigkeiten zu ermahnen, sie zu erinnern, daß auf solcher Gewaltthat Gottes Fluch haftet von Geschlecht zu Geschlecht, und die Strafe dafür nicht ausbleiben werde, daß ein rechtlicher und ehrlicher Besitz durch solche Mittel nie und nimmermehr erreicht würde."

„Aber nur um Gotteswillen kein Faustrecht, keine rohe Selbsthilfe, keine Gewaltthat, keine Excesse, keine Mißhandlung und Beschädigungen von Personen und Eigenthum! Denn noch einmal: der Herr wird solche Frevelthaten strafen und ihr errungener Raub wird ihnen zum Fluche werden und zum Brandmal des Gewissens im Leben und Sterben."

„Der Ernst des Augenblickes und die Liebe Christi drängt uns, Sie (den Clerus) noch besonders aufzufordern, daß Sie es als ausdrückliche Mahnung, als flehentliche Bitte, als heilige Beschwörung auch in Unserm, des bekümmerten Bischofs Namen, dem Volke neuerdings an's Herz legen, beifügend, daß Wir von Unsern lieben katholischen Schlesiern erwarten, sie werden durch ruhiges, besonnenes, männliches, ehrenhaftes Betragen, durch Achtung des Gesetzes und der bestehenden Obrigkeit, durch Liebe und Anhänglichkeit an den König, durch Gehorsam gegen die Kirche, in dieser Zeit der Prüfung sich bewähren und so der Verheißung des Herrn (Math. 5) sich würdig und theilhaftig machen."

Sein Mahnruf drang in die Herzen seiner Kinder, besonders der Oberschlesier. Ueber Friedrich Wilhelm IV. sagt er in einem Briefe: „Unser armer König hat viel Bitteres erfahren, das Mißverstehen seines deutschen Aufschwungs that mir innig leid; es war gewiß redlich und treu gemeint, leider aber um 8 Tage zu spät . . . Die polnische Frage ist auch leider sehr verfahren und der grimmigsten Leidenschaft verfallen. Ob sie sich noch unblutig lösen lasse, steht dahin. Oder es steht ja überhaupt alles in Frage. Wer nach 50 Jahren eine ruhige Darstellung dieses allgemeinen plötzlichen Umsturzes aller Dinge lesen wird, muß glauben, Märchen zu lesen. Wie fest und

ſicher wähnte man ſich in dieſem mit Protokollen und Bajonetten aufgerichteten und geſtützten europäiſchen Staatenbau! Da fliegen einige Zeitungsblätter über den Rhein und der ganze Bau ſtürzt zuſammen wie ein Kartenhaus. Es hätte ganz ſo ohne den Verluſt eines Menſchenlebens vor ſich gehen können; denn die Straßenkämpfe in Berlin und Wien waren doch eigentlich nur eine zufällige Zugabe; die Dinge wären auch ohne ſie ſo geworden, ſie waren ſchon ſo gut wie geworden."

Gott hat die Hoffärtigen gedemüthigt, das iſt die kurze Moral: und die Völker können dieſelbe Erfahrung machen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt demüthigen vor dem Herrn. Und dazu zeigen ſie wenig Luſt und Anlage. Wir haben hier in Breslau auch ernſtliche Straßentumulte gehabt und ſind bei dem gänzlichen Stocken aller Gewerbe und Arbeiten noch nicht über die Gefahr hinaus. Wenn nur erſt die Wahlen glücklich vorüber wären."

Diepenbrock wurde drei Mal ins Frankfurter Parlament gewählt und nach langem Widerſtreben nahm er im Oppelner Wahlkreiſe an. Er kam am Tag der Eröffnung der Nationalverſammlung an. Dieſelbe gefiel ihm von Anfang an nicht. Er ſchrieb ſchon nach 14 Tagen an Emilie Lindner: „Es geht mir hier nicht gut. Meine ganze Stellung hier, ſowie die der übrigen Biſchöfe iſt eine falſche, das fühlen wir alle. Wir ſind die Eulen unter den Raben, Krähen und Elſtern. Es war nicht Recht, daß man mich hierher nöthigte, doch war es gut gemeint. Wirken können wir hier wenig, öffentlich gar nichts, das würde eher ſchaden. Das Auftreten des Biſchofes von Münſter hat es genug bewieſen. In die Clubs und vorbereitenden Verſammlungen an öffentlichen Orten können wir auch nicht gehen; alſo iſt unſer Einfluß auf zufällige Berührungen beſchränkt. Dagegen habe ich zu Breslau die allerwichtigſten Geſchäfte liegen laſſen müſſen und die Nachrichten von dort lauten trübe und bedenklich, daß ich täglich auf das Aeußerſte gefaßt bin. Vor einigen Tagen wurde ein Haus in unſerer Nähe angezündet; meine Leute hatten die ganze Nacht zu thun die herüberwehenden Funken auszulöſchen. Die Pöbelherrſchaft nimmt täglich zu und ein blutiger wüthiger Ausbruch mit Raub und Mord kann täglich ſtatthaben; denn die Autoritäten ſind ganz gelähmt. In Oeſterreich iſt alles aus Fugen und Banden. Auch dort gibt es für mich ſo manches vorzubereiten, um wenigſtens Einiges aus dem Schiffbruche zu retten. Statt deſſen ſitze ich hier und hole mir Migräne aus den anſtrengenden ſchwülen Sitzungen. Sonderbare

Fügung!" Leider hatte der Aufenthalt in Frankfurt sehr nachtheilige Folgen für seine Gesundheit. War es die schlechte schwüle gewitterschwere Luft der Paulskirche, welche ihn krank machte, oder die vielerlei Anstrengungen und Aufregungen. Er bekam eine heftige Rippenfell-Entzündung und er mußte 4 Wochen das Bett hüten, nachdem er kaum 6 Wochen im Parlament gewesen. Er legte im August 1848 sein Mandat nieder und ging zu seiner Erholung nach Soden.

Er fuhr da täglich stundenlang in der schönen Gegend umher und erholte sich da zusehends. Von Soden reiste er nach Johannisberg zurück.

Von Frankfurt drangen traurige Nachrichten herüber. Am 18. September waren in einem wilden Volksaufruhr Fürst Felix Lichnowski und General von Auerswald auf der Bornheimer Haide von einem wüthenden Pöbelhaufen ermordet worden. Die Nachricht von dem Tode des Fürsten ergriff Diepenbrock besonders, er hatte manche gute Seite an dem Fürsten kennen gelernt.

Unterdessen gestalteten sich die Ereignisse immer ernster. In Berlin brach der Conflict mit der National-Versammlung aus. Am 12. November wurde sie aufgelöst, der Belagerungszustand proclamirt und die Versammlung überall vom Militär an ihren Sitzungen gehindert und vertrieben. Am 15. war der Beschluß der Steuerverringerung abgefaßt und die Erklärung ins Land hinausgegeben, das Ministerium sei nicht berechtigt, Steuern zu erheben. Dieser Beschluß war ein Funke, der zündend unter das aufgeregte Volk fiel, geeignet, an vielen Stellen den Aufruhr zu entzünden. In Breslau trat man auf die Seite der Abgeordneten. Am 17. November schrieb Diepenbrock Emilie Lindner: „Wir sind allerdings, wie das ganze Land, infolge des Berliner Conflictes in einer gefährlichen Krisis, auch ist die ganze Bürgerschaft in Waffen, die Steuerzurückhaltung von dem Magistrat gestern bereits proclamirt in Uebereinstimmung mit der Berliner Versammlung, aber bis zu Gewaltthätigkeiten ist es bis jetzt noch nicht gekommen, und wird auch hoffentlich nicht dazu kommen, obwohl nicht abzusehen, wie der gordische Knoten zu lösen ist. Indeß erlebt man in unserer Zeit täglich das Unerwartetste. Jedenfalls sind wir mitten in der Revolution, und selbst die friedlichste Beendigung derselben wird Folgen zurücklassen, die sich in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht übersehen lassen. Der arme König dauert mich unendlich, sein Herz ist so edel, sein Wille so gut; und bei aller Geistreichheit doch eine endlose Kette von Mißgriffen, ein

Digitized by Google

unglückliches Schwanken, ein Geben und Wiedernehmen, alles zur unrechten Zeit. Daß er im jetzigen Conflict Recht hat, bejahen alle Besonnenen; die Mehrheit der öffentlichen Stimmen verneinen es aber und halten zur Nationalversammlung, weil das ganze unpopuläre Ministerium zu großes Mißtrauen einflößt. Graf Brandenburg ist ein Ehrenmann durch und durch, aber zum Minister-Präsidenten fehlt ihm die Gabe der Rede, so daß es ihm nicht gelingt, davon zu überzeugen, was er ist und was er eigentlich will; kurz, es ist ein heilloses Wirrwar, in dem wir uns befinden. Gott wolle einen friedlichen und unblutigen Ausgang finden lassen, der nicht über die Trümmer des Throns führt. Amen. Ich lege mich in Gottes Schoß, möge dann kommen, was kommen will." Doch legte Diepenbrock die Hände nicht müßig in den Schoß, sondern erließ schon am andern Tage einen Aufruf an das Volk, in welchem er eine einfache Pflichterfüllung sah, die aber leicht von unabsehbaren Folgen für ihn hätte werden können, wenn die Steuerverweigerer siegten. Der Aufruf folgt wörtlich:

„Es ergeht seit einigen Tagen der Aufruf durch das Land, der Regierung Sr. Majestät des Königs die gesetzlich auferlegten Steuern zu verweigern. Bei der Zumuthung zu einem so folgenreichen Schritte fragt der gläubige Christ zuerst sein Gewissen, das ihn auch als Staatsbürger bindet; der Katholik aber, wenn ihm unter besonderen Umständen die Erfüllung seiner Pflicht Zweifel erregt, fragt seine Kirche, das in ihr göttlich eingesetzte Lehramt.

„Da nun die gegenwärtigen Zeitverhältnisse so beschaffen sind, daß in der allgemeinen Verwirrung der Begriffe von Recht und Pflicht und in der Aufregung, welche die politischen Ereignisse mit sich bringen, auch mancher Gläubige über die Pflicht der Steuerzahlung schwankend und zweifelhaft geworden sein mag und daher eine oberhirtliche Belehrung ihm zur Beseitigung seiner Gewissenszweifel willkommen sein wird, so erkläre ich hiermit vor Gottes Angesicht und vor der ganzen Welt:

„Daß, da Sr. Majestät der König nicht aufgehört hat, unser rechtmäßiger König, d. h. unsere von Gott gesetzte Obrigkeit zu sein, die Pflicht des Gehorsams gegen ihn, und insbesondere die Pflicht der Fortentrichtung der gesetzlichen Steuern an die dazu bestellten königlichen Behörden für jeden katholischen Christen eine unzweifelhafte heilige Gewissenspflicht ist, nach dem ausdrücklichen Ausspruche des Herrn, da er auf die gleiche Anfrage: Ist es erlaubt, dem Kaiser

Zins zu geben oder ſollen wir ihn nicht geben? entſcheidend antwortete: „Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt.“ (Mark. 12, 13—17), und nach der Ermahnung des Apoſtels: Gebet alſo jedem das Schuldige, Steuern, wem Steuern, Zoll, wem Zoll, Ehrfurcht, wem Ehrfurcht u. ſ. w. gebührt. (Röm. 13, 7.)“

„Die Pflicht der Steuerzahlung kann daher ohne ſündlichen Ungehorſam gegen die Ausſprüche Chriſti, unſeres göttlichen Geſetzgebers und ſeines Apoſtels nicht außer Acht gelaſſen werden und ich ermahne daher alle meine Diöceſanen im Namen des dreieinigen Gottes, ſich in Erfüllung dieſer Pflicht nicht beirren zu laſſen, ich ermahne ſie, dem Könige zu vertrauen, daß er die ſeinem Volke gemachten Zuſagen gewiſſenhaft erfüllen werde, und in der Treue gegen ihn unwandelbar zu beharren.“

„Denn ſeine königliche Gewalt iſt von Gott angeordnet, und wer ſich ihr widerſetzt, der widerſetzt ſich der Anordnung Gottes, und die ſich widerſetzen, ziehen ſich ſelbſt die Verdammniß zu. Das iſt nicht meine, ſondern des Weltapoſtels göttliche Lehre. (Röm. 19, 12.) Ich aber würde Verrath an meiner Pflicht üben und meinen hl. Eid brechen, wenn ich ſie nicht bei dieſem Anlaſſe allen meiner Hirtenſorge Empfohlenen laut und nachdrücklich, wie ich es hiermit thue, einſchärfe, im Uebrigen auf das Hirtenſchreiben verweiſend, welches ich zum Anfange des neuen Kirchenjahres (9. November) bereits erlaſſen habe.“

Gegeben Breslau, den 18. November 1848.

Melchior.

Diepenbrock hat durch dieſes kurze Hirtenwerk Großes gewirkt, die aufgeregten Gemüther beruhigt. Das Miniſterium ließ gleich 30,000 Abdrücke in allen Provinzen amtlich verbreiten. Er ſelbſt ſchreibt hierüber einem Freunde: „Die Aufregung war groß. Mich aufzuhenken hatte der hieſige fanatiſche Pöbel allerdings Luſt, als meine Ermahnung gegen die Steuerverweigerung in den Zeitungen erſchien; es waren auch ſchon Anſtalten zu einer Demonſtration der Art gemacht; aber es erhoben ſich ſo viele ſtarke Arme zu meinem Schutze, daß es unterblieb. Meine Ermahnung hat eine wunderſame Wirkung gemacht auf Katholiſche und Evangeliſche, das ſind Worte aus einem Dankſchreiben des guten Königs, das ich ſeinem ganzen Inhalte nach Ihnen mitzutheilen mich ſchäme. Mein Weihbiſchof war vorigen Sonntag in Potsdam zur Tafel, weil er in Spandau eine Kirche eingeweiht hatte, und er kann nicht genug erzählen, wie er unter den

Digitized by Google

50 Gäſten vor allen fetirt worden als mein Repräſentant; die ganze königliche Familie hat ihm ihren Dank aufgetragen für den Troſt, den ich ihr in dieſer trüben Zeit bereitet habe.

Hier ging's nicht anders; die ganze Generalität, das Officiercorps des Küraſſier-Regiments kamen in corpore, mir für das heilſame Wort zu danken, ſie hatten es ihren größtentheils katholiſchen Mannſchaften vorgeleſen und rühmten die erhebende Wirkung. Wohl noch nie hat eine einfache Pflichterfüllung ſo viel Dank geerntet, ſelbſt Proteſtanten dankten mir öffentlich in den Zeitungen, und mündlich und brieflich nimmt's noch jetzt kein Ende. Freilich war der Moment kritiſch; Magiſtrat und ſogar der Ober-Präſident hatten unter dem Terrorismus der bewaffneten Demagogen die Steuerverweigerung angenommen und proclamirt, und damit die Anarchie in Stadt und Land geſchleudert. Ich habe nur einfach meine Pflicht erfüllt, den Eid, den ich dem Könige geſchworen, und auch der Kirche die Wahrheit furchtlos verkündet! Leider denkt heute faſt niemand mehr an geſchworene Eide, wenn aber auch wir Biſchöfe ſie vergäßen, wer ſoll ſie dann noch behalten und halten? Auch im Allgemeinen hat mein Schritt, namentlich den Proteſtanten gegenüber ſehr gut gewirkt. Die unglückliche Haltung mancher Geiſtlichen in Berlin hatte uns in den Verdacht gebracht, wir liebäugelten mit der Revolution und Republik: das hat mein biſchöfliches Wort entſchieden abgewieſen, und dann hat die Autorität, mit der es geſprochen ward, ihnen imponirt. Der Präſident des hieſigen Ober-Conſiſtoriums ſagte mir: „„Nach Ihrem Vorgange konnten wir nicht zurückbleiben, aber eine ſolche Sprache wie Sie, konnten wir nicht führen.““

Am 25. Nov. 1848 ſchreibt er: „Ich bin ſeit drei Wochen wieder hier, war nach der Rückkehr aus Frankfurt noch zwei Monate auf meinem ſchönen Landſitz im Oeſterreichiſchen, wurde aber nochmals krank und ſitze nun in dem traurigen unruhigen Breslau, wohin ſich alles wühleriſche Geſindel aus Deutſchland und Polen in den letzten Wochen zuſammengefunden hat. Die Proclamation der Republik war im Werke; es ſcheiterte aber an innern Parteizerwürfniſſen, und ſeitdem iſts etwas ruhiger. Möchte doch endlich der wüſte Freiheitsrauſch, in welchem ſich nur die ſchlechten Leidenſchaften geltend machen, vorüber ſein und die wahre Sonne der Freiheit in aller Menſchen Herzen erwärmend und belebend ſcheinen, fruchtbringend in heiliger Liebe!"

Am 29. November feierte Friedrich Wilhelm IV. seine silberne Hochzeit und Diepenbrock schrieb ihm und der Königin einen warmen, tiefgefühlten, herzlichen Gratulationsbrief, schon einige Tage früher. Friedrich Wilhelm IV. Antwort lautet also:

Potsdam, den 28. 1848.

Mein lieber, theurer Fürst!

Sie haben mir goldene Worte zum silbernen Tage geschrieben. Ich danke Ihnen dafür aus der Fülle des Herzens. Vor wenigen Tagen habe ich andere goldene Worte von Ihnen gelesen, die einen noch tiefern Dank gebieterisch fordern. Die Worte, die ich bezeichne, quillen aus dem Felsengrunde des Ewigen Wortes und sind ihrer Geburtsstätte würdig. Jene schrieb der fromme fürstliche Mann, diese der Priester Gottes. Bei der wirren Untreue, der bewaffneten Frechheit um sie her, gehörte der Muth des Christen dazu, so in den Abgrund hinein zu rufen, wie Sie es gethan, um die Treue im heiligen Hirtenamte zu bewähren. Man sagt, es habe auf Katholische und Evangelische wunderbar gewirkt, und ich verstehe das. Ihr Dasein in Schlesien, theuerster Fürst, zeigt sich jetzt als providenziell. Ich glaube, daß Sie es selbst fühlen und Gottlob! Sie wuchern mit dem anvertrauten Pfunde, Sie sehen, lieber Fürst, auch ich thue jetzt, da ich die nothwendigen Werkzeuge gefunden, was ich vermag, um meines Amtes zu leben. Ihr Segen auf das Werk, das ich, wahrhaftig! im Namen des Herrn begonnen, wird dem Werke heilsam sein. Auf Ihnen ruht Segen gewiß, auch ohne der Königin und meine echt dankbaren Wünsche des Segens für Sie. Deren können Sie immerdar gewiß sein. Dessen versichert Sie, theuerster Fürst,

Ihr wohlgeneigter König und wahrer Freund
F. W.

Am 27. December 1848 feierte Diepenbrock sein 25jähriges Priesterjubiläum und von nah und fern, von hoch und niedrig liefen Gratulationen ein, auch der König schickte ihm einen eigenhändigen Brief, welcher der Ober-Präsident überreichte. Derselbe lautet:

Potsdam, Christabend 1848.

Mein lieber theurer Fürst!

Man versichert mich so eben, daß Sie am 27. d. Ihr Priesterjubiläum feiern. Also Ihr kirchliches Silberfest. Zu meinem welt-

lichen Silberfeſte haben Sie mir unvergeſſene Worte geſchrieben. Da möchte ich Ihnen auch ſo gerne etwas recht Liebes und Herzliches zu Ihrem Feſte ſchreiben; allein ich weiß nicht ſo zu ſchreiben, wie Sie, lieber Fürſt! Aber, ſo anmaßend es vielleicht klingt, fühlen und denken kann ich wie Sie. So laſſen Sie es ſich denn in ſchlichten Worten ſagen, daß ich einen wahren Herzensantheil an Ihrem Feſte nehme, und daß ich Ihnen aus Grund meines Herzens meinen Glückwunſch zu demſelben ausſpreche. Der nächſte Gedanke, der mich bewegt, iſt der, daß Sie der Unſerige ſind, daß Sie 25 Jahre nach Ihrer Prieſterweihe nicht in den Stallis zu Regensburg, ſondern Gottlob! auf dem Stuhl zu Breslau ſitzen. Da haben die letzten Jahrhunderte viele große Herren mit ſechszehn Ahnen im Schilde und in den Anſprüchen, die kraft ihres Blaſons und Kaiſerlicher und Königlicher Gunſt, vermöge aufregendſter Intriguen und politiſcher Combinationen das Recht erſtritten haben, ſich zur Rechten des ehrwürdigen Hauptes, welches Herodes aus Freude über ein Ballet abſchlagen ließ, auf purpurnem Polſter zu ſetzen. Der Letzte vor Ihnen, ein treuer Knecht Chriſti und Bauersſohn wurde nach kurzer Friſt, in hohem Alter aus der Zeitlichkeit abgerufen. Da kamen Sie, theuerſter Fürſt, und Alles athmete auf; denn Feinde und Freunde ahnten in Ihnen den ganzen Mann und den wahren Chriſten. So haben Sie ſich bewährt, verehrter Fürſt, aber das Aufathmen hält der Herr noch auf, ſendet Ihnen und uns gewaltige Tribulationen. Er prüft die Seinen, und wir wollen uns mit Seiner Hilfe als die Seinen zeigen und bewähren. Doch, was ſage ich: Sie bewähren ſich alltäglich alſo, und der göttliche Segen iſt mit Ihnen. Ihr Glaube, Ihre Liebe ſtärkt die Hoffnung aller Treuen."

„Da bin ich nun planlos über dies Blatt hingefahren und komme, ich möchte ſagen, ich weiß nicht wie, dahin, daß ich Ihnen etwas Schmeichelhaftes ſage. Legen Sie das nicht ſo aus, theurer Fürſt; legen Sie das Geſagte ſo aus, wie man es einem treuen Freunde auslegt, — mit dem Herzen. So empfangen Sie auch die Glückwünſche der Königin, die mir dieſelben eigens für Sie aufträgt, und die, ich weiß es, ſehr warm und aufrichtig ſind. Sehen Sie in dieſen Zeilen nichts, als etwas Liebes, Gutes und Wahres. Nur ſolches trägt für Sie in ſeinem Herzen, lieber theurer Fürſt,

Ihr wohlgeneigter und treuer Freund
F. W. IV.

Ende des Jahres war die Cholera sehr stark in Breslau aufgetreten und alle Freunde und besonders seine Schwester Apollonia waren sehr besorgt. Da schrieb er ihnen in einem Briefe:

„Gott waltet, und wer sterben soll, erkaltet, ehe er veraltet Basta!"

V. Der Cardinal der römischen Kirche.

Im Januar 1849 hatte Papst Pius IX. Rom verlassen müssen und eine wahre Schreckenswirthschaft hatte da begonnen. Diepenbrock bemitleidete den hl. Vater sehr; denn er empfand für ihn eine große Verehrung. Die historisch-politischen Blätter sagen von dem Charakter Pius IX.: „Pius war und ist ein treuer Katholik, ein frommer Priester, im Privatleben eine liebenswürdige Persönlichkeit, auf dem Throne ein väterlicher Herrscher. Er hat volle Gewalt über sich selbst und ein heiteres Lächeln verbirgt oft den tiefsten Schmerz seiner Seele. Er ist Italiener von ganzem Herzen, aber über den Italiener geht ihm der Papst, über die Nation die Kirche. Er ist durchdrungen von der hohen Idee seiner apostolischen Würde und auch in der friedlichen Herablassung sich stets derselben bewußt. In der Rede ist er gewandt und lebhaft, im Handeln rasch und rückhaltlos. Wohl ist Milde und Herablassung ein hervorstechender Zug seines Charakters, aber sie geht nicht bis zur Schwäche, seine Pflicht steht ihm höher. Er ist ausgerüstet mit hohen Geistesgaben, ohne gerade genial zu sein, er ist nicht unerfahren in der Politik, ohne indessen sich eigensüchtig durch die Grundsätze der Staatsklugheit bestimmen zu lassen. Es ist der Mann des Gebetes. Seine Absichten waren groß und edel, und wenn er in Manchem sich täuschte, so war er ja Mensch!!"

Wie sehr betrauerte Diepenbrock, daß ein so edler Herrscher nun die Leiden der Verbannung ertragen müsse. Diepenbrock sandte ihm den ersten Peterspfennig mit der Bitte, die kleine Gabe gütig anzunehmen; sie sei bestimmt, den hl. Vater zu erquicken und zu erfreuen. Zur Feier der Rückkehr des Papstes am 12. April 1850 stiftete er einen Fonds für das Knabenseminar und nannte die Stiftung Fundatio Piana. Plötzlich kam die Nachricht, der Papst wolle ihn zum Cardinal ernennen. Er schrieb an den Papst die flehende Bitte, er möge ihn mit dieser neuen Würde verschonen, da ihn die alten schon niederdrückten. Er bat auch den König von Preußen um

Unterstützung in Rom. Friedrich Wilhelm war sehr erfreut seinen Freund im Cardinal-Purpur zu sehen und that das Gegentheil. Anfangs September wurde Diepenbrock zum Cardinal ernannt. Am 8. October schrieb er an seine Schwester Apollonia: „Heute Morgen um ½6 Uhr ward ich durch Trampeln in dem Gastzimmer über mir geweckt, und merkte gleich, daß es nicht richtig mehr mit meinem violetten Käppchen sei; denn der Herr Weihbischof, der gestern Abend zu Besuch angekommen, hatte uns von der telegraphischen Depesche erzählt, die in Breslau von Wien aus die nahe Ankunft des päpstlichen außerordentlichen Courriers an mich angekündigt hatte. Und der war es denn auch, Graf Leoncilli nämlich, päpstlicher Nobelgardist, der am 30. September Mittags nach dem Schlusse des geheimen Consistoriums mit neun anderen Kameraden Rom verlassen, um den zehn auswärtigen Cardinälen das rothe Käppchen mit der Nachricht ihrer Ernennung zu bringen. Er war gestern Abend spät in Neisse beim Herrn Pfarrer Neumann angekommen, hatte seinem Auftrag gemäß noch sogleich in der Nacht hierher eilen wollen, und sich nur durch Neumann's dringende Bitte bewegen lassen, wenigstens einige Stunde zu ruhen, war aber um 2 Uhr schon wieder aufgebrochen, und wollte hier gleich mit seinem in einem rothsaffianenen versilberten Futterale beschlossenen rothseidenen Käppchen zu mir kommen. Mit Mühe konnte ihn Paintner bereden, mich erst noch ruhig Messe lesen zu lassen. Er wohnte der Messe bei, ich durfte ihn aber nicht eher sehen, als bis er seinen Auftrag ausgerichtet, was denn auch sogleich nach der Messe geschah. Ich mußte das rothe Käppchen gleich aufsetzen und bin denn nun in Gottes Namen Eminenz. Zu schreiben gibt es jetzt unendlich viel, an alle Cardinäle, an alle katholischen Könige und Königinnen, an den Präsidenten der Republik u. s. w. Das alles ist mir in einer überschickten Instruction mit Angabe der Titulaturen vorgeschrieben. Auch zum hl. Weihnachtsfeste und neuen Jahre müssen herkömmlich an alle diese Gratulationsbriefe geschrieben werden, worauf auch Antworten erfolgen."

Auch ein Brief von Friedrich Wilhelm IV. kam an, in welchem dieser seine Freude aussprach. Derselbe lautet: „Ich muß gestehen, daß ich vor Freude über die Coincidenz der päpstlichen Ansichten mit den meinigen alle Ihre Tribulationen vergessen habe, zumal ich bald darauf durch Sie erfuhr, daß Sie sich im Gehorsam dem Willen des hl. Stuhles gebeugt. Da nunmehr alles in Ordnung ist, so müssen

Sie, Eminentissime princeps es schon leiden, daß ich Ew. Eminenz aus dem Grunde meines Herzens meinen freudigen Glückwunsch ausspreche. Er ist wahrhaft aufrichtig und von ächtestem Gepräge. Ich wünsche der deutschen Kirche Glück zu Ihrer Erhebung und dem Breslauer Stuhl, auf dem seit dem Grafen Sinzendorf kein Cardinal gesessen ist. Aber auch mir wünsche ich Glück, theuerster Fürst, daß einer meiner treuesten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet ist und dadurch an Ansehen und Gewicht gewinnen muß. In einer Zeit, wo so Viele, von Parteiwahnsinn verderbt, das Demoliren meines Hauses als Königstreue ausschreien, kann ich's nur mit herzstärkender Rührung sehen, wie ein Fürst der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Edlen, Treuen, Gewissen steht, welches allein aus dem lauteren Born des wahren Christenthums fließt. Daher der Werth, den jedes liebe Wort, welches von Ihnen ausgeht, für mich hat; daher die lebhafte Dankbarkeit, mit der ich solche Worte empfange und beantworte."

Papst Pius IX. hatte zur Freude des Fürstbischofs und seiner Diöcesanen bestimmt, daß der Wiener Nuntius dem Cardinal Diepenbrock das rothe Birret nach Breslau bringen sollte. Für die Festfeier war der 4. November angesetzt. In den letzten Tagen des October kehrte der Fürstbischof von Johannisberg nach Breslau zurück.

Graf Ziethen kam zu dem neuen Cardinal, um zu gratuliren, und bat, ob er ihm erlauben wolle, bei dem Zuge in die Kirche am 4. seine Schleppe tragen zu dürfen. Der Fürstbischof lehnte freundlich ab, mit dem Bemerken: das sei das Geschäft eines Geistlichen; auch sei das unangenehm für den Grafen, da das am andern Tage ja in allen Zeitungen stehen würde.

„Das soll es auch," antwortete Graf Ziethen, „ich will eben öffentlich beweisen, wie ich den Fürstbischof ehre und verehre."

Das Fest am 4 November verlief in Ruhe und Frieden. Diepenbrock beschreibt dasselbe seiner Schwester Apollonia unter dem 6. November:

„Der Einzug des Nuntius war so feierlich wie ihn kein König und Kaiser findet; die ganze Stadt war auf den Beinen; alle möglichen Ehrenbezeugungen. Er war wie aus den Wolken gefallen, ein solches Breslau zu finden. Daß die Achtung, die man mir zollt, hauptsächlich dabei thätig, erkannte er wohl; und es wurde auch deutlich an den Tag gelegt. Alle Behörden in Galla wohnten uneingeladen der Feier im Dome bei, die wirklich herrlich war. Als

ich die Anrede an mein Volk hielt, ſtand eine Reihe junger proteſtantiſcher Küraſſier-Officiere vor mir und vergoſſen ſelber Zähren für ſo ſchöne heilſame Worte. Ich weiß nicht mehr, was ich ſagte; denn ich hatte mich nur auf lateiniſche Anreden vorbereitet, die auch gut abliefen, aber ich war tief bewegt." Eine große Freude hatte er dadurch, daß auch ſeine Schweſter Luidgard mit ihren zwei Töchtern der Feier beiwohnte. Ueber 300 Geiſtliche waren zu der Feier herbeigeeilt.

Am 4. gab der neue Cardinal ein Feſteſſen, wozu 72 Perſonen geladen waren. Am folgenden Tage gab der Adel und die Bürgerſchaft ihm und dem Nuntius ein ſolches mit 80 Gedecken. Der commandirende General ſagte zu ihm: „Sie haben im Jahre 1848 Schleſien gerettet. Sie haben mit ihren Worten mehr ausgerichtet, als ich mit meinen 180 Kanonen vermocht hätte."

VI. Letzte Lebenszeit und Tod.

Diepenbrock hatte ſeiner Schweſter zur Zeit der Cholera-epidemie geſchrieben:

„Gott waltet, und wer ſterben ſoll erkaltet, ehe er veraltet." Leider ſollte auch ihm die Scheideſtunde ſchlagen, wo er noch in der Kraft des Lebens, Wirkens und Schaffens ſtand. Seine Erkrankung in Frankfurt während der National-Verſammlung, eine ſchmerzhafte Rippenfell-Entzündung und ein gaſtriſch-nervöſer Zuſtand hatten böſe Folgen für ihn gehabt. Dieſe Krankheit zerrüttete ſeinen körperlichen Zuſtand der Art, daß die Folgen nie mehr vollſtändig ausgeglichen wurden. Immer laborirte er an den Folgen und ſuchte auf Johannisberg Ruhe und Friſche, die er auch fand. Doch durch viele ſeiner Briefe zieht ſich eine Todesahnung, ja Todesſehnſucht, ſo ſchrieb er am 21. Februar 1849 an Emilie Lindner: „Ach, der arme Menſch hat ſo viele Leiden, die gemiſchte Ehe, worin Leib und Seele leben, bringt ſo viel Spannungen und Reibungen mit ſich, daß man auf dieſem Gebiet alle Tage neue traurige Entdeckungen machen kann. Und doch verübelt man es mir, wenn ich mit Paulus ſeufze: „O, ich Armer, wer befreit mich von dieſem Todesleibe." Die Antwort lautet freilich: Die Gnade Chriſti. Aber den letzten endlichen Gnadenſtoß gibt ſie doch eben nur im Tode, der das traurige Eheband ſcheidet."

Im December 1850, vom 16.—19., war Diepenbrock in Berlin, um ſich dem König als Cardinal vorzuſtellen. Er erkrankte ſchon am zweiten Tage ſeiner Anweſenheit und mußte die Beſuche im Bette empfangen.

Mit Mühe erreichte er Breslau, wo er sich dann wieder erholte; aber so recht gesund war er nicht mehr.

Im Juni 1851 schrieb er an seine Schwester Lisette, die sich von einer schweren Krankheit erholt hatte:

„Ich freute mich herzlich, als ich Deine eigene kräftige Handschrift wiedersah, als einen augenscheinlichen Beweis der Besserung. Jo, Gott Dank! Fünkschen leeft noch, un de Depenbröckers Natur is ene tohe Hut (zähe Haut); anders was ik ook all lange in de Perenkule. Awer bo mehr as j der noh verlangt, bo minder komm y der in.

Also schleppe Dich in Gottes Namen noch ein Weilchen fort, wie ich es auch thue, die liebe Feierstunde wird ja doch endlich auch für uns schlagen."

Am 21. Juni 1850 erhielt er von Friedrich Wilhelm IV. den Preußischen Adler-Orden I. Classe.

Im Mai 1851 hatte er seine letzte Zusammenkunft mit dem Könige. Er beschrieb sie seiner Schwester. „Gestern kam nun der König um 7 Uhr hier an. Im Schlosse erwarteten ihn 200 Herren; er ließ sie alle warten und empfing mich in seinem Zimmer freundlich und herzlich, wie immer, behielt mich zum Thee und Abendessen mit einigen Spitzen der Behörden, und wir plauderten recht angenehm. Heute schrieb mir der Oberpräsident: Se. Königliche Majestät werde mich heute nach der Parade besuchen; ich blieb also zu Hause und erwartete ihn. Um 3/4 auf 11 kam er mit seinem ganzen Gefolge, sechs Wagen voll und war außerordentlich freundlich. Als er die ihm bekannten Zimmer und den Eßtempel angesehen und sich an dem Blick in den Garten voll schönster Nagelblüthen und am Gesange der Nachtigallen erfreut hatte, fragte er: „Aber wo wohnen denn Ew. Eminenz?" Ich sagte ihm, daß ich ein paar kleine Zimmer im oberen Stocke bewohne. „Ach, die muß ich sehen, ich muß wissen, wo sie wohnen, gönnen Sie mir diese freundliche Neugierde. Und richtig stieg er mit dem ganzen Gefolge die Treppe hinauf, die Herren blieben bescheiden im Billardzimmer und ich mußte ihn durch alle meine Zimmer, selbst durch mein Schlafzimmer bis in mein Arbeitszimmer führen, wo er alles beguckte, auch die Bilder vom sel. Papa, über alles Auskunft verlangend, kurz überaus liebenswürdig war. „Hier also arbeiten Sie," sagte er, „ich wünsche, daß es mit wenig Verdruß und Kummer in dieser schweren Zeit geschehe!" — Um 12 Uhr war dann ein Mittagessen von 120 Gedecken. Ich hatte

den Ehrenplatz ihm zur Rechten, und war auch recht liebenswürdig.

Dann verabschiedete er uns nach dem Kaffee. Ich fuhr aber noch auf den Bahnhof und der ganze hohe Adel folgte mir, um ihn dort noch einmal zu besuchen; er war sehr überrascht mich zu sehen und sagte: „Ich sehe das als ein gutes Wahrzeichen für meine Reise an."

Im Herbste dieses Jahres passirte ihm noch eine heitere Geschichte, die großes Aufsehen machte.

Er beschreibt sie seiner Schwester Apollonia in folgenden Worten: „Am 5. September sind wir einer großen Gefahr durch Gottes wunderbaren Schutz entronnen. Ich kam mit Strobl und Fännän (Ferdinand Reipers, sein Neffe) Abends aus dem Walde vom Antoni-Brunnen. Da kamen einige Kühe, von einem Knaben getrieben, uns nach. Wir traten auf den Rand des Ackers, um sie passiren zu lassen, und waren im Gespräche. Plötzlich sah ich, daß das letzte Thier ein Stier sei, und als ich's sah, lag ich auch schon, von einem heftigen Hörnerstoße niedergerannt, im Acker, und Fännän gleich mir. Strobl blieb unberührt. Ich sprang kaum wieder auf, so hatte mich der Stier schon wieder gepackt und rannte mich nochmals rücklings nieder, stellte sich über mich und drohte mir mit den Hörnern auf Spannweite von meinem Gesichte. Strobl sprang hinzu und wollte ihn auf den Kopf schlagen, durfte es aber nicht weil er leicht mein Gesicht getroffen hätte. Ich blickte dem Thiere starr und fest in die Augen, und dies scheint gewirkt zu haben. Inzwischen hatte sich Fännän auch wieder aufgerafft und sprang voll Zorn herbei, um mir zu helfen; da wandte sich der Stier gegen ihn, warf ihn abermals nieder und da Fännän zum Glück seine beiden Hörner festhielt, hob der Stier ihn wieder auf und schleuderte ihn über seinen Rücken weg. Ich, noch am Boden liegend, sah ihn in der Luft schweben und dachte mir, der ist hin! Der Stier ging dann ruhig fort, den vorangegangenen Kühen nach, und wir erhoben uns kothbedeckt, und als wir fanden, daß Keinem von uns etwas geschehen sei, konnten wir uns eines heftigen Gelächters doch nicht enthalten über das donquixotische Begebniß. Fännän besonders brach in ein krankhaftes Lachen aus, wollte aber im plötzlichen Grimme dem Stiere nochmals nachlaufen und ihn prügeln, wovon ich ihn weislich abhielt. Leute kamen dann von den Aeckern ganz entsetzt herbei; sie hatten uns für verloren gehalten. Der Stier ist dann unten in der

Stadt wüthend durch die Gassen gerannt, hat mehrere Menschen niedergeworfen und ein Kind bedeutend verletzt." Der Vorfall erregte großes Aufsehen und Theilnahme. Unter den vielen Gratulationsbriefen befand sich auch einer von Friedrich Wilhelm IV. Er faßte die Sache in seiner heiteren Weise auf: „Ei, ei Herr Cardinal! Sie haben doch nicht etwa Ihren Purpur irgendwo durchblicken lassen, das Geschlecht ihres Gegners verträgt ihn nicht," worauf dieser antwortete: „Nein, Ew. Majestät! Der Purpur war ganz und gar aus dem Spiele; aber jenes Geschlecht verträgt auch die schwarzen Röcke nicht."

Am 4. November hatte er seine letzte Begegnung mit dem Kaiser von Oesterreich in Troppau. Dies war seine letzte Reise, die er als Gesunder unternahm.

Im December brach die Krankheit mit ihren furchtbaren Schmerzen herein, die schon lange in seinem Innern gearbeitet hatte, um nun rascher seinen so kräftigen Organismus zu zerstören. Am 15. December 1851 war der Nuntius Viale Prelà bei ihm zum Besuche. Sie setzten sich ruhig zusammen und unterhielten sich, da plötzlich brach das Leiden los, er mußte das Zimmer verlassen, der Anfall wiederholte sich immer heftiger.

Der herbeigerufene Arzt erklärte, es sei im Darmkanal ein überfülltes Blutgefäß gesprungen. Er wurde nach dem zweiten Blutverlust ohnmächtig. Dieselben wiederholten sich fast alle halbe Stunde unter furchtbaren Schmerzen. Er erholte sich dann wieder, doch ohne wieder zur vollen Gesundheitskraft zu kommen. Um seinen Mund hatte sich ein Leidenszug gelegt, der immer tiefer wurde. Zu Anfang der Krankheit hatte er gleich seine Nichte, Frau von Woringen in Liegnitz, eine außerordentlich gebildete, durch furchtbare Schicksale geläuterte Dame zu sich beschieden, die auch gleich herbeieilte, den geliebten Onkel zu pflegen. Sie spielten jeden Abend um ½8 Uhr Domino, er notirte genau Verlust und Gewinn, und da sie meist verlor, legte er ihr einen Schuldschein vor mit gehörigen Strafpredigten, wie sie so leichtsinnig sei, Hab und Gut zu verspielen. Dann war er oft ganz heiter. Besonders gern sprach er mit ihr von der Heimat. In den letzten Jahren dachte er mit großer Sehnsucht an seine westfälische Heimat und die Eindrücke der poesieumwobenen Kindheit und der bewegten Jugendzeit wurden wieder in ihm wach. Besonders freute er sich, als sein Bruder ihm das Bild von Bocholt schickte. Er sandte es seiner Schwester Appollonia und fing den Brief an „Kennst du das Land, wo deine Wiege stand?

ich habe das Bildchen oft und lange beſehen und eigenthümliche Jugenderinnerungen und Empfindungen ſind wieder in mir wach geworden."

Am 14. December 1852 erzählte er ihr, daß er mit ſeiner Schweſter Luidgard, welche von Liegnitz aus mit ihren Kindern bei ihm geweſen, im Geiſte ganz Uelſt auf- und abgegangen, jedes Haus beſucht und ſich nach den Bewohnern des Ortes erkundigt, wo er denn bei vielen habe hören müſſen „Längſt todt"! „Was mir aber Ludgard von dem guten frommen Sinn der Uelſter und dem ſegensreichen Wirken des trefflichen Herrn Pfarrers erzählt, hat mich unendlich gefreut und mir ein wahres Heimweh nach dem alten Schauplatze meiner glücklichen Kindheitstage erweckt, ſo daß ich gerne meine hieſige Herrlichkeit mit allem, was von Sorge, Kummer und Noth daranhängt, aufgeben und mich bei Euch in aller Verborgenheit niederlaſſen, unter meinen lieben Uelſtern leben möchte, wenn ich dürfte."

Um Weihnachten war eine kleine Beſſerung in ſeinem Zuſtande eingetreten, er konnte mit großer Anſtrengung die hl. Meſſe leſen, auch fing er wieder an, zu arbeiten. Er ſchrieb eine neue Widmung für ſeinen Blumenſtrauß, deſſen erſte Auflage vergriffen war.

Der große Wohlthätigkeitszug trat auch wieder ganz zu Tage, und er wirkte unendlich viel Gutes. Daß Gott meine Finanzen ſegnet, ſiehſt Du, ſchrieb er ſeiner Schweſter Apollonia ich habe ſeit Anfang dieſes Jahres wohl 12,000 Thlr. für milde Zwecke ausgegeben und geſtern noch 2—3000 fl. nach Bedürfniß für die Noth in den Gebirgsdörfern des Fürſtenthums Neiſſe angewieſen." Ende Mai reiſte er nach Schloß Johannisberg langſam und müheſelig. Er nahm da Seifenbäder.

Mitte Juni kam Frau v. Woringen und ſein Bruder Bernard mit Sohn. Sie fanden ihn ſehr verändert, ſeine Geſichtsfarbe war gelb, ſeine Augen lagen tief in den Höhlen und ſchauten traurig und matt; mühſam ſchleppte er ſich weiter. Er war aber gegen alle freundlich und nahm an allem den regſten Antheil; ja er konnte oft ganz heiter ſein.

Ende Juni trat eine ſchlimme Wendung ein, die Kräfte nahmen ab, die inneren Krämpfe kamen öfter, und Ohnmachten ſtellten ſich ein. Im Juli eilte ſeine geliebte Schweſter Apollonia herbei, um ihn zu pflegen. Die Theilnahme an ſeiner Krankheit war eine großartige. König Friedrich Wilhelm IV. ſchickte ſeinen eignen Leibarzt Schönlein

mit einem eigenhändigen Brief nach Johannisberg. „Schönlein wird mit seinem medizinischen Adlerblick mir sagen, wie es steht; und dazu fordert mein Herz mich auf, weit mehr, als alles Geschrei Ihrer Verehrer. Ich bitte Sie also, theuerster Fürst! den Gegenfüßler Ihrer medizinischen Theorien um Meinetwillen — nicht die Stiegen und Felsen des Johannisbergs hinunterwerfen zu lassen, sondern huldvoll anzunehmen." Schönlein gewann bald Diepenbrock's Vertrauen; dieser ließ sich zur allopathischen Kur bestimmen. Medicinalrath Dr. Brefeld aus Breslau übernahm die Behandlung.

Im October wünschte der Arzt die Uebersiedelung nach Breslau, doch stellte es sich bald heraus, daß dies unmöglich sei, da die Schmerzen bei Tag und Nacht immer zunahmen. Er war so nervös, daß das Fallen eines Blattes Papier und das Rauschen eines seidenen Kleides ihm unangenehm waren und seinen Zustand verschlimmerten; oft lag er ganz bewußtlos da.

Besonders lang und schrecklich wurden ihm die Nächte; er wollte keinen bei sich haben, da Niemand seinetwegen Schlaf entbehren solle: „Gott hilft mir tragen, ich bin nicht allein", tröstete er. Auch der Appetit schwand gänzlich. Am Vorabend des heil. Dreikönigsfestes, seines Geburts- und Namensfestes wurde in Jauernik eine große Illumination veranstaltet. Die Nichte stand am Fenster und sah auf die erleuchtete Stadt, wo selbst die kleinste Hütte ihr dürftig Lichtlein angesteckt hatte, um ihrem geliebten Fürsten, ihre Liebe und Verehrung zu beweisen. „Es ist rührend Onkel", sagte sie, „selbst die ärmsten Leute haben illuminirt."

Diepenbrock war tief bewegt und gerührt. Am 16. Januar 1853 machte der Doctor seinen Morgenbesuch und erschrak; es hatte sich ein Fieber eingestellt, das jede Hoffnung raubte. Der Kranke hatte den Arzt gefragt und von diesem gehört, daß seine Auflösung nahe sei. Er dictirte noch einen Zusatz zum Testamente; dann beichtete er bei seinem Secretair und betete in stiller Verklärung. Er grüßte seine Schwester Apollonia und die Nichte freundlich, sprach noch einige Worte in Bezug auf ihre Zukunft und auf die Bitte Apollonia's sie und alle Geschwister nochmals zu segnen, erhob er die Hand, segnete nach allen vier Himmelsgegenden mit großer Innigkeit und trug der Schwester Grüße auf an alle. Sie nahm das Crucifix, das über seinem Schreibtische hing und stellte es zu Fuß seines Bettes. Er nickte ihr freundlich zu, drückte das Crucifix mit Innigkeit

an Herz und Mund und sprach: O, mein Jesus, komm bald! Nach Mitternacht beteten bei Beginn des Todeskampfes seine Hausgenossen die Litanei von allen Heiligen. Diepenbrock betete leise mit: Sancta Maria, ora pro nobis waren seine letzten Worte. Kurz nach 2 Uhr Nachts übergab er seine Seele in die Hände seines Erlösers.

Nach seinem Tode fand man ein von ihm geschriebenes Blatt; worin er das Domcapitel bat „ihm als einen Fremdling und großen Sünder in der Kathedrale in einem Winkel in der Nähe der Thüre eine Ruhestätte zu gönnen." Doch die Verehrung und Liebe seiner Diöcese für ihn hinderte die Erfüllung dieser Bitte. Zwei Domcapitulare geleiteten seine Leiche von Johannisberg nach Breslau. In jeder Gemeinde wurde dieselbe von der Geistlichkeit und den Gläubigen unter Glockengeläute empfangen und weiter geleitet. Am Abend des 25. Januar langte die Leiche zu Breslau an. Das Militair bildete Spalier; ein überaus großes Gefolge geleitete dieselbe unter den Trauerklängen von zwei Militairmusikchören zum Dome. Hier fand am Morgen des 26. die feierliche Beisetzung derselben an den Stufen des Hochaltars durch den Cardinal von Schwarzenberg, damals Erzbischof von Salzburg, statt. Der König Friedrich Wilhelm IV. ließ sich dabei durch den Fürsten Boguslaw von Radziwil vertreten; die Trauerrede hielt Diepenbrock's Nachfolger und Lebensdarsteller: Domcapitular Förster. Tiefgefühlt und aufrichtig war die Trauer der Diöcese, ja aller preußischen und deutschen Katholiken über den unersetzlichen Verlust.

Rückblick und Schluß.

Der Lebensgang des Cardinals und Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock hat einige Aehnlichkeit mit dem des hl. Franz von Assisi, welcher in diesen Broschüren seiner Zeit dargelegt wurde. Beide Männer waren in ihrer Jugendzeit nicht zwar lasterhaft, aber doch über Gebühr lebenslustig und glichen einem wilden Bergbach, der über Felsen in tollen Sprüngen dahinstürzt und Gefahr läuft, sich gänzlich zu verlieren. Beide hatten aber mitten im weltlichen Treiben einen mildthätigen Sinn und wurden behütet durch die Gebete und den Schutz einer frommen Mutter. Beide rafften sich, als die Stunde der Gnade schlug, entschieden auf und entfalteten

eine wunderbare Selbstbeherrschung, gepaart mit tiefer Demuth, wie einen nur wenigen verliehenen Einfluß auf die Mitmenschen. Groß waren darum auch Diepenbrock's Verdienste um die Hebung des kirchlichen Bewußtseins und des religiösen Lebens unter den Katholiken Schlesiens. Reumont sagt über ihn in der kürzlich erschienenen Schrift: „Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen" Seite 131: „Was Herr von Diepenbrock, einer der erleuchtetsten und edelsten Geister seiner Diöcese, der er nur zu bald entrissen worden ist, unter überaus schwierigen inneren Verhältnissen nach längerer schwankender Behandlung in den religiösen Verhältnissen gewesen ist, hat die Welt anerkannt." König Ludwig von Baiern äußerte wiederholt gegen denselben: „Ihre beiden letzten Bischöfe habe ich Ihnen gegeben" (v. Geißel und v. Diepenbrock). Nicht minder groß, ja wo möglich noch größer waren seine Verdienste um die staatliche Ordnung in einer wild aufgeregten Zeit. Wie ein Fels stellte er sich in dem Augenblicke, wo alles den Kopf verloren hatte, in der zweiten Hauptstadt Preußens, mitten unter einer revolutionären Bevölkerung den Steuerverweigern entgegen und vor seinen ruhigen Mahnworten vom 18. November 1848 verliefen sich, wie von höherer Macht gebannt, die Wogen der Revolution, ohne weitere Verheerung anzurichten. Sein König, der edle und hochsinnige Friedrich Wilhelm IV. hat ihm sein mannhaftes Auftreten durch dankbare Freundschaft gelohnt; Generäle und hohe Staatsbeamte, auch des anderen Bekenntnisses, haben seine Verdienste um die staatliche Ordnung anerkannt.

Dabei war Diepenbrock aber fern von unzeitiger Nachgiebigkeit und feiger Kriecherei. Ganz und voll hat er die verfassungsmäßige Rechte der katholischen Kirche in Preußen in Anspruch genommen und gewahrt. In seinem Hirtenbriefe vom 6. November 1849 wirft er die Frage auf: „Aber so sollen wir, katholische Christen, uns knechten, unterdrücken und niedertreten lassen nach Laune und Willkür der wechselnden Gewalthaber, und selbst unsere höchsten Güter, unsere Religion und Kirche preisgeben, und selbst unser heiligstes Recht, das freie Bekenntniß unseres Glaubens uns muthwillig verkümmern und rauben lassen? Das sei ferne, Geliebte. Der menschliche Gehorsam hat seine unverrückbare Grenze an dem Willen Gottes (Matth. 22; Apost.-Gesch. 5, 29). Wenn wir den Menschen gerne gehorchen, weil es Gottes Willen ist, so hört der Gehorsam von selbst auf, sobald der Gehorsam wider Gottes Willen ist. In einem

ſolchen Fall alſo, den Gott verhüte! wo man durch neue oder alte Geſetze und Einrichtungen uns zu Dingen verpflichten wollte, die gegen Gottes Willen, gegen die göttlichen Lehren und Vorſchriften unſerer heil. Kirche und gegen ihre geltende Verfaſſung und ihre unveräußerlichen Rechte anſtreiten und darum unſer katholiſches Gewiſſen verletzen, in einem ſolchen Falle würden wir nicht die Fahne des Aufruhrs ſchwingen und Empörung durch's Land rufen oder insgeheim gemeinſame Sache mit denen machen, die ſolches nicht ſcheuen, ſondern wir würden ruhig, feſt und offen zu den Geſetzgebern und Machthabern ſagen: Dies iſt uns nicht erlaubt! Wir achten Eure Gewalt und gehorchen ihr willig in allen irdiſchen Dingen; aber das Heilige, das Himmliſche, das uns anvertraut iſt, unterwerfen wir ihr nicht. Thuet was Ihr Eures Amtes erachtet; wir wiſſen zu leiden, zu beten und — wenn's ſein muß — zu ſterben. Wenn unſere Vertreter je genöthigt wären, den Vertretern und Vollziehern der Staatsgewalt in einzelnen Miß- oder Uebergriffen gewiſſenhaft entgegen zu treten: ſo mögen ſie dabei die chriſtliche Beſcheidenheit und Mäßigung nicht außer Acht laſſen und ſich hüten, dieſe Gewalt in ihrer heiligen Wurzel ſelbſt anzutaſten oder heimlich zu billigen oder um eines vergänglichen Sieges willen gemeine Sachen zu machen mit den Feinden der Throne, die ſich ſtets wie bisher auch als Feinde des Altares bewähren werden."

Mögen dieſe Worte lindernder Balſam ſein in unſeren ſchweren Zeitläuften, wo der Vorwurf der Reichsfeindſchaft und revolutionärer Geſinnung nur zu oft den gewiſſenhaften Katholiken trifft. Mögen uns dieſelben aber auch als Leitſtern den Weg vorzeichnen, den wir als Katholiken und deutſche Staatsbürger unverrückt zu wandeln haben. Vertrauen wir, daß Diepenbrock's anderes Wort vom Frohnleichnamstage 1852 auch in unſeren Tagen noch zur Wahrheit werden möge: „Spero has inimicitias non fore aeternas", und daß Staat und Kirche ſich ſchließlich gütlich verſtändigen mögen, um mit vereinten Kräften der drohenden ſocial-demokratiſchen Springfluth einen feſten Damm entgegenzuſetzen, damit die menſchliche Geſellſchaft auch diesmal vor dem drohenden Verderben glücklich bewahrt bleibe.

Das deutsche Volkslied.

Eine Studie

von

L. Schmitt.

Nirgendswo im ganzen weiten Gebiete der deutschen schönen Litteratur sprudelt der Born wahrer, reiner, goldechter Lyrik so reich als in den Gefilden des deutschen Volksgesanges. Wenn ich mir erlaube, zu einem kurzen Gange durch die Auen des deutschen Volksliedes einzuladen, so wird auf dieser Wanderung gar manche Blume pflückenswerth erscheinen. Mag auch der Strauß, der auf diese Weise gebunden wird, eben nur aus wildgewachsenen Feldblumen bestehen, es sind doch Blumen und zwar recht kräftig und würzig duftende, die wohl von vielen den bleichen, verzärtelten Kindern des Treibhauses noch vorgezogen werden dürften.

Mit den Volksliedern sind nicht zu verwechseln die volksthümlichen Lieder. Letztere sind zwar auch Eigenthum des Volkes, sie werden vom Volke gesungen und vererbt. Das Volk fand eben, daß sie seinen Anschauungen und Denkweisen entsprechen, daß sie sich in Wort und Melodie dem Volkstone anschließen. Sie sind also nicht aus dem Volke hervor-, sondern an das Volk übergegangen. Aus manchen volksthümlichen Opern leben Lieder im Munde des gesammten Volkes. Wer kennt nicht Lieder aus dem „Freischütz"? —: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?", oder: „Wir winden dir den Jungfernkranz" u. s. w. Ein Walfischfahrer will diese Lieder sogar von Eskimos haben singen hören — und das war noch nicht fünf Jahre nach dem ersten Erscheinen des „Freischütz" (1821). Von den orientalischen Völkern werden Lieder gesungen, die von Reisenden als Heine'sche Originale erkannt worden sind.*) Sehr bekannte volksthümliche Lieder sind: Das Heine'sche: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten" ꝛc.; das Eichendorff'sche: „In einem kühlen Grunde" u. s. w.; „Ich hatt' einen Kameraden" u. s. w. von Uhland; „Wohl auf noch getrunken den funkelnden Wein" von

*) Vergl. Dr. Norrenberg: „Allgemeine Geschichte der Litteratur". I. 17.

Kerner; „Morgenroth“ von Hauff; „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“ u. ſ. w. von Claudius und noch gar viele andere. Viele volksthümliche Lieder ſind auch Nach- und Umdichtungen alter Volkslieder; der neue Text hat dann den alten Volkstext verdrängt dies iſt z. B. der Fall bei Uhland's Ballade: „Der Wirthin Töchterlein“, die nach einem mit denſelben Worten anfangenden Volkstext gedichtet wurde; letzterer verſchwand nach und nach aus dem Munde und Gedächtniſſe des Volkes. Der urſprüngliche Text des Mantelliedes von Holtei: „Schier dreißig Jahre biſt du alt“ u. ſ. w. hebt mit folgenden Worten an:

„Es waren einmal drei Grafen gefangen,
Gefangen waren ſie;
Sie wurden gefangen und geführet,
Kein' Trommel ward dabei gerühret,
Im ganzen römiſchen Reich.“

Das Göthe'ſche: „Sah ein Knab ein Röslein ſtehn“ u. ſ. w. hat ebenfalls den urſprünglichen Text vollſtändig verdrängt. — Auch viele unſerer jetzigen Kirchenlieder ſind Nachdichtungen älterer Volkstexte. So iſt z. B. das Urbild des herrlichen Liedes: „Wunderſchön prächtige“ u. ſ. w. ein Lobgedicht auf Maria, die Gnadenmutter zu Freiberg, und lautet:

„Wunderſchön prächtige,
Große und mächtige,
Liebreich holdſelige, himmliſche Frau,
Welcher auf ewiglich
Kindlich verbinde mich,
Ja mit Leib und Seel gänzlich vertrau.
Billig mein Leben,
Alles beineben,
Alles, ja alles, was immer ich bin,
Geb ich mit Freuden, Maria, dir hin.

Weil du ganz makellos,
Hat Gott dich Gnadenros
Der himmliſche Vater ſein Tochter genannt;
Ja auch der göttliche Sohn
In ſeinem höchſten Thron
Sah zu dir, dich als Mutter bekannt;
Endlich die Ehren
Noch zu vermehren
Als dir als ſeiner erwählten Braut
Heiliger Geiſt ſich dir ſelber vertraut.

Die Sonn' begleitet dich,
Es unterwirfet ſich
Zu deinen Füßen der ſilberne Mond,
Kein' Unvollkommenheit
Mindert dein' Herrlichkeit.
Um dein Haupt machen die Sterne ein' Kron;
Alles was lebet,
Alles was ſchwebet,
Alles was Himmel und Erde ſchränkt ein,
Muß deiner Majeſtät unterthan ſein.

In dieſem Jammerthal
Seufzen wir allzumal,
Zu dir, o Jungfrau, in Elend und Noth;
Maria, du allein
Wollſt unſ're Mutter ſein,
Wenn die Seel ſcheidet vom Leib der Tod,
Wenn wir hinreiſen,
Thu' uns erweiſen
Gnad und Barmherzigkeit bei deinem Thron,
Bitt für uns Jeſum, dein göttlichen Sohn."*)

Bei den eigentlichen Volksliedern ſind weder Verfaſſer noch Componiſt bekannt; dieſe Lieder ſind da, und niemand weiß, woher ſie gekommen; von keinem und nirgends ſind ſie gedichtet, oder vielmehr von allen und überall. Namen gibt es hier nicht; entweder wurden ſolche nie bekannt oder tauchten bald wieder in die Fluthen der Vergeſſenheit. Freilich ſind wohl die meiſten Volkslieder im Kopfe eines Einzelnen fertig geworden; aber dieſer war nur das Organ einer ganzen Maſſe, die Gleiches mit ihm empfand. Und dieſe Maſſe wuchs von Tag zu Tag, und in demſelben Maße nahm die Erinnerung an die Entſtehung des Liedes ab.**) So entſtanden wohl alle Volksepen und „jede Litteratur beginnt mit einer Periode der Volksdichtung, wobei dieſer ein Gegenſatz von Kunſtpoeſie anfangs und auf lange Zeit überhaupt noch nicht gegenüberſteht. Neben ihr hebt dann durch innere Entwickelung nur langſam aber manchmal durch äußere Einwirkung ſtoßweiſe entfaltet, die Kunſtpoeſie an; ſcheint auch wohl, ehe ſie die volle Herrſchaft erlangt, zeitweiſe wieder völlig zu verſiegen. Jene Volksdichtung iſt berufen, die ganze religiöſe, ſittliche und geiſtige Entwickelung des Volkes während dieſer frühen Stufen ſeines Lebens zu umfaſſen und ihr den angemeſſenen

*) „Des Knaben Wunderhorn." 416.

**) Vergl. Vilmar: „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur." 225.

Ausdruck zu geben . . . . . Die Summe aber der geistigen Entwickelung ist in jenen Zeiten noch ungetheiltes Gesammtgut des ganzen Volkes. Zwar so nicht, als ob jeder Einzelne zum fördernden Mitarbeiten daran berufen oder auch nur zum Verständniß befähigt wäre. Denn immer wird sich die geistige Entwickelung selbst nur durch verhältnißmäßig wenige höchstbegabte Naturen vollziehen, während um diese her mitarbeitend eine Schaar tüchtiger Geister lebt, in denen die Gedanken ihrer Geburt und Wiedergeburt entgegenreifen, in denen die neugeborenen Gedanken voll ausklingen und zur That und geschichtlichen Wirklichkeit werden. An die Fersen dieser voraufziehenden Schaar aber heftet sich immer die große Masse träger und stumpfer Geister, an deren Einzelnem die große geistige Entwickelung spurlos vorübergeht, die aber dennoch im Ganzen von der allbewegenden Macht des Gedankens mit fortgezogen werden."*) Diese Ausführungen finden auch auf die Entstehung der späteren Volkslieder, als der Volksdichtung eine Kunstpoesie gegenüberstand, noch zum guten Theil Anwendung, wenngleich der Ursprung der meisten späteren Volkslieder anders gedacht werden muß. Es wird hierauf noch zurückzukommen sein.

Manche — aber nicht viele — Volkslieder sind auch in Bezug auf ihre Entstehung ein wenig indiskret; sie verrathen aber beileibe nicht viel; nur am Schlusse geben sie da und dort Andeutungen über ihre Verfasser, deren Stand u. s. w., und diese unbestimmten Andeutungen sind selbst wieder poetisch schön; z. B.:

„Dies Liedlein, ach, ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht." **)

Oder:

„Wer ist, der uns dies Liedchen sang?
So frei ist es gesungen —
Das haben gethan drei Jungfränlein
Zu Wien im Oesterreiche." ***)

---

*) R. von Liliencron: „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert." I. XIII.

**) „Des Müllers Abschied." Wunderhorn 71.

***) „Wunderhorn." 151.

Oder:

„Der uns das Liedlein neu gesang,
Ein grober Bauer ist er genannt.
Er hat's gar wohl gesungen,
Er hat drei Säck in die Mühle gethan,
Sind ihm zwei wiederkommen." *)

Oder:

„Wer ist, der uns das Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Berggesell
Auf Sanct Annenberg in der Stadt.
Er hat's gar frei gesungen
Bei Meth, bei kühlem Wein,
Dabei da sein gesessen
Drei zarte Jungfräulein." **)

Noch hübscher ist folgender Schluß:

„Und der uns diesen Reihen sang,
So wohl gesungen hat,
Das haben gethan zween Hauer
Zu Freiberg in der Stadt;
Sie haben so wohl gesungen
Bei Meth und kühlem Wein,
Dabei da ist gesessen
Der Wirthin Töchterlein." ***)

Und die Frage: „Wer hat denn das schöne Liedel erdacht?" beantwortet schalkhaft das Lied selbst am Schlusse:

„Es haben's drei Gänsʼ über's Wasser gebracht,
Zwei graue und eine weiße,
Und wer das Liedlein nicht singen kann,
Dem wollen sie es pfeifen." †)

Aus solchen Schlußstrophen läßt sich oft auf die näheren Umstände schließen, unter welchen viele Volkslieder entstanden sein mögen. Der zuletzt mitgetheilte Schluß gehört einem Liede an, das sich auf ein Mägdlein bezieht, das von ihren Bewerbern wohl allzuviel gute Eigenschaften verlangte; wer das „Mädel haben will", muß nicht nur tausend Thaler finden, er muß sich auch verschwören, „nie mehr zu Wein zu gehen". Das war einem Freier wohl doch

*) Wunderhorn. 574.
**) Ebd. 629.
***) Ebd. 144.
†) Ebd. 145.

zu viel, und er verzichtete auf das Mägdlein und sang sich zum Trost und der Spröden wohl zum Aerger das erwähnte Lied.

Jener Müller, den des Ritters Töchterlein „vom Lieben zum Scheiden gebracht", macht nun seinem gepreßten Herzen dadurch Luft, daß er von zerbrochenen Mühlenrädern singt und von der Liebe, die jetzt ein Ende hat. — Die zwei Freiberger Hauer gehen nach ihrer Tagesarbeit zu Meth und Wein; freundlich grüßt sie der Wirthin Töchterlein und lacht ihnen vergnügt zu. Kein Wunder, daß ihnen poetisch zu Muthe wird; die dichterische Ader springt, und das schöne, wahrhaft poetische Lied sprudelt hervor:

„Bei meines Buhlen Kopfe
Da steht ein güldner Schrein,
Darin da liegt verschlossen
Das junge Herze mein."

Die historischen Stoffe werden oft besungen „von einem, der auch dabei gewesen", wie es in den Schlußstrophen oft heißt. Die Lanzknechte dichteten sich wohl oft ihre Kampfeslieder selbst; wenigstens läßt der Schluß des Liedes: „Wohl auf, ihr Lanzknecht alle" u. s. w. hierauf schließen:

„Der uns dies neue Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Landsknecht gut,
Ist gelegen vor mancher Stadt;
In mancher Feldschlacht ist er gewesen,
In vielen Thürmen hat er genesen,
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne." *)

So sangen sich auch die Lanzknechte ihre Lieder auf die Paviaschlacht selbst im fröhlichen Jubel des Sieges, und diese kecke, fröhliche Tapferkeit, die aus diesen Liedern tönte, klang länger denn ein Jahrhundert durch alle deutsche Gaue hin und aus allen deutschen Gauen wieder. Aehnlich war es mit den Schweizerliedern auf die Schlachten bei Sempach und Murten.

Häufig haben auch zwei, drei und mehr Personen, oft ganze Gesellschaften an der Herstellung eines Liedes sich betheiligt. Und so entstehen auch heutigen Tages noch Volkslieder, freilich nur dort, wo noch natürlicher, nicht durch die moderne Bücherpoesie angekränkelter Volksgesang zu Hause ist. In dem Heimgarten Tirols, in den

*) „Wunderhorn." 396.

Spinnstuben Süddeutschlands und Westfalens, in den Abendsgesellschaften andererwärts, da hat auch heute noch das Volkslied eine traute Heimstätte. Wenn bei solchen Gesellschaften der vorhandene Liederschatz erschöpft ist, so wird der dichtende Trieb angeregt, um die Wette wird Strophe auf Strophe gereimt, dieser singt eine Strophe, ein zweiter eine zweite, ein dritter eine dritte, und das Lied ist fertig. „Manche dieser neueren Volkslieder sind vielen der älteren und ältesten in der Haltung so auffallend ähnlich, daß wir auch eine gleiche Entstehung bei diesen anzunehmen gezwungen sind; andere sind durch Hinzudichtungen zu einzelnen, oft lange schon im Munde des Volks umgelaufenen Strophen entstanden, alle aber haben das mit einander gemein, daß sie erregte Empfindung, wie ein starker elektrischer Funke, von Satz zu Satz, von Strophe zu Strophe überspringt, und wo er hinschlägt, erschüttert und zündet." *)

Daß auch viel unreifes Zeug bei solchem Gesellschaftsdichten zu Tage gefördert ward und wird, ist leicht zu denken. Aber das Unrechte wird bald schon von selbst ausgeschieden durch die gemeinsam geübte Kritik. Was beim zweiten- oder drittenmale Singen in irgend welcher Weise anstößig erscheint, wird entfernt und verbessert; denn die Kritik, die das Volk übt, so strenge sie auch ist, ist doch keineswegs eine blos räsonnirende, negirende und ewig disputirende, wie die Kritik der Journale von heutzutage, sondern eine aufbauende, verbessernde, die nach den Worten Geibel's handelt:

„Das ist die beste Kritik von der Welt,
Die neben das, was ihr mißfällt,
Etwas Schöneres, Besseres stellt."

Um das Rechte in seinen Liedern herauszufinden, braucht das Volk keine dickleibigen Bände von Regeln über die Poetik; sein Gefühl führt es sicherer als aller Regelkram von Aristoteles bis herab auf Opitz und Lessing.

„Bei Kirmessen, Schützenfesten und anderen Gelegenheiten, wo das Jungvolk von Nah und Fern sich einfindet, werden die neuen Lieder natürlich wieder gesungen und in die Nachbardörfer mitgenommen; so werden sie, hier und dort vielleicht mit Zusätzen und Verbesserungen, in kurzer Zeit Eigenthum eines Gaues, einer Provinz, oft des ganzen Landes. So ging es, und so geht es heute noch,

*) Vilmar, a. a. O. 225.

doch heute in geringerem Umfange, woran hauptsächlich die überreiche und dominirende Kunstmusik schuld ist, die nur selten noch eine bescheidene Volksweise beachtet werden läßt." *)

Was Heine über Entstehung und Verbreitung der Volkslieder sagt, mag so ganz unrecht nicht sein:

„Gewöhnlich ist es wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburschen, die solch ein Lied gedichtet. Gar oft auf meinen Fußreisen verkehrte ich mit diesen Leuten und bemerkte, wie sie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse, ein Stück Volkslied improvisirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauschten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen saßen; und kam nachher ein anderer Bursch mit Ränzel und Wanderstab vorbeigeschlendert, dann pfiffen sie ihm jenes Stücklein in's Ohr, und er sang die fehlenden Verse hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen solchem Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer als all' die schönen poetischen Phrasen, die wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutschen Handwerksburschen lebt und webt in dergleichen Volksliedern." **)

Die Uranfänge der deutschen Poesie waren Volksdichtungen, wohl durchgehends epischen Inhaltes; das Alter solcher Dichtungen dürfen wir so hoch annehmen als wir von dem Alter der deutschen Nation selbst denken wollen. Es gibt wohl kein Volk ohne irgend welche Poesie, und Lessing mag ganz recht haben, wenn er sagt, „daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind." ***) Darf man also die Existenz deutscher Volkslieder in die dunkelsten Zeiten hinauf verlegen, so treten sie uns in greifbarer Gestalt schon entgegen lange bevor von einer deutschen Kunstdichtung geredet werden kann. Erst nach und nach erwuchs aus dieser Volkspoesie die Kunstdichtung, und in dem Maße als Letztere begann, sich selbstständig zu gestalten, wurde Erstere auf die Seite gedrängt. Aber nicht nur die Anfänge der deutschen Kunstdichtung können ihre Abstammung aus der Volkspoesie nicht verleugnen, auch Minne- und Meistergesang, wenn sie

*) Dr. Frdr. Wilh. Grimme: „Das deutsche Volkslied" in: „Deutsche Heimat", Jahrgg. 1. Nr. 4 und 5.

**) Sämmtliche Werke von Heine. VII. 197.

***) Sämmtliche Werke. Ausgabe von Kurz. V. 583.

schon dem Bereich des Volksliedes weit entwachsen sind, lassen Nachklänge des Volksgesangs noch vielfach vernehmen.

„Besonders blühend ist der Stand des deutschen Volksliedes für diejenige Zeit vorauszusetzen, in welcher die starre Hülse seiner ältesten Formen gesprengt und doch seine Triebkraft noch unerschöpft genug war, um die neuen Bildungen des Minnesangs und des größeren Heldengedichts aus sich zu erzeugen. Die jugendliche Frische der ersten Minnelieder, wie sie eben aus der Volksweise hervorkommen, und von der anderen Seite der poetische Glanz einiger auf Flugblättern erhaltenen Volkslieder, die in alterthümlichem Vers und Stil zu jenen hinaufreichen, gibt einige Vorstellung von solcher Blüthe der Volkspoesie im Laufe des 12. Jahrhunderts." *) Als die deutsche Kunstdichtung in der höfischen Minnepoesie ihr erstes goldenes Zeitalter erreicht hatte, da war der eigentliche Volksgesang so ziemlich verstummt. Erst als nach dem allmähligen Ausklingen des Minnesangs die Kunstlyrik sich in die Werkstätten der Meistersänger geflüchtet hatte, um dort bis zum Erstarren getrieben zu werden und schließlich fast gänzlich abzusterben, als dann für die Gelehrten oder auch nur Gebildeten eine fast poesieloſe schreckliche Zeit angebrochen war, da strömte das deutsche Volkslied wieder mit wunderbarer Kraft aus verborgenliegenden Quellen an das Licht und wurde zu einem gesunden, reinen Lebenswasser, an dessen Ufern die edelsten Blüthen aller Lyrik sprossen konnten, „die auf Erden jemals sich entfaltet haben." **) So hatten sich jene „Naturlaute", auf denen die ganze Entwickelung der seitherigen schönen Literatur ruhte, im Laufe des 14. Jahrhunderts hervorgedrängt mit neuer schöpferischer Kraft, und sie beherrschen im 15. und 16. Jahrhundert fast ausschließlich die gesammte Lyrik.

Aus dieser Volkspoesie hätte die kunstmäßige Dichtung wohl schon bald wieder neue Stoffe und neues Leben gewinnen können, „wenn nicht im 16. Jahrhu dert eine gewaltsame Störung der geistigen Cultur eingetreten wäre." ***) Doch als selbst nach dem 16. Jahrhundert diese Lyrik zwei Jahrhunderte lang fast verschüttet war, da konnte ihr Strom mit erneuter Kraft wieder hervorbrechen

*) Uhland: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder". Zweiter Band: Abhandlungen. S. 8.

**) Vergl. Vilmar. a. a. O. 222.

***) Janssen: „Geschichte des deutschen Volkes". I. 217.

und die Dichterauen Deutschlands tränken, „daß ein Herder und ein Göthe daraus schöpfen und zum guten Theil für sich und ihre Zeit und für uns das werden konnten, was sie geworden sind." *) Der Volksgesang sollte zum zweitenmale zum guten Theile die bedeutsame Grundlage einer Blütheperiode unserer schönen Litteratur werden. Nicht die trockene Nüchternheit, nicht der bestrickende Rausch und die süßliche Sentimentalität, nicht die steife Gelehrsamkeit und der phantastische Schwulst, womit man versuchte poetisch zu sein, noch die Versuche, den Griechen und Römern die Regeln abzulernen oder die Italiener und Franzosen nachzuahmen, noch Opitzens Buch von der „teutschen Poeterey", noch die zahlreichen Poesiegesellschaften mit all' ihren blumigen Namen, noch die duseligen Schäferidyllen konnten der deutschen Kunstpoesie auf die Beine helfen: sie war und blieb eine zerlumpte Bettlerin, die nicht einmal die Brosamen, welche von anderer Tischen fielen vertragen, die sich mit den Fetzen, welche andere abgelegt, nicht einmal nothdürftig bedecken konnte, noch die wahren Wurzeln ihrer Kraft — die Volksdichtung — erkennen wollte.

Unbekümmert um alle die erwähnten Versuche und neben allen diesen Bestrebungen ging das Volk ruhig und selbstständig seine eigenen Wege und sang seine naturwüchsigen Jäger-, und Reiter-, Scheide-, und Wander-, Neck- und Liebeslieder. Von diesen Liedern aber wollten die gelehrten Herrn nichts wissen; es waren für sie nur Gassenhauer; zwei Jahrhunderte lang beachtete man sie nicht. Und doch wie Recht hat Herder, wenn er sagt: „Zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß oder für den Pöbel singt, so wenig es die edelste Dichtkunst beschimpft, daß sie im Munde des Volkes tönet. Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen, der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt." **)

So war denn auch Herder der erste, der eindringlich auf das deutsche Volkslied hinwies und deutsche Volkslieder sammelte; freilich fand er wenig Verständniß dafür, wie aus folgenden bitteren Worten hervorgeht: „Jetzt, da wir das Glück genießen, daß deutsche Höfe schon anfangen, deutsch zu buchstabieren und ein paar deutsche Namen zu nennen — Himmel, was sind wir nun für Leute! Wer sich nun noch um's rohe Volk kümmern wollte, um seine Grundsuppe von

*) Vilmar. 222.
**) Sämmtliche Werke. Ausgabe von Kurz. II. 70.

Märchen, Vorurtheilen, Liedern, rauher Sprache, welch' ein Barbar wäre er! Er käme, unsere klassische, silbenzählende Litteratur zu beschmitzen, wie eine Nachteule unter die schönen buntgekleideten, singenden Gefieder!"*)

Auch Göthe wandte sich „mit der ganzen Stärke seines Dichterbewußtseins" den Perlen der Volkspoesie zu, und diese Stoffe sind es, „die unter seinen lyrischen Gedichten mit besonderem Glanze hervorleuchten, wie denn Göthe's Größe überhaupt in der Behandlung von Gegenständen mit volksmäßiger Grundlage sich am hervorragendsten zeigt." Die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts fanden freilich nicht Worte genug, ihren Aerger über die „läppische, rohe Dichtkunst" und deren Gönner, zumal über Herder und Göthe auszusprechen, wie ja überhaupt alle Aufklärerei geschmacklos und keine Freundin irgendwelcher Poesie, immer aber Feindin der Volkspoesie ist.**) Man frage aber, abgesehen von Herder und Göthe, die deutschen Dichter Bürger, Tieck, Brentano und Arnim, Kerner, Holtei, Uhland, fernerhin Eichendorff und Dyherrn, was sie dem Volksliede abgelauscht haben, und man wird finden, von welch' eminenter Bedeutung die Volkspoesie für die Entwickelung unserer schönen Litteratur gewesen ist. Hätten Brentano und Arnim dem deutschen Volke nichts hinterlassen als die Sammlung von Volksliedern, die unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" bekannt ist, so hätten sie doch ihre Namen unsterblich gemacht. Durch diese Sammlung erst wurde unserem Volksliede die ihm gebührende Stellung in der Poesie gesichert. Ein Geschenk, das mehr nationalen Geist haucht als das „Wunderhorn", wurde der deutschen Nation wohl noch nie gemacht. Und es waren zwei Dichter der vielverschrieenen romantischen Schule, die uns diese Sammlung schenkten! Hören wir nur zwei Stimmen über das „Wunderhorn"; Göthe sagt von ihm: „Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paar mal umschlagen müßte. Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Clavier des Liebhabers

*) A. a. O. II. 52.

**) Vergl. Vilmar a. a. O. 228

oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen, oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodieen durch sie hervorzulocken.

Würden dann diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen." *)

Heine schrieb: „Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen, es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden.**) Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern." ***)

Das „Wunderhorn" hat das allgemeine Interesse für die deutschen Volkslieder in ganz Deutschland wachgerufen. Bald machte man förmlich Jagd auf Volkslieder. Von den späteren Sammlungen von Volksliedern sind die schon genannten von Uhland und Liliencron und die Arbeit von Hoffmann von Fallersleben †) die hervorragendsten.

Nun hat freilich auch das deutsche Volkslied Poesien hervorgerufen, die man füglich nicht mit diesem Namen beehren sollte: Man schrieb Lieder für das deutsche Volk, und das waren die verunglücktesten Versuche, die Poetaster je anstellen konnten. Ihre Producte sind so geschmacklos, so unendlich fad, daß es einen Ueberwindung kostet, sie zu lesen. Mit Recht spöttelt Heine: „Die Kunstpoeten wollten diese Erzeugnisse nachahmen, in derselben Weise, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch durch chemischen Prozeß die Bestandtheile ermittelt, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersetzbare sympathetische Naturkraft." ††) Wenn man die

*) Sämmtliche Werke. Ausgabe von Kurz. XII. 323.

**) Heine schrieb dieses in Paris.

***) A. a. O. VII. 193.

†) „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit."

††) A. a. O. VII. 194.

Kanten und Ecken und Ungeschliffenheiten der wirklichen Volkslieder möglichst zahlreich nachahmte und so Rhythmen erzielte, über die man beim Lesen stolpern und den Hals brechen könnte, so glaubte man den rechten Volkston getroffen zu haben. Eine dieser Geschmacklosigkeiten möge statt vieler das Gesagte illustriren.

„Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing ich fröhlichen
Minnesang;
Denn die Reine,
Die ich meine,
Winkt mir lieblichen Habedank.

Ach, ich bin inniglich
Minnewund!
Gar zu minniglich
Dankt ihr Mund!
Lacht so grußlich
Und so kußlich,
Daß mir's bebt in des Herzens Grund!

Gleich der sonnigen
Veilchenau
Glänzt der wonnigen
Augen Blau;
Frisch und ründchen
Blüth ihr Mündchen
Gleich der knospenden Ros' im Thau.

Ihrer Wängelein
Lichtes Roth
Hat kein Engelein,
So mir Gott!
Eya, fäss' ich
Unablässig
Bei der Preislichen bis zum Tod!" *)

Aber das deutsche Volk bedankte sich für solche Lieder; es ist hier vollständig souverain: Es macht sich seine Lieder selbst oder wählt sich unter den gegebenen solche, die es brauchen kann. Wie selbstständig und streng das Volk in dieser Beziehung zu Werke geht, dafür nur einige Beispiele.

*) S. Sämmtliche Werke von J. H. Voß. Ausgabe von Hempel. III. 9.

Das Abendlied von Claudius: „Der Mond ist aufgegangen, die gold'nen Sternlein prangen" ꝛc.*) wird heute noch für ein echtes volksthümliches Lied gehalten, in fast allen Schulbüchern ist es zu finden. Herder hat es in seine Sammlung von Volksliedern aufgenommen, „einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden". Und doch hat es sich das Volk bis heute noch nicht angeeignet; es mag wohl schon gesungen worden sein, aber ein Lied, das das ganze deutsche Volk singt, wie es etwa singt: „Bald graf' ich am Neckar, bald graf' ich am Rhein" u. s. w., ist es ganz gewiß nicht. Ganz dasselbe kann von dem Göthe'schen Lied vom Fischer: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll" ꝛc.**) gesagt werden. Selbst das tiefempfundene Lied von Claudius: „Das versunkene Sternlein",***) das der Dichter bei dem Tod seiner zwanzigjährigen Tochter verfaßt und das sogar Aufnahme in „Des Knaben Wunderhorn" †) fand, wurde nicht Eigenthum des deutschen Volkes in dem Sinne, wie es die volksthümlichen Lieder sind.

Das Volkslied hat zum Stoff das wahrhaftige Leben. Nicht künstlich geschaffene Situationen, Empfindungen und Gefühle kommen zum Ausdruck, sondern überall das wirklich Erlebte, wirklich Erfahrene, wirklich Empfundene. Daher auch die lebendige Unmittelbarkeit, die schlichte Wahrheit, die ungeschminkte Schönheit dieser Lieder. Die in ihnen ausgedrückten Empfindungen sind so einfach, so wahr und so allgemein, daß sie jeder schon in sich trägt, gerade wie sie das Lied ausspricht, und daß er sich freut, sie so schon ausgesprochen zu finden.

Und da solche Lieder wohl immer dann entstehen, wenn das Herz noch voll ist von den darzustellenden Empfindungen, wenn das wiederzugebende Erlebte noch recht lebendig die Brust erfüllt, so ist es leicht erklärlich, daß das Lied nur die allerbewegtesten Momente festhält, gewissermaßen nur stoßweise diese Momente ausspricht, indem es auf jede feinere Ausmalung der Situation, auf jede Färbung und Nüancirung der Gefühle, auf die genaue und gewissenhafte Ausfüllung der Mittelglieder, auf die breite Darstellung und Ausspinnung von Gedanken und die Schilderung der Begebenheiten verzichtet. Alles concentrirt sich in der einfachen, wahren und starken Empfindung.

---

*) Ausgewählte Werke von M. Claudius. Herausgegeben von W. Flegler. 269.

**) Werke. II. 189.

***) „Es stand ein Sternlein am Himmel" ꝛc.: a a. O. 430.

†) Pag. 714.

Es kann daher nicht befremden, wenn das Volkslied voll scheinbarer Sprünge und Lücken ist. Alles, was sich von selbst versteht, wird nicht geschildert, erzählt und besungen. Der Gang des Volksliedes ist rasch und kräftig; unverweilten Schrittes eilt es von Moment zu Moment und reißt den Hörer gewaltsam mit sich fort. Das ist der „kecke Wurf", den Göthe an diesen Liedern so sehr bewunderte, das ist die reine, volle und starke Naturwahrheit, welche aus ihnen spricht.

Ebenso kunstlos, wahr, ergreifend und bewegt als der Text, ist auch die Melodie der Volkslieder; Text und Melodie sind naturnothwendig miteinander verbunden, so zu sagen zusammengewachsen. Das Volkslied verschmäht alle künstlichen Mittel der Harmonie, es ist eben nur reine Melodie, die aber so innig, so wunderbar mit dem Texte zusammenhängt, daß eine größere Uebereinstimmung von Text und Musik von den größten Künstlern noch selten ist zu Stande gebracht worden. *)

Wovon singen nun die deutschen Volkslieder? Mit Uhland könnte man antworten:

„Sie singen von allem Süßen,
Was Menschenbrust durchbebt;
Sie singen von allem Hohen,
Was Menschenherz erhebt."

Im Volksgesange malen, wie Herder sagt, „sich alle; da erscheinen alle wie sie sind. Die kriegerische Nation singt Thaten, die zärtliche Liebe; das scharfsinnige Volk macht Räthsel, das Volk von Einbildung Allegorien, Gleichnisse und lebendige Gemälde. Das Volk von warmer Leidenschaft kann nur Leidenschaft dichten, wie das Volk unter schrecklichen Gegenständen sich auch schreckliche Götter dichtet." **) „In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn. Hier pfeift der deutsche Spott. Hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der echt deutsche Wein und die echt deutsche Thräne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher als ersterer; es ist viel Eisen und Salz darin." ***)

Im deutschen Volkslied spiegelt sich das ganze deutsche Gemüth ab; alle Gemüthsstimmungen treten darin zu Tage. Freude und Leid,

*) Vergl. Vilmar 224.
**) Werke. II. 55.
***) Heine. VII. 194.

Wonne und Wehmuth, Luſt und Trauer, Ernſt und Scherz, Heiterkeit und Trübſinn, Witz und Spott, Liebe und Treue, Glaube und Frömmigkeit, Wahrheit und Tugend, reſolute Weltluſt und demüthige Geſinnung, alles kommt im deutſchen Volksliede zu ſeinem Rechte, das weiche Säuſeln des Frühlings, wie das rauhe Stürmen des Herbſtes. Schon für die älteſten Volkslieder macht Uhland die Bemerkung, daß in ihnen überall die umgebende Natur in Theilnahme gezogen iſt, und das gilt auch für alle Volkslieder der folgenden Zeiten: „Sommer und Winter, Wald und Wieſe, Blätter und Blumen, Vögel und Waldthiere, Wind und Waſſer, Sonne, Mond und Morgenſtern erſcheinen bald als weſentliche Beſtandtheile der Lieder, bald wenigſtens im Hintergrund, oder als Rahmen und Randverzierung.“ *)

Die weitaus größere Mehrzahl der Volkslieder beſteht aus Liebesliedern, und unter dieſen ſind viele von ſolcher Innigkeit, ſolch' poetiſchem Schmelze, ſolch' ſanftem Hauche, daß man in der geſammten Kunſtpoeſie vergebens ihres Gleichen ſuchen würde. „Die Liebeslieder übertreffen alle anderen an Friſche und anſchaulicher Darſtellung, an Tiefe und Ernſt und liebenswürdiger Schalkheit. Viele derſelben ſind ſo prächtig, verſchämt und ſo ruhig und ſtetig in der Entfaltung der Gefühle, daß ſie offenbar von Frauen herrühren.“ **)

Ganze Bände moderner Minnelieder werden aufgewogen durch das eine:

„So viel Stern am Himmel ſtehen,
An dem blauen, güld'nen Zelt;
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wider fliegen,
So viel mal ſeiſt Du gegrüßt.

Soll ich Dich denn nimmer ſehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verſtehen —
O du bitt'rer Scheidensgruß!
Wär ich lieber ſchon geſtorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzt nicht ſo betrübt.

Weiß nicht ob auf dieſer Erden,
Die des ſchweren Jammers voll,
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich Dich wiederſehen ſoll.
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zuſammen,
Ach, wie groß iſt meine Noth! — —

Ja, ich will Dich nie vergeſſen,
Enden nie die Liebe mein!
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein:
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb thut wiegen ein.“ ***)

*) Uhland. II. 13.
**) Janſſen. I. 218.
***) Wunderhorn. 430.

Es kann kaum etwas Herzigeres und Ergreifenderes geben als dieſe innigen Gruß- und Abſchiedslieder mit ihrer lieblichen Melodie: „Innsbruck, ich muß dich laſſen, ich fahr dahin mein' Straßen in's fremde Land hinein"; — oder: „Warum biſt Du denn ſo traurig? Bin ich aller Freuden voll? Meinſt, ich ſollte Dich vergeſſen? — Du gefällſt mir gar zu wohl. — Laub und Gras, das mag verwelken, aber treue Liebe nicht: kommſt mir zwar aus meinen Augen aber aus dem Herzen nicht." Wie oft wird der verwünſcht, der Scheiden und Meiden erdacht! Die Haide ſoll mit dem Mägdlein trauern, das bei dem Abſchied ſein ſchneeweiß Tüchlein naß geweint und das Gras ſoll verwelken und trauern mit ihm. Der Wanderer zieht dahin, aber nicht frohen Muthes; ſein Herz ſteht ſtille.

„Dort hoch auf jenem Berge
Da ſteht ein Mühlenrad,
Das malet nichts denn Liebe
Die Nacht bis an den Tag;
Die Mühle iſt zerbrochen,
Die Liebe hat ein End',
So geſegen dich Gott, mein feines Lieb!
Jetzt fahr' ich in's Elend." *)

Wie oft auch ausgerufen wird:

„Ach Scheiden, immer Scheiden,
Wer hat dich doch erdacht?" —

ſo muß doch geſchieden ſein, und es geſchieht mit der Klage:

„Ach Gott, wie weh that Scheiden!
Hat mir mein Herz verwundt;
So trab ich über Heiden
Und traure zu aller Stund,
Der Stunden, der ſind allſoviel,
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wie wohl ich oft fröhlich bin.

Hätt' mir ein Gärtlein bauet
Von Veil und grünem Klee,
Iſt mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh;
Iſt mir erfroren bei Sonnenſchein
Ein Kraut Jelängerjelieber,
Ein Blümlein Vergiß nicht mein." **)

Und nach dem Abſchied möchten die Geſchiedenen wohl den Wolken Grüße aufgeben und mit den Vöglein den Flug in die Ferne nehmen:

„Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib ich allhier." ***)

*) Uhland. II. 446.
**) Wunderhorn. 140.
***) Wunderhorn. 156.

Für die Gedanken gibt es natürlich keine Schranken, und Nachts im Traume sind die Getrennten vereint; aber Träume sind Schäume, daher die Klage:

„Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein,"

Doch mag auch der Wandernde ausbleiben

„Sieben Jahr und noch viel mehr,"

die Treue verwelket nicht,

„Die Lieb, die nahm kein Ende mehr."

Und der Wanderer kehrt wieder zu seiner Erwählten zurück, doch muß er erst wissen, ob diese ihm Treue bewahrt, und das hat er bald ermittelt:

„Wenn du zu mei'm Schätzel kommst,
Sag: Ich ließ sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie mir's geht?
Sag: auf beiden Füßen.
Wenn sie fraget: ob ich krank?
Sag: ich sei gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag: ich käme morgen." *)

War der Abschied auf Nimmerwiedersehen, dann dauert die Trauer um den Verlorenen so lange, bis alle Wasser zusammengehen, und da dies niemals der Fall sein wird, so hört auch die Trauer um ihn niemals auf.

Aber auch von der Untreue weiß das deutsche Volk zu singen; der Jüngling kehrt aus der Fremde wieder und tritt hoffnungsfroh vor die Erwählte:

„Gott grüß dich, du Hübsche, du Feine,
Gar wohl gefallest du mir."

Alles hat sich aber geändert, seit er fort ist; es fällt ein Reif in die Lenznacht und vernichtet die Blaublümelein seines Liebesmaien; es wird ihm die schnöde Antwort:

„Was brauch ich dir denn zu gefallen?
Ich habe schon längst einen Mann,
Dazu einen hübschen und reichen,
Ja, ja einen reichen,
Der mich wohl ernähren kann."

*) Ebenda, 157.

Ist der Jüngling nun hitziger Natur, dann gibt es Mord und Todtschlag:

„Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer, war scharf und spitz —
Er stach es Feinsliebchen in's Herze,
Ja, ja — in's Herze,
Das rothe Blut gegen ihn spritzt."

Oder ist er weniger raschen Blutes, so

„Zieht er durch's Gässeli abe
Und weinet und trauret sehr;
Was sollt i nit weine und traure?
I hab ja kei Schätzeli mehr." *)

Unsere modernen Weltschmerzpoeten würden in solchem Falle freilich zu ganz anderen Betrachtungen ihre Zuflucht nehmen. Da gäbe es unausstehliches Gewinsel über gebrochene Herzen, selbstgefälliges Liebäugeln mit dem eigenen Schmerz und abgeschmacktes Prunken mit innerer Zerrissenheit. Und die Fetzen ihres schmerzzerrissenen Herzens würden sie zu weinerlichen Reimen zusammenflicken; aus dem einen Auge würden sie unendlich dünnflüssige Thränen pressen, mit dem andern dagegen sich im Spiegel selbstgefällig betrachten, um sich in ihrer Jammergestalt ungeheuer romantisch vorzukommen. Das gerührte Publikum aber hat Mitleid mit ihnen und kauft die blaßwangigen Schmerzenskinder der Weltschmerzdichter, während es die gesunden, kräftigen Lieder des Volkes unbeachtet läßt. — —

Andere Volkslieder sind Wein- und Gesellschaftslieder, voll sprudelnder Fröhlichkeit, voll Frohsinn und Laune, voll Witz und Humor. Das Volkslied weiß wohl auch die Schönheit und den poetischen Reiz eines frischen, kühlen Waldbornes zu würdigen, und das hell und klar hervorsprudelnde Wasser dünkt ihm just fürtrefflich — zum Mundausspülen. Zum Trinken aber wird das flüssige Gold der Rebe vorgezogen, und keck und lustig und unbesorgt heißt es in einem Trinkliede:

„Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller;
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt Herr Muskateller." **)

*) Bei Dr. Grimme in der genannten Abhandlung.
**) Wunderhorn. 595.

Oder in einem andern:

„Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein?
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein;
Wie wir ein Wesen han,
So muß ich bald daran
Was ich heut soll verzehren,
Ist gestern schon verthan.“ *)

Der Rüdesheimer muß schon um das Jahr 1500 imponirt haben; in einem Liede aus dieser Zeit heißt es:

„Dort unten an dem Rheine,
Da steht ein Berg bekannt,
Der trägt ein guten Weine,
Rüdesheimer genannt,
Der hat ein geistlich Art an sich,
Macht äußerlich und innerlich.“ **)

Goldechter Humor sprudelt nirgends so frisch und lebendig als im deutschen Volkslied, sei es nun, daß gesungen wird von jenem Schneidergesellen, der den armen Teufeln in der Hölle so übel mitgespielt, indem er ihnen mit seiner gewaltigen Scheere die Schwänzlein abschnitt, oder die Ohrlappen säumte oder ihnen die Nasenlöcher zuflickte, oder ob das Lied handelt von 90 × 9 × 99 Schneidern, die sich alle auf ein Kartenblatt setzten oder sich alle in einer Lichtputzscheere verkrochen, ob es singt von einem Müller, der von dem ihm zum Mahlen gebrachten Korn den besten Theil für sich behält und der nun, Gott weiß, wie viel darum gäbe, wenn man das Liedlein nicht sänge. Aber das böse Volk: Es sang es doch, und es sang es nur um so kecker und fröhlicher, je mehr sich der Müller darüber ärgerte. — So ist das Volkslied gar oft Richterin und Verurtheilerin der Gebrechen und Verkehrtheiten, die sich in den einzelnen Ständen vorfinden. Aber auch hoher Ernst spricht aus vielen Volksliedern. Wie ergreifend ist z. B. die Ballade: „Der Schweizer“!

„Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an;
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an.

*) Wunderhorn. 596.
**) Wunderhorn 597.

Eine Stunde in der Nacht,
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Früh morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal
Heut seht ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub ist doch nur schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt, erschießt mich gleich;
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'raus spritzt,
Das bitt' ich euch.

O Himmelskönig, Herr!
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm sie zu dir in deinen Himmel ein,
Laß sie ewig bei dir sein
Und vergiß nicht mein." *)

Wo ist die Macht des Heimwehs noch einmal so zum Ausdruck gebracht als in diesem Liede? Der Kuhreigen konnte den Helden des Liedes zum Deserteur machen und ihm Todesstrafe zuziehen! Welch' einfache Mittel, welch' großartige Wirkungen! —

Kein neuerer Dichter hat ein Lied an den Tod gedichtet — selbst der Wandsbecker Bote nicht, der doch beständig mit „Freund Hain" liebäugelte — das nur annähernd so erschütternd wäre wie dieses Erntelied:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser;
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Was heut noch grün und frisch da steht.
Wird morgen schon hinweg gemäht:
Die edlen Narzissen.
Die türkischen Binden.
Die Zierden der Wiesen,
Hüte dich, schöns Blümelein!

*) Wunderhorn. 99.

Der Schluß des gewaltigen Liedes heißt:

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht dich nicht,
Trotz, eil daher in einem Schnitt.
Werd ich nur verletzet,
So werd' ich versetzet,
In den himmlischen Garten,
Auf den alle wir warten. —
Freue dich schön's Blümelein!" *)

Die alten herrlichen Kirchenlieder, von denen oft ein einziges ganze Bände von Erbauungsbüchern aufwiegt, gehören auch nicht in das Gebiet der Kunstpoesie, sondern in den Garten der Volksdichtung. Jubel und Andacht, Harren und Sehnen, Buße und Hoffnung, Glaube und Liebe spricht sich in ihnen aus mit den Worten reiner Kindesunschuld. Nur einige seien genannt: „Christ ist erstanden von der Marter alle" — „Es kam ein Engel hell und klar" — „O Gott, mein letztes Ziel und End" — O Heiland reiß' die Himmel auf" — „Kommt her, ihr Kreaturen all'" u. s. w. — „Warum hat die neuere Zeit, die doch alles zu können vermeint, kein ordentliches Kirchenlied mehr zu Tage gefördert? Abgesehen davon, daß manchem Dichter sein Credo abhanden gekommen ist, wenigstens das aufrichtige Leben in Gott und seinem Dienste nicht manchem Dichter mehr eigen ist, ist es auch der kindlich einfache, volksthümliche Ausdruck der Sprache, der in einer übercultivirten Zeit nicht so leicht zurückerobert werden kann. Die Kirchenlieddichter der letzten Jahrhunderte haben so lange Gutes geliefert, als sie noch dem schlichten treuherzigen Volkstone nahe standen und ihm sich anschmiegten. Die neueste Zeit dagegen hat manches fromme, beschauliche, aus religiösem Gefühl entsprungene Gedicht gebracht, aber kein echtes Kirchenlied mehr, weil die Dichter das einfache und doch innerlich poetische Wort des Volksmundes nicht mehr zu finden wußten." **) — —

Für seine Lieblinge, für seine Kinder hat das deutsche Volk auch einen reichen Schatz schönster, kindlicher Liedlein geschaffen und in allen deutschen Gauen weiß jede Mutter ihrem Liebling hübsche Reimlein vorzusingen, die ihr selbst schon von ihrer Mutter, welche

*) Wunderhorn. 40. — Göthe macht zu diesem Liede die gewiß geistreiche Bemerkung: „Katholisches Kirchenlied. Verdiente, protestantisch zu sein." — Werke. XII. 325.

**) Dr. Fr. Wilh. Grimme.

ſie ebenfalls von ihrer Mutter hatte, vorgeſungen worden ſind. Wie alte gute Bekannte kommen einem dieſe Liedlein vor, wie Märchen aus alten halbvergeſſenen Zeiten; ſie grüßen zurück in die frohen Tage der Kindheit, wo man in ſeliger Freude, in fröhlichſter Unbeſorgniß ſie mit verhaltenem Athem geliebtem Munde abgelauſcht; ſie grüßen mit freundlicher, heiterer, kindlich-unſchuldiger Miene zurück in all' die Zauberberge, in all die Wonneländer der glücklichen Kindheit. Dieſe ſchlichten Reimlein ſind ſo herzig, ſo ſchön, ſo ganz und gar kindlich, daß man ſelbſt gerne wieder Kind ſein möchte, um ſie wieder und immer wieder von dem Munde der geliebten Mutter ſummen und ſingen zu hören. Welch' eine Summe unſchuldiger Freuden haben dieſe Liedlein ſchon der deutſchen Kinderwelt verurſacht! Wie viele Kindesaugen haben bei ihrer heiteren, luſtigen Weiſe ſchon im hellſten Glanze geſtrahlt, wie viele ſich bei ihrer gemüthlichen Melodie ſchon ermüdet geſchloſſen! Und das deutſche Volk verſteht das Gemüth des Kindes beſſer als all' die gelehrten Jugendſchriftſteller und Kinderlieddichter unſerer Tage. Unendlich höheren Werth als all' die gereimten und die ungereimten Siebenſachen eines Fröbel, einer Focking und zahlreicher anderer Lieder-Fabrikanten und -Fabrikantinnen hat das eine allbekannte, im Munde des geſammten deutſchen Volkes lebende Wiegenlied:

„Eio popeio, ſchlag's Kikelchen tod,
Legt mir keine Eier
Und frißt mir mein Brot,
Rupfen wir ihm denn
Die Federchen aus,
Machen dem Kindlein
Ein Bettlein daraus." *)

Die Jugendlitteratur iſt heutzutage in geradezu bedenklicher Fülle angewachſen; darunter nehmen die Kinderlieder nicht die letzte Stelle ein. Wo aber in dieſer ganzen Maſſe iſt eines zu finden, das an Innigkeit und kindlicher Frömmigkeit dem folgenden „Wiegenlied des Chriſtkindleins" nur im entfernteſten an die Seite geſtellt werden dürfte?

„O Jeſulein zart,
O Jeſulein zart,
Das Krippiein iſt hart,
Ach ſchlaf, ach thu die Aeugelein zu,
Schlaf und gib uns die ewige Ruh.

*) Wunderhorn. 816.

Schlaf, Jeſulein, wohl,
Nichts hindern ſoll.
Ochs, Eſel und Schaf,
Sind alle im Schlaf.
Schlaf, Kind, ſchlaf, thu dein Aeuglein zu,
Schlaf und gib uns die ewige Ruh.

Der Seraphim ſingt
Und Cherubim klingt,
Viel Engel im Stall,
Die wiegen dich all,
Schlaf, Kind, ſchlaf, thu dein Aeuglein zu,
Schlaf und gib uns die ewige Ruh.

Sieh, Jeſulein ſieh,
Sanct Joſef iſt hie,
Ich bleib auch hiebei,
Schlaf ſicher und frei.
Schlaf, Kind, ſchlaf, thu dein Aeugelein zu,
Schlaf und gib uns die ewige Ruh.

Schweig, Eſelein, ſtill,
Das Kind ſchlafen will,
Ei, Oechsle nicht brüll,
Das Kind ſchlafen will. —
Schlaf, Kind, ſchlaf, thu dein Aeugelein zu,
Schlaf und gib uns die ewige Ruh." *)

Glaubt man nicht, aus dieſem Liedchen zwei liebe Kindesaugen in ihrer ganzen Engelsunſchuld blicken zu ſehen? — —

So hat das deutſche Volkslied jedes Alter, jeden Stand, alle Verhältniſſe berückſichtigt. In ihm beſitzt das deutſche Volk einen koſtbaren Schatz, den koſtbarſten möchte man ſagen, denn es iſt das Gemüth des deutſchen Volkes ſelbſt, in Worte geprägt.

*) Wunderhorn. 795.

Maria Kevelaer.

Von

Pius Pilgrim.

Manche Orte genießen vor andern den großen Vortheil, daß in ihnen Heilquellen aufſprudeln, aus deren Waſſer viele Kranke ihre Geſundheit wieder erlangen können. Viele Bäder, in denen die Gäſte geſund werden ſollen, ſind jedoch bei fortſchreitendem Luxus dahin gekommen, daß ein fleißiger Beſucher und Kenner derſelben vor nicht langer Zeit den Ausſpruch that: es gehört eine ſtarke Geſundheit dazu, um das Alles mitmachen zu können, was in dem Bade geboten wird.

Im Reich der Gnade, das überhaupt ſo viele Berührungspunkte mit dem Reich der Natur darbietet, entſprechen den natürlichen Heilquellen die Gnadenorte, wo Gott den Menſchen durch Verehrung der Heiligen, ſpeciell ſeiner gebenedeiten Mutter, ganz beſondere Gnaden zu Theil werden läßt. Ein ſolch geiſtiger Curort liegt am Niederrhein in Kevelaer.

Daß Tauſenden von Pilgern, die mit inniger Liebe an Kevelaer hangen, mit einer Beſchreibung dieſes Gnadenortes eine willkommene Gabe geboten wird, iſt wohl vorauszuſehen, aber auch andere Leſer dürften in dieſer Schilderung Manches finden, was ihnen von Intereſſe iſt. Hat ja ſelbſt Göthe der Wallfahrt auf den Rochusberg bei Bingen a. Rh. ein ſo großes Intereſſe abzugewinnen gewußt, daß er nicht nur eine ſchöne Beſchreibung davon gab, ſondern in die Rochuskapelle auch ein Bild ſchenkte, das heute noch an der rechten Seitenwand der Kirche hinten beim Eingang aufgehängt iſt.

Das Kevelarer Wallfahrtsleben iſt einzigartig und höchſt intereſſant, aber in gar manchen Gegenden wenig oder gar nicht bekannt. In der vorliegenden Beſchreibung ſoll das Specifiſche an demſelben,

was Kevelaer allein eigenthümlich ist, hervorgehoben werden, und die Leser sollen sich überzeugen, daß dieses Leben ein ansprechendes Culturbild darstellt. Wir müssen jedoch einen kurzen geschichtlichen Abriß vorausschicken.

I. Geschichtliches.

Kevelaer, das nach der letzten Volkszählung 4073 Seelen zählt, liegt im Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Geldern, zwei Stunden Wegs nördlich von der Kreisstadt, anderthalb Stunden von der holländischen Grenze, vier Stunden westlich vom Rhein und unmittelbar an der Eisenbahnstrecke Köln-Crefeld-Zevenaar. Die Einwohner, schlichte, einfache Landleute, ernähren sich von Ackerbau, Viehzucht und Handel.

Im 13. Jahrhundert bestand das jetzt ansehnliche Dorf nur aus wenigen Häusern mit einer dem hl. Abt Antonius geweihten Kapelle und gehörte mit der benachbarten Bauernschaft Keylaer zu der Pfarrei Weeze. Erst im Jahre 1472 wurde es zur selbstständigen Pfarrei erhoben, und die dem hl. Hubertus geweihte Kapelle zu Keylaer ihr untergeordnet. Bis zum Jahr 1559 gehörte Kevelaer zum Erzbisthum Köln, ging aber dann mit der Neuerrichtung der holländischen Bisthümer zur Diöcese Roermond über. Als am Anfang dieses Jahrhunderts unter französischer Herrschaft in Folge des Concordates mit Pius VII. das Bisthum Aachen gegründet wurde, wurde es 1802 diesem einverleibt. Durch die päpstliche Bulle „de salute animarum" vom 16. Juni 1821 wurde die Aachener Diöcese aufgehoben, und Kevelaer mit einem großen Theil des geldern-clevischen- und kempener-Landes der Diöcese Münster überwiesen, zu der es heute noch gehörte. Politisch gehörte es zum Herzogthum Geldern, das bei Beginn der neuen Zeit zum burgundischen Kreis zählte. Mit der burgundischen Erbschaft war das Herzogthum nach Karl des Kühnen Tode 1477 an Oesterreich, und nach Karl V. Abdankung 1556 an die spanische Linie des Hauses Habsburg gekommen. Bei den spanischen Niederlanden verblieb Kevelaer bis zum Jahre 1713, wo durch den Friedensvertrag zu Utrecht zwischen dem römischen Kaiser und König von Spanien Karl VI. und dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. das Oberquartier Gelderlands an Preußen übergegangen ist.

Mit diesen wenigen geschichtlichen Notizen haben wir eine lange Drangsalsperiode für Kevelaer skizzirt. Denn in dieser Gegend wüthete nicht nur ein dreißig- sondern achtzigjähriger Krieg. In die Jahre 1568—1648 fällt der Freiheitskrieg, den die niederländischen Provinzen gegen die Krone Spanien führten, und der bekannte dreißigjährige Krieg kam noch dazu. Unter den spanischen Kämpfen hatte das Dorf durch Kriegsnoth so viel zu leiden, daß die ganze Gegend fast menschenleer wurde. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als sich die nördlichen Provinzen schon Freiheit von Spanien erstritten hatten, kehrten die vertriebenen Landleute der Geldener Gegend wieder zurück, und um sich gegen kriegerische Ueberfälle zu sichern, begannen sie Schanzen anzulegen. Leider wurde eine solche Schutzwehr Anlaß zu einem neuen Unglück für Kevelaer. Es war im dreißigjährigen Krieg im Jahre 1635, als die Kroaten in der Umgegend von Kevelaer schrecklich hausten. Mit beispielloser Rohheit und Grausamkeit erstürmten sie die erwähnte Schanze und metzelten 100 Einwohner nieder. Während die Kriegsunruhen fortdauerten, kam noch die Pest dazu, und die ganze Gegend gerieth an den Abgrund des jammervollsten Elends. Doch wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten. Die Noth war in der That sehr groß und zwar nicht nur in Kevelaer und Umgegend, sondern auch in der entfernteren Umgebung war in Folge des dreißigjährigen Krieges und der Religionszwistigkeiten die Noth nicht geringer. Schauen wir nur über die nahe Grenze nach Holland hinüber. Damals hausten dort die Bilderstürmer ganz furchtbar, und die Generalstaaten boten Alles auf, um mit der größten Intoleranz dem Protestantismus die Herrschaft zu sichern.

Da geht ein neuer Stern der Rettung und des Heils auf. Mitten im dreißigjährigen Krieg, hart an der holländischen Grenze, wo drüben der Bildersturm wüthete, unter armem Landvolke, auf mit Blut getränktem Haideboden, zwischen zwei Kapellen, von denen die eine dem Patron der Pestkranken, die andere dem für Tobsucht geweiht ist — da erscheint Maria und pflanzt ein Bildchen auf, das unscheinbarste von allen, ja nur ein Abbild von einem andern, das schon in Schlachten und Kerkern gewesen, und dieses Bildchen wird ein Rettungsanker für Tausende und Millionen, übt eine magnetische Anziehungskraft aus, wird mit einem Wort der Grund und Mittelpunkt des Kevelaerer Wallfahrtslebens. Wahrhaftig, Gott hat das Niedrige erwählt, um Großes zu Schanden zu machen, und der demüthigen Magd

des Herrn geziemt dieſelbe Art und Weiſe. Die Geſchichte iſt kurz folgende.

In jener Zeit lebte zu Geldern ein frommer Mann, Heinrich Buſchmann, geboren zu Niedermörmter bei Cleve, der ſich und ſeine Frau Mechtild, geb. Schonſe durch einen kleinen Handel ernährte. Im Jahre 1641 kurz vor Weihnachten kam er in Geſchäftsreiſen von Weeze her über die Kevelaerer Haide, wo ein ſ. g. Hagelkreuz ſtand, vor dem Buſchmann eine Andacht verrichtete. Da hörte er, ohne Jemand zu ſehen, eine Stimme, die ihm zurief: „Hier ſollſt du mir ein Heiligenhäuschen bauen.“ Der gute Mann gab nicht viel auf die Stimme und ging ruhig ſeines Weges weiter. Als er bei derſelben Gelegenheit und unter denſelben Umſtänden zum zweiten und bald darauf zum dritten Male dieſelbe Stimme vernahm, und nachdem er lange und ſorgfältig unterſucht hatte, ob nicht ein Betrug geſpielt werde, wurde er ſtutzig und verwirrt, zumal da es ihm ſeine Armuth gar nicht ermöglichte, ein ſolches Häuschen zu bauen. Doch entſchloß er ſich, zu thun, was in ſeinen Kräften ſtand. Er trug ſeiner Frau auf, von dem Ertrag des Geſchäftes täglich 2—3 Stüber zurückzulegen, um ſo allmählich die Summe von 100 Gulden zuſammen zu bringen und den Bau beſtreiten zu können. So verging der Winter.

Drei Wochen nach Oſtern hatte ſeine Frau eine eigenthümliche Erſcheinung. Sie ſah in der Nacht ihr Zimmer hell erleuchtet, und mitten in dem Licht ein Heiligenhäuschen mit einem Muttergottesbild, das demjenigen ähnlich war, das ſie kurz vorher in der Hand eines heſſiſchen Soldaten geſehen hatte. Es waren nämlich zwei Soldaten aus Luxemburg durch Geldern gekommen und hatten zwei Abbildungen auf Papier von dem in Luxemburg verehrten Gnadenbild bei ſich, die für den in Kempen gefangenen Lieutenant von der Compagnie eines Hauptmanns Machewitz beſtimmt waren. Wegen Mangels an Geld hatten ſie eines von den Bildchen der Frau Buſchmann für einen Blaumäuſer (15 Pfg.) angeboten, was ſie jedoch aus Sparſamkeit abgelehnt hatte. Die Bildchen kamen darauf in die Hände jenes Lieutenants im Gefängniß. Die Frau erzählte ihrem Manne von dem nächtlichen Geſichte, der jedoch nichts darauf geben wollte. Als ihm aber die Nachbarn verſicherten, daß auch ſie in jener Nacht, nachdem alle Lampen gelöſcht waren, von der Straße her ſein Zimmer und ſein Haus hell erleuchtet geſehen, blieb ihm kein Zweifel

mehr an der Aechtheit der Erscheinung. Jetzt schickte er seine Frau aus, die Soldaten wieder aufzusuchen, um von ihnen das angebotene Bildchen wieder zu erwerben. Er selbst aber fing an, an der Stelle, wo er dreimal eine himmlische Stimme vernommen, das Heiligenhäuschen nach dem Muster der nächtlichen Erscheinung seiner Frau zu bauen.

Der Lieutenant, der im Besitz der Bildchen war und unterdeß nach einer glücklichen Schlacht bei Hüls in Freiheit gesetzt worden war, wollte anfangs keines derselben veräußern. Als aber die Frau Buschmann nicht nachließ und ihm die Ursache ihres Verlangens vortrug, ließ er ihr sogar die Wahl zwischen beiden. Hoch beglückt kam die Frau mit dem Bildchen zu ihrem Manne nach Geldern, der dann sofort ein Täfelchen anstreichen und das Bild darauf befestigen ließ, um es in dem Kapellchen aufstellen zu können. Unterdeß hatte sich die Sache rund gesprochen und kam auch zu den Ohren der Carmelitessen in Geldern, die das Bildchen gern sehen wollten. Durch den Anstreicher erhielten sie dasselbe und durchwachten gleich die ganze folgende Nacht betend vor demselben. Des andern Tags verlangte Buschmann sein Eigenthum wieder und trug es nach Hause, aber sofort gab es einen großen Auflauf, und die Leute opferten schon gegen seinen Willen Geld und Wachs. Buschmann, der das Gedränge in seinem Hause nicht wollte, sah sich genöthigt, das Bildchen zu verbergen und brachte es deshalb den Kapuzinern in Geldern. Diese stellten es drei Tage in ihrer Kapelle auf, aber als auch dort bald ein Zusammenlauf entstand, wollten sie das Bildchen nicht mehr haben und forderten Buschmann auf, dasselbe wegzuholen und an den Ort seiner Bestimmung zu bringen.

Unterdeß war das Kapellchen fertig geworden, und Buschmann benahm sich mit dem Pfarrer von Kevelaer, Johannes Schink, in dessen Pfarrei ja das Bild aufgestellt werden sollte. Während die Kapuziner und die Gemeinde zu Geldern den Wunsch hegten, in feierlicher Processsion das Bild nach Kevelaer zu tragen, zog der Pfarrer Schink vor, am letzten Mai des Jahres 1642 an einem Samstag Abend in aller Stille das Täfelchen zu holen, damit nicht wieder ein Volksauflauf entstehe. Am 1. Juni wurde das Bild in dem für dasselbe bestimmten Heiligenhäuschen aufgestellt. Gleich an demselben Tage strömte eine Menge Menschen aus Geldern und Umgegend herzu, und es geschahen auch bald die auffälligsten Wunder durch die Andacht vor dem Bildchen. Als die Wallfahrten sich

mehrten, ging der Pfarrer von Kevelaer zu Buſchmann und verlangte von ihm, daß er ſein Bildchen wieder weghole, weil er dieſen Zulauf von Menſchen in ſeiner Pfarrei nicht haben wollte. Schweren Herzens willfahrte Buſchmann dieſem Verlangen und trug das Gnadenbild nach Geldern zu den Kapuzinern, wo es jetzt zum zweiten Mal drei Wochen verblieb. Als nun die Pilger wiederum zahlreich hierher ſtrömten, und die Kapuziner dieſe auch ferne halten wollten, forderten ſie Buſchmann und durch dieſen den Pfarrer von Kevelaer auf, das Bildchen ſeinem Beſtimmungsort nicht mehr vorzuenthalten. Nur ungern ließ ſich der Pfarrer hierzu beſtimmen und holte dann während der Nacht das Bild in Geldern zum zweiten Mal ab und ſtellte es in Kevelaer auf, wo es heute noch ſteht.

Dies iſt der kleine Anfang der großen Kevelaerer Wallfahrt. Schon der eine Umſtand, daß man ſich ſowohl in Geldern als auch in Kevelaer wiederholt dagegen geſträubt hat, dem Bilde Aufnahme zu geſtatten, iſt ein Beweis, daß hier nichts Gemachtes vorliegt. Uebrigens hat Buſchmann auf einer Diöceſanſynode alle ſeine Angaben, wie ſie bisher erzählt ſind, mit einem Eide bekräftigt.

Bald konnte Kevelaer die herzuſtrömenden Pilger nicht mehr faſſen, und man fing an, neue Häuſer zu bauen, ſo daß bald ein anſehnliches Dorf entſtand.

Die biſchöfliche Behörde in Roermond ſorgte für Befriedigung der geiſtlichen Bedürfniſſe und ſandte für die Sommermonate zwei Prieſter zur Unterſtützung des Pfarrers nach Kevelaer. Allein die Arbeit mehrte ſich in ſo erſtaunlichem Maße, daß ſich der Generalvicar Anton Boßmann an die Oratorianer in Mecheln mit der Bitte wandte, dauernd die Seelſorge an dem neuen Wallfahrtsort zu übernehmen. Dies geſchah auch ſchon im Jahre 1646. Drei Patres zogen ein und nahmen im Auftrag des Biſchofs Beſitz von den Wallfahrtskapellen. Man richtete ihnen gegenüber dem Gnadenort eine Wohnung ein, die heute noch den Namen „Kloſter" führt. Schon im folgenden Jahre war der ſüdliche Flügel, wie er heute noch ſteht, vollendet, und der nordweſtliche Flügel iſt 1752 gebaut worden. Ueber dem Portal ſteht die ſinnige Widmungsinſchrift: „Christo peregrinanti in terris," „dem auf Erden pilgernden Chriſtus."

Da die Kunde von den wunderbaren Heilungen, die aus Anlaß der Wallfahrt zu dem Gnadenbild ſtattgefunden, ſich immer mehrte, hielt es die wachſame kirchliche Behörde für angezeigt, die

Thatsachen zu prüfen. Zu diesem Zweck schrieb der frühere Generalvicar und nunmehrige Kapitelsvicar Boßmann schon im Jahre 1647 eine Diöcesansynode nach Venlo aus. Die Kirchenversammlung verfuhr mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Die Aussagen der Eheleute Buschmann wurden zu Protocoll genommen und dann nahm die Synode ihnen zur Bekräftigung des Gesagten einen feierlichen Eid ab. Auch wurden alle jene vernommen, die durch ihre Wallfahrten nach Kevelaer Hilfe und Genesung gefunden, und alle Aussagen und Thatsachen wurden genau geprüft. Alsdann traf die Synode die Entscheidung.

Acht Genesungen, die sich an die Wallfahrt zum Muttergottesbild knüpfen, wurden als wahre Wunder erklärt. Der Wortlaut des nach der Untersuchung der Synode festgestellten Resultates findet sich in dem Büchlein: „Verhael van de mirakelen di Roermonde 1647, sowie im „Peregrinus ad loca sancta," vom Pfarrer Stalenus, Cöln 1649.

Die Acten der Synode wurden unterschrieben vom General- und Kapitelvicar Anton Boßmann, vom Official Moeits, sodann von sieben Erzpriestern, von den Ordensobern der Prämonstratenser, Karmeliter, Kreuzherrn, Kapuziner und Franziskaner, von sechs Lectoren der Theologie und vier Doctoren der Medicin.

Wenn z. B. ein blind geborenes und schon vier Jahre altes Kind bei der neunten Wallfahrt der Mutter plötzlich auf dem Wege nach Kevelaer das Augenlicht erlangt, so hört doch jede natürliche Erklärung auf.

Am 13. März 1667 hat der Generalvicar der Diöcese Roermond, Jacobus Oeveren, die Erlaubniß ertheilt, 14 weitere Heilungen als wunderbar bekannt zu machen. Dieselbe Erlaubniß ertheilte Bischof Renegaldus 1696 für 12 weitere Heilungen und Genesungen, und Bischof Philippus Damianus erlaubte dies 1792 für neun andere Genesungen: Auch aus diesem Jahrhundert könnten ebenso viele auffallende Heilungen angeführt und die Reihe bis zum Sommer 1885 fortgesetzt werden, wo ein Mädchen aus Nesselrode, nachdem es mehrere Jahre die Sprache verloren hatte, plötzlich in der Kapelle wieder zu singen und zu sprechen vermochte. Noch auffallender war eine andere Begebenheit im Jahre 1875, wo die 26jährige Angelina de Jong, nachdem sie 15 Jahre lang die Sprache gänzlich verloren hatte, bei der siebenten Wallfahrt, die sie mit der Processsion von

Breda nach Kevelaer gemacht hatte, plötzlich die Sprache wieder bekommen hat.

Solche auffallende mehr oder minder plötzliche Gebetserhörungen bei ſchweren körperlichen Leiden wiederholen ſich häufig. Immer und immer kommen Gläubige, welche erklären, daß ſie hier auf wunderbare Weiſe Hilfe und Geneſung gefunden haben und bringen auch Zeugen und Beweisſtücke ihrer Ausſagen mit ſich.

Allein die Kirche iſt in ſolchen Fragen außerordentlich ſtreng, und Niemand iſt verpflichtet, wunderbar ſcheinende Thatſachen für wirkliche Wunder zu halten, ſo lange nicht die Kirche, die hierfür allein competente Auctorität, die Thatſachen nach unumſtößlichen Beweiſen für wunderbar erklärt hat. Man muß ſehr unterſcheiden zwiſchen Wundern, die von der competenten kirchlichen Auctorität als ſolche bekundet ſind und zwiſchen auffallenden Gebetserhörungen. Letztere ſind in Kevelaer nicht zu zählen, und jedes Jahr kommen Hunderte von Pilgern zur Dankſagung nach Kevelaer, nachdem ſie die Gnade erlangt haben, zu deren Erlangung ſie eine Bittfahrt gelobt hatten. Und noch zahlreicher ſind die Wunder der Gnade, die an den Seelen geſchehen durch Bekehrung der Sünder, Stärkung der Gerechten, und Tröſtung der ſchwer Bedrängten. Wie Mancher, der in ſeiner Familie und Gemeinde Aergerniß gegeben, kann den Tag ſeiner Wallfahrt nach Kevelaer den Tag ſeiner Bekehrung nennen, und er ſetzt jetzt die Wallfahrt fort, um ſeiner himmliſchen Wohlthäterin Dank zu ſagen. Die Tröſterin der Betrübten zeigt ſich in erſter Linie als Zuflucht der Sünder. O könnten die Beichtſtühle reden und die Wunder der Gnade verkündigen, die Gott an ſo vielen und großen Sündern wirkte und ſtets annoch wirkt!

In welchem Anſehen die Wallfahrt nach Kevelaer ſtand, davon geben nicht nur die alljährlich dahin pilgernden Schaaren von Gläubigern Zeugniß, ſondern auch einzelne Pilger, die den hohen und höchſten Kreiſen der Laienwelt und der Geiſtlichkeit angehören. Nennen wir aus jeder Klaſſe einige Namen.

Der Churfürſt von der Pfalz hatte in ſchwerer Krankheit ein Gelübde gethan, und nachdem er geneſen, erſchien ſeine Gemahlin 1693 in Kevelaer und opferte eine 16 Pfund ſchwere ſilberne Lampe, und die Düſſeldorfer Proceſſion überbrachte im Auftrag desſelben Churfürſten eine ſilberne mit koſtbaren Steinen beſetzte Krone.

Eine ganz beſondere Auszeichnung wurde Kevelaer zu Theil, als 1714 am 16. Juli Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm I. König

von Preußen dahin kam. Von Geldern kommend wurde er am Portal der großen Kapelle vom Superior empfangen. Er betrachtete mit Ehrfurcht das Gnadenbild, ließ ſich durch die Kerzenkapelle führen und ging dann ins Kloſter. Dort ſuchte er die größte Kerze aus und befahl, daß man ſie zu Ehren der Mutter Gottes verbrenne. Beim Abſchied ſagte er dem Superior: „Ich will Ihnen gnädig ſein, Pater, begehren Sie, was Sie wollen“. Der Pater empfahl der königlichen Huld die katholiſche Kirche, die Kevelaer-Wallfahrt und bat beſonders noch, daß man die Oratorianer dort belaſſen möge. Der König geſtattete dies mit den Worten: „protegam, fovebo, manutenebo“, „ich werde Sie ſchützen begünſtigen, erhalten“. Tags darauf nahm er eine Bittſchrift des Superiors in Cleve entgegen, und der Vice-Kanzler fertigte das entſprechende Document aus, das mit dem königlichen Siegel verſehen und vom König eigenhändig unterſchrieben iſt. Im Jahre 1728 gedachte der König wiederum des Gnadenbildes und ſandte den Gouverneur von Magdeburg Herrn de Walrave mit einem königlichen Wappenſchild, der unter dem Leuchter, worauf die Kerze des Königs aufgeſtellt war, aufgehängt werden ſollte. Dort hängt derſelbe heute noch. Zugleich opferte der König nochmals eine Kerze von 50 Pfund. Zwei Jahre vor ſeinem Tode 1738 kam der König in Perſon mit zwei Prinzen zum zweiten Mal nach Kevelaer. Er ſprach zu dem Superior: „Je suis protestant, mais je ne vous suis pas contraire.“ Nachdem er beide Kapellen beſucht, kaufte er mehrere Dutzend Roſenkränze, ließ ſie weihen, erlegte dafür 12 Goldducaten und vertheilte ſie nach ſeiner Rückkehr den katholiſchen Soldaten in Potsdam.

Im Jahre 1725 überſandte der Baron von Fürſtenberg 100 Goldpiſtolen. Im folgenden Jahre kamen die Gräfinnen von Virmont (geb. v. Bentheim), von Neſſelrode und von Fugger als Pilgerinnen mit werthvollen Geſchenken. Die Gräfin Straetmann aus Wien ſchickte im Jahre 1735 viele und werthvolle Paramente. Beſonderen Eifer im Opferſinn bethätigten die benachbarten adeligen Familien, die freiherrliche von Loë auf Schloß Wiſſen bei Weeze und die gräfliche von Hoensbroch auf Schloß Haag bei Geldern und noch viele erlauchte Mitglieder des rheiniſchen und weſtfäliſchen Adels.

Im Jahre 1833 kam der Kronprinz von Preußen und nachmaliger König Friedrich Wilhelm IV. auch nach Kevelaer, beſichtigte die Kapellen, erkundigte ſich nach der Geſchichte, Zahl der Pilger ꝛc. Als ihm der Präſes ſagte, daß die auferlegte Paßcontrole die Zahl

der Pilger in den letzten Jahren vermindert habe, sagte der Prinz: „das soll in Zukunft aufhören; die Leute, welche hierher kommen, sind nicht gefährlich.“ Noch einmal, im Jahre 1845, besuchte derselbe als König mit seiner Gemahlin Elisabeth den Gnadenort und zeigte sich in jeder Weise freundlich und wohlwollend. Besonders zog der Wappenschild seines Ahnen und Vorfahren auf dem Thron, Friedrich Wilhelm I., seine Aufmerksamkeit auf sich.

Erwähnen wir noch einige geistliche Würdenträger, die als Pilger nach Kevelaer kamen. Die Bischöfe von Roermond wallfahrteten öfters zum Kevelaerer Gnadenbild. Schon 1662 führte Bischof Eugen Albert d'Allemont eine zahlreiche Procession dahin, opferte eine Monstranz und machte den zehnstündigen Weg dahin und zurück zu Fuß.

Bischof Johann Anton von Robiano traf im Jahre 1749 als Pilger an der Gnadenstätte ein und verweilte 8 volle Tage daselbst, um das Wallfahrtsleben anzusehen. Noch verdient Bischof Philipp Damian von Hoensbroech Erwähnung, der 1792 als Pilger kam, um der Trösterin der Betrübten seinen Dank für vollständige Wiedergenesung auszudrücken.

Auch die Oberhirten der benachbarten Diöcesen wallfahrteten öfters zum Gnadenbild nach Kevelaer. Josef Clemens, Erzbischof von Köln und Fürstbischof von Lüttich kam 1700 mit großem Gefolge, mit 12 Wagen und 150 Pferden zum Gnadenort, und 34 Jahre später kam ein anderer Kölner Erzbischof Clemens August und opferte der Trösterin der Betrübten reiche Gaben (Monstranz, Kelch, Ciborium ꝛc.).

Als Kevelaer nicht mehr zur Roermonder Diöcese gehörte, ließen sich die dortigen Bischöfe die Ehre doch nicht nehmen, öfters zur Gnadenmutter zu pilgern, so noch in jüngster Zeit der hochbetagte Bischof Johann Adam Paradis. Ebenso erschienen öfters die apostolischen Vicare von Luxemburg, die Bischöfe Laurent und Adames. Andere Bischöfe aus Holland, z. B. von Utrecht, Harlem, haben gleichfalls an der Gnadenstätte als Pilger gekniet. Der eifrige Bischof von Lüttich, Herr von Bommel kam 1836 als Pilger nach Kevelaer und hielt auch an die anwesenden Pilger eine Ansprache. Doch was sagen wir: isländische, amerikanische und asiatische Bischöfe haben schon vor dem Kevelaerer Gnadenbild gebetet.

Seitdem Kevelaer zur Diöcese Münster gehört, haben sich die Münster'schen Oberhirten ganz besonders hervorgethan, um die Wall-

fahrt nach Kevelaer zu fördern und sind selbst mit dem schönsten Beispiel vorangegangen. Wir erwähnen den Bischof Caspar Max von Droste-Vischering, der das letzte Jubiläum ausschrieb, dann den Bischof Johann Georg und seinen Weihbischof Boßmann. Ganz besondere Erwähnung verdient der jetzige Bischof Johann Bernhard, der selbst früher Präses in Kevelaer gewesen ist.*)

Zwei andere hervorragende Kirchenfürsten verdienen noch Erwähnung, die auch aus der Stadt und Diöcese Münster hervorgegangen sind. Es ist der hochselige Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler, der sehr oft in Kevelaer war und daselbst Beicht hörte und predigte, und der frühere Erzbischof von Köln und jetzige Cardinal Paulus Melchers, der 4 Tage lang vor seiner Inthronisation in Kevelaer zubrachte und von Cöln aus öfters am Gnadenorte erschien und betete und predigte.

Solche Beispiele tiefer Verehrung gegen die Mutter Gottes von Seiten der höchsten Personen geistlichen und weltlichen Standes konnten ihre Wirkung auf das Volk nicht verfehlen. Daher finden wir auch, einige traurige Episoden abgerechnet, die Zahl der Pilger in stetiger Zunahme begriffen. Ein 75 Jahre nach Eröffnung der Wallfahrt gedrucktes Büchlein aus dem Jahre 1667 erzählt, daß damals schon an einem Tage 20,000 Pilger in Kevelaer gewesen und 8000 die hl. Communion empfangen haben, und im Jahre 1699 schreibt Bischof Reginald von Roermond, daß an manchen Tagen 20 Beichtväter nicht ausreichten.

Den Glanz- und Höhepunkt im Kevelaerer Wallfahrtsleben bilden drei Jubelfeste. Im Jahre 1742 wurde das erste hundertjährige Jubiläum gefeiert. Was da an Schmuck der Straßen, Häuser, Kapellen, Processionen, Ehrenpforten ꝛc. ꝛc. geleistet wurde, spottet jeglicher Beschreibung. Aehnlich, ja in noch erhöhtem Maßstab, bethätigte sich der fromme Eifer beim zweiten und dritten Jubiläum.

---

*) Anm. Kurz vor seiner staatlichen „Absetzung" kniete der fromme Oberhirte noch vor dem Gnadenbilde und aus seinem neunjährigen Exil kam er einmal unbekannt, in Bart und Laienkleidern zur Trösterin der Betrübten, um ihr seine Diöcese und seine Person anzuempfehlen. Als der hartgeprüfte Bekenner sein Köfferchen zur Bahn trug, hat ihn ein Bahnwärter, der früher in Kevelaer sein Diener war, erkannt und es kostete viel Mühe, ihm Schweigen aufzuerlegen. Kaum war er in seinem Amte wieder unbehindert, so finden wir ihn auch alsbald in Kevelaer, wo er die neuen Glocken für den neuen Thurm der Marienkirche consecrirte, von denen eine auch den Namen „Bernhard" trägt.

Beſonders ragten die Feſte Mariä Heimſuchung, Himmelfahrt und Geburt hervor, an welchen je 30—40,000 Pilger zu zählen waren. Bei jedem Jubiläum wurde das Gnadenbild in ſchönſter und großartigſter Proceſſion durch Kevelaer getragen. Beim erſten Jubelfeſte that ſich beſonders die Stadt Geldern hervor, welche die 15 Geheimniſſe des Roſenkranzes in lebenden Bildern aufführte. Beim anderthalbhundertjährigen Jubiläum 1792 wurden 100,000 hl. Communionen ausgetheilt. Um die Zahl der Pilger einigermaßen zu taxiren, bemerken wir die eine Thatſache, daß in Geldern allein (durch welche Stadt nicht der ſechste Theil der Pilger paſſirt) 68,338 Wallfahrer gezählt worden ſind. Das zweihundertjährige Jubiläum wurde 1842 vom 1. Juni bis 18. September gefeiert und durch einen eigenen Hirtenbrief des Biſchofs Caspar Max geregelt. Die Feier wurde mit einer Octav eröffnet, während welcher jeden Tag ein feierliches Hochamt mit Predigt gehalten wurde. Bei der Proceſſion mit dem Gnadenbild bei Beginn und Schluß des Jubelfeſtes waren 3000 Perſonen, circa 40 Geiſtliche und 50 weißgekleidete Mädchen betheiligt. Die Gemeinde Kevelaer errichtete 11 Ehrenbogen und opferte eine Kerze von 100 Pfd. Am großartigſten war die Illumination des Kapellenplatzes und des ganzen Dorfes. Die Zahl der Pilger betrug 200,000, die der Proceſſionen 248.

Bis jetzt haben wir blos erfreuliche Thatſachen der Kevelaer Geſchichte mitgetheilt. Es fehlt aber auch nicht an traurigen Ereigniſſen, welche die Exiſtenz der Wallfahrt aufs Aeußerſte gefährdeten. In Folge der Kriegserklärung Preußens und Oeſterreichs an Frankreich 1792 ſtellte ſich die franzöſiſche Nord-Armee unter General Miranda längs der Maas auf und fiel in das von Truppen gänzlich entblößte Gelderland ein. Der Befehlshaber van Damme kam mit einer Abtheilung nach Kevelaer, ließ das Kloſter mit Soldaten beſetzen und forderte von den Oratorianern die Zahlung von 15,000 Francs, widrigenfalls ſie vier Patres als Geiſeln nach Frankreich abführten. Nothgedrungen zahlte man die verlangte Summe, und als im folgenden Jahre das Kriegsglück ſich gegen die Franzoſen wendete, hielt man zur Dankſagung für die Rettung eine Proceſſion mit dem Gnadenbild in Kevelaer. Bald kamen jedoch die Franzoſen wieder zurück, und das ganze linke Rheinufer fiel in ihre Hände. Eine Verordnung unterdrückte alle öffentliche Religionsübung außerhalb der Kirche, als Wallfahrten, Proceſſionen ꝛc. und ſo kam es, daß mehrere Jahre hindurch keine Proceſſionen nach

Kevelaer ziehen durften. Am geringsten ist die Zahl der einzelnen Pilger in den Jahren 1795, 1798, 1799; denn Kevelaer wimmelte damals von Soldaten, und oft haben 600 Mann im Kloster ihr Quartier aufgeschlagen. Die Oratorianer haben in jener Zeit die Kostbarkeiten und Weihgeschenke zuerst nach Münster und dann auf die Insel Nordstrand geflüchtet, wo sie auch ein Kloster hatten. Von dort sind sie nicht mehr zurückgekommen, sondern sind durch eine Feuersbrunst 1806 zu Grunde gegangen.

Am 9. Juni 1802 erließ der Consul Bonaparte eine Verordnung, wonach in den vier linksrheinischen Departements alle Klöster, Abteien und religiösen Congregationen aufgehoben und ihre Güter als Staatseigenthum erklärt wurden. Dieser Erlaß betraf auch das Kloster, die beiden Wallfahrtskapellen und die Güter der Oratorianer in Kevelaer, und am 4. Juli wurden die Kapellen zur größten Bestürzung der ganzen Gegend durch einen Commissar geschlossen und versiegelt. Doch Gottes Vorsehung wachte sichtlich über diesem Gnadenort. Tags darauf schon erschien der Maire von Goch van den Bosch mit dem Unterpräfekten Dorsch von Cleve und nahm das Siegel wieder ab. Eben war die Procession von Amsterdam anwesend und unter dem brausenden Jubel eines Te Deum zog die Procession in die wieder geöffnete Kapelle ein. Die Oratorianer-Patres zogen allmälig von Kevelaer ab, nachdem sie anderthalb Jahrhunderte an dem Gnadenort gewirkt hatten.

Im Jahre 1804 sollte das Kloster mit seinem Eigenthum verkauft werden. Da thaten sich die Vornehmsten der Gemeinde Kevelaer zusammen, um das Kloster für sich zu erwerben. Es kam aber zu keinem Verkauf, sondern zu einer Pacht, und Kevelaerer Bürger zahlten der französischen Behörde den Pachtzins. In demselben Jahre sandte der neue Bischof von Aachen, Marcus Antonius, einen früheren Dominikaner Aeymans als Rector der Kapellen und als Verwalter des Klosters nach Kevelaer. Der Besitz desselben war noch keineswegs gesichert, da der Staat immer noch das Eigenthumsrecht beanspruchte. Erst im Jahre 1806 wurden auf Ansuchen des Bischofs von dem Kaiser durch ein Decret die Kirchen und Kapellen der aufgehobenen Klöster, die für den Pfarrgottesdienst oder sonst für unentbehrlich gefunden und ihm auf Begehr des Bischofs und mit Gutachten des Präfecten in einer Liste vorgelegt wurden, für den öffentlichen Gottesdienst wieder frei gegeben. Auf dieser Liste steht

auch die Oratorkirche, d. i. die große Kapelle als annexe und die kleine Kapelle als auxiliäre aufgezeichnet.

Die Kapellen waren nun wieder in Sicherheit, aber das Kloſter wurde von dem Staate immer noch als Domaine-Gut betrachtet. Der Biſchof von Aachen machte einen neuen Verſuch und erwirkte vom Kaiſer ein zu Danzig 1807 ausgefertigtes Decret, wodurch der Präfect des Roerdepartements beauftragt wurde, das ehemalige Oratoren-Haus dem Biſchof von Aachen zur Verfügung zu ſtellen, damit es dem Succurſalpfarrer und den übrigen im Dienſt der Kapellen angeſtellten Prieſtern als Wohnung diene. Nach 70 Jahren haben dieſe Documente im preußiſchen Culturkampf nochmals eine Bedeutung erlangt, da der Fiscus ſich auf ſie ſtützte, um ein ſtaatliches Verwaltungsrecht zu beanſpruchen.

So waren die drohenden Gefahren glücklich von dem Gnadenort abgewandt, und die Schaaren der Pilger, die zum Gnadenbilde wallfahrteten, mehrten ſich zuſehends.

Im Jahre 1810 kamen ſchon wieder 100,000 Pilger zur Gnadenſtätte. Erneuerte Kriegsnöthen verminderten die Zahl wieder, aber als Napoleon 1815 vollſtändig beſiegt war, und Preußen wieder von den linksrheiniſchen Landen Beſitz genommen hatte, da athmete Alles frei auf, und auch für die Wallfahrt kamen beſſere Zeiten. In demſelben Jahre 1815 ſind in der Liſte ſchon wieder 204 Proceſſionen mit ihren Ortsnamen aufgezeichnet. Dieſe Zahl erhielt ſich ſo ziemlich bis zum Jahre 1826. Dann nahm ſie wieder ab, woran hauptſächlich der zwiſchen Holland und Belgien ausgebrochene Krieg Urſache war.

Gegen Ende der dreißiger Jahre wurde die Zahl 200 wieder erreicht und ſtieg ſodann ſtetig, ſo daß im Jahre 1850 ſchon 269 Proceſſionen gezählt werden konnten. Im Jahre 1863 wurde die Zahl 300 überſchritten, 1869 waren es 322 Proceſſionen. In den beiden Kriegsjahren 1866 und 1870 ſank die Zahl der Proceſſionen beträchtlich, vermehrte ſich aber in den darauf folgenden Jahren ebenſo bedeutend; denn da galt es für die Ruhe mancher Seele zu beten und manches Dankgelübde für Rettung zu löſen.

Aus der jüngſten Zeit ſind noch einige Thatſachen erwähnenswerth. Als Pius IX. durch den Einzug der Piemonteſen in die hl. Stadt des Kirchenſtaates beraubt war, wurde vom rheiniſch-weſtfäliſchen Adel der Gedanke angeregt, eine gemeinſame Bittfahrt zum Gnadenbild in Kevelaer für den bedrängten hl. Vater zu ver-

anſtalten. Der Vorſchlag fand die bereitwilligſte Aufnahme, und am 5. October 1871 erſchienen 20,000 Pilger und 300 Prieſter vom Niederrhein und den Niederlanden, um für den Statthalter Chriſti zu beten. Der Biſchof Johann Bernhard von Münſter celebrirte das Hochamt und Erzbiſchof Paulus Melchers hielt die Feſtpredigt.

Als ſodann der unſelige Culturkampf begann, wurde wiederum am 6. October 1873 eine gemeinſame Bittfahrt für das Wohl der Kirche in unſerem Vaterland nach Kevelaer unternommen, die noch großartiger verlief, als die eben erwähnte. Man zählte 25,000 Pilger und 400 Prieſter von Nah und Fern. Das Pontificalamt celebrirte der Weihbiſchof Boßmann von Münſter und die Predigt hielt der Biſchof v. Ketteler aus Mainz.

Im Mai 1876 wurde die Geiſtlichkeit durch die Maigeſetze gezwungen, das Kloſter zu räumen. Als die Herrn mit polizeilicher Gewalt ausgetrieben wurden, hatte ſich die ganze Gemeinde auf dem Kapellenplatz verſammelt, und Viele boten ſich an, die Ausgewieſenen bei ſich aufzunehmen. Dieſelben knieten vor dem Gnadenbilde nieder und beteten mit dem Volk. Auch hatte der Schutz des Himmels zum Voraus Sorge getroffen. Wenige Monate zuvor wurde dem Pfarrer ein Haus „Stadt London“ zur Verfügung geſtellt, und in dieſes Haus zogen die Ausgewieſenen ein. Zwar ließ ſich im Jahre 1881 der Fiscus, der erſt während des Culturkampfes das Eigenthumsrecht des Kloſters für ſich in Anſpruch nahm, zur Ueberlaſſung desſelben an den Kirchenvorſtand herbei, verweigerte aber nach wie vor den ausgewieſenen Geiſtlichen die wohnliche Benutzung desſelben. Später wurde der Neubau zur Benutzung herausgegeben. Ebenſo verſchuldete es der Culturkampf, daß die Gewinnung der nöthigen Aushilfe für das Beichthören gegenwärtig ſehr erſchwert iſt, namentlich in Folge der Aufhebung der Ordensniederlaſſungen und der vielen Lücken, welche der Tod in die Reihen der angeſtellten Geiſtlichen geriſſen hat. Auch hat ſich während des Culturkampfes in Folge der Beſtimmungen über das „Hergebrachtſein“ der Pilgerproceſſionen die Zahl der letzteren um einige zwanzig vermindert. Mit der Rückkehr des Biſchofes von Münſter 1884 konnten die ausgewieſenen Geiſtlichen auch wieder in das Kloſter einziehen.

In demſelben Jahre verlieh Papſt Leo XIII. dem Paſtor von Kevelaer und deſſen Nachfolgern eine Gnade, welche in dieſem Umfang einzig in der Welt daſteht. Derſelbe darf an den Hauptfeſten der Kevelaerer Wallfahrt, Maria Heimſuchung, Himmelfahrt, Geburt

und am Feste Aller Heiligen vom Altar der Marienkirche aus den päpstlichen Segen ertheilen, wobei die große Kirche sich als zu klein erweist.

Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte der Kevelaerer Wallfahrt, und ihre Entstehung, ihr Fortgang und Segen ist gewiß die beste Empfehlung derselben. Ja als das größte aller in Kevelaer geschehener Wunder möchten wir den bald dritthalbhundertjährigen Fortbestand und die sich immer wieder erneuernde Blüthe derselben bezeichnen. Welche Gefahren brachte die französische Revolution nebst den Freiheitskriegen! Wie viele kirchliche Institute und Niederlassungen sind in jüngster Zeit unterdrückt worden! Die Wallfahrt nach Kevelaer steht und blüht immer noch. Ist das nicht auf den Schutz des Himmels zurückzuführen?

Ein einfacher, unangesehener Mann stellt, durch eine unerklärliche Aufforderung veranlaßt, auf einer verlassenen Haide in einem armseligen Kapellchen ein äußerst bescheidenes, nicht einmal der Kunst entsprechendes, papierenes Bildchen auf, und dieses Bildchen wird sofort der Gegenstand der Verehrung von Tausenden nah und fern, und das Kapellchen wird eines der gesuchtesten Heiligthümer der Christenheit. Wer diese Thatsache natürlich erklären kann, der thue es. Wir glauben an das Wort der hl. Schrift: „Das vor der Welt Schwache hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen". 1 Kor. 1,27.

II. Die Andachtsstätten.

1) Die Gnadenkapelle.

Der eigentliche Mittelpunkt und das Ziel der Wallfahrt bildet die mitten auf dem Kapellenplatz gelegene Gnadenkapelle mit dem wunderthätigen Muttergottesbild. Dieselbe ist im Jahre 1654 vom Superior der Oratorianer, Martin Varendonck über und um das von Heinrich Buschmann errichtete Heiligenhäuschen erbaut worden. Sie bildet ein regelmäßiges Sechseck im Rococostil, mit drei nach Süden sich öffnenden Thüren, sechs ovalen Fensternischen und einem Kuppelthürmchen. Der frühere Holzaltar im Zopfstil, der eine gemalte Darstellung des pilgernden Jesusknaben umschloß, ist jetzt durch einen Marmoraltar in Renaissancestil ersetzt und umrahmt oben ein Bild der unbefleckten Empfängniß, während am Antipendium ein werthvolles Bild in Bronce die Darstellung der

hl. drei Könige, die ersten Wallfahrer, enthält. Der innere Raum vermag kaum 60 Personen zu fassen. Dieselben können einzeln durch eine Thüre an der Epistelseite ganz nahe vor das hinter dem Altar eingemauerte Gnadenbild hintreten, um da knieend zu beten und dem Bild ihre Verehrung zu bezeugen. Stundenlang dauert oft diese langsame Procession von der Epistelseite vor die Nische, und an der Evangelienseite kommen die Andächtigen wieder in die Kapelle zurück. An den Tagen, welche die meisten Pilger bringen, ziehen fast ununterbrochen vom Morgen früh bis in den späten Abend die Beter an dem Bildchen vorbei. Viele müssen sich, wenn der Andrang gar zu groß ist, mit dem Anblick desselben vom äußeren Platz her begnügen. Dort, an der Nordseite, wird nämlich jeden Morgen in aller Frühe ein eiserner Gitterverschlag herabgelassen, so daß man auf der ringsumlaufenden steinernen Stufe knieend das Gnadenbildchen in gerader Richtung etwa auf drei Fuß Entfernung vor sich hat.

Dieses kleine Bild auf Papier, ohne jeglichen Kunstwerth, ist ein ganz gewöhnlicher Holzstich, eine Copie des Luxemburger Muttergottes-Bildes. Die schwarz gedruckte Bildfläche ist etwa 4 Zoll hoch und $2^1/_2$ Zoll breit, ist unter Glas auf ein Holztäfelchen geheftet und mit einem silbervergoldeten Rahmen nebst einigen mehr oder weniger werthvollen Weihegeschenken umgeben. Das ist Kevelaer's Kleinod, das wie ein wunderbarer Magnet die Herzen von Millionen seit mehr als zwei Jahrhunderten an sich gezogen hat und noch an sich zieht. Die bogenförmige Einfassung des Gitterverschlags trägt in großen Buchstaben die Aufschrift: „Consolatrix Afflictorum". Die Trösterin der Betrübten wohnt in Kevelaer so klein und bescheiden, wie wohl an keinem anderen Wallfahrtsorte der Erde. Aber vielleicht zieht sie eben deshalb um so zahlreicher die Herzen an sich, weil sie durch die Unscheinbarkeit des Bildes sich von Neuem als die demüthige „Magd des Herrn" erweist. So hat sie sich selbst genannt, hat aber auch über sich jene Weissagung ausgesprochen: „von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter", und diese Worte gehen so recht in Kevelaer in Erfüllung.

Vor dem Kapellchen werden täglich Hunderte von Kerzen geopfert, so viel, wie wohl an keinem anderen Wallfahrtsorte. Auch in der Kapelle mußte eine Vorkehrung zum Aufstecken der Opferkerzen getroffen werden.

2. Die „große" Kapelle

auch Kerzenkapelle genannt, auf dem südwestlichen Theil des mit Linden und Kastanien bepflanzten Kapellenplatzes gelegen, ist bald nach Beginn der Wallfahrten 1643 im Bau begonnen und schon nach zwei Jahren 1645 vollendet und feierlich eingeweiht worden. Dieselbe ist einschiffig, im Rococostil erbaut und hat ungefähr für 1000 Personen Raum. Im Innern derselben findet man an den Wänden neben und über einander in Reihen, verschieden an Größe und Farbenschmuck, die Opferkerzen aufgestellt, deren jede Procession jährlich eine darbringt. Dieselben werden der ankommenden Pilgerschaar am Ende des Dorfes eingehändigt und dann von sogenannten Kerzenjungfern (meist weiß oder blau gekleidet) zur Kapelle getragen. Ist der Umzug um die Gnadenkapelle vollendet, so wendet sich die Procession zur Kerzenkapelle, wo sie an ihrem Ende angelangt ist. Nachdem von der Litanei das letzte Agnus Dei verklungen, öffnet sich das Tabernakel und die Pilger empfangen auf den Knieen den sacramentalen Segen. Dann wird die Kerze zuweilen unter Absingung der Choralstrophe „Accende lumen sensibus" geopfert und angezündet. Bei einzelnen Processionen findet die Opferung der Kerze erst am folgenden Tage nach einem feierlichen Umzuge statt, bei welchem die Kerze getragen wird. An der Zahl der brennenden Kerzen kann man immer die Zahl der eben anwesenden Processionen erkennen. Unter den Kerzen sind auf metallenen Schildern die Wappen der Pfarreien angebracht, deren Vertreter die Kerze geopfert haben. Diese Schilder bilden eine Art Chronik der Wallfahrt. Auf dem Schild der Stadt Bonn ist z. B. zu lesen, daß schon 1699 400 Pilger aus Bonn die erste Procession machten. Die Processionen feiern auch 25-, 50-, 100-, 150—200-jährige Jubiläen und jedes derselben wird auf dem Schilde notirt. Dort findet man auch das Wappenschild des königl. preußischen Hauses, welches Friedrich Wilhelm I. mit der Versicherung seines beständigen Schutzes für die Wallfahrt unter einer von ihm persönlich geopferten Kerze anbringen ließ. Jede Procession hat für ihre Kerze den ein für alle mal angewiesenen Platz. Die Kerzen brennen nicht nur während der Anwesenheit der Procession, sondern werden auch an Allerheiligen und Allerseelen, Maria Empfängniß, Lichtmeß und Verkündigung angezündet. Amsterdam und Utrecht opfern Kerzen von je 100 Pfd., Rotterdam von 75 Pfd., Oß von 70 Pfd., Thiel von 60 Pfd., Bonn und Düsseldorf von je 50 Pfd.

Ein helltönendes Glockenpaar in dem Dachreiter hat die Bestimmung, jede Proceſſion bei ihrer Ankunft zu begrüßen, und auch jeder abziehenden noch einen Scheidegruß nachzuſenden. So kann es kommen, daß dieſelben an einem Tag wohl 30—40 Mal geläutet werden. Ebenſo oft wird auch dort der ſacramentale Segen gegeben.

Früher wurde während der Octaven in der großen Kapelle täglich ein Hochamt und eine Nachmittagsandacht gehalten. Jetzt findet dieſer Gottesdienſt in der großen Marienkirche ſtatt. Das Volk verrichtet aber in der Kerzenkapelle immer noch gerne gemeinſchaftlich die Ablaßgebete, und Abends wird hier bis gegen Mitternacht geſungen und gebetet.

In der Kerzenkapelle werden jeden Tag die nöthigen Benedictionen der Andachtsgegenſtände vorgenommen, wozu die in Kevelaer anſäßigen Prieſter die ausgedehnteſten Vollmachten beſitzen. Oft muß 10 mal in einem Tage benedicirt werden. Die Pilger nehmen ja ſehr viele Andenken für ihre Angehörigen nach Hauſe und laſſen die verſchiedenſten Abläſſe ꝛc., auf die Devotionalien (Roſenkränze, Medaillen, Bilder) weihen oder ſich auch in Bruderſchaften aufnehmen.*) In der jüngſten Zeit iſt eine Reſtauration der großen Kapelle mit möglichſter Schonung des Hergebrachten ausgeführt worden und Malerei der Fenſter iſt in Ausſicht genommen.

3) Die neue, große Marienkirche.

Die Anregung zum Bau derſelben gab der kunſtſinnige Biſchof Johann Georg Müller von Münſter im Jahre 1854. Die Mittel dazu wurden zum Theil aus dem Beſitz der Pfarrkirche, zum größten Theile jedoch aus den Opfergaben der Pilger beſtritten. Den Hauptplan im ſtrengen frühgothiſchen Stil hat der berühmte Architect Vincenz Statz in Köln geliefert, die Ausführung des Baues und die innere Ausſchmückung lag in der bewährten Hand des Architecten Hertel in Münſter.

Am 12. Juni 1858 wurde vom Präſes van der Meulen der erſte Stein zum Fundament, und am Maria-Himmelfahrtsfeſte desſelben Jahres vom Biſchofe Johann Georg der Grundſtein zum Hochaltar geweiht. Dieſer Stein ſtammt aus den Katakomben des hl. Calliſtus aus Rom und iſt ein Geſchenk Pius IX.

*) Die geweihten Gegenſtände werden meiſt auch noch an dem Gnadenbilde angerührt.

Das Kirchenſchiff und ein Theil des Thurmes war 1864 vollendet und konnte am Tage Mariä Heimſuchung die feierliche Einweihung ſtattfinden. Sieben Kirchenfürſten waren dazu erſchienen. Die Biſchöfe Paulus Melchers von Osnabrück, ſpäter Erzbiſchof von Köln und jetzt Cardinal in Rom, Paradis von Roermond, Wilhelm Emanuel v. Ketteler von Mainz, und die Weihbiſchöfe von Münſter, Köln und Paderborn ſtanden dem Oberhirten der Diöceſe bei dieſer hl. Handlung zur Seite. Der Biſchof von Münſter nahm die Conſecration des Gebäudes und des Hochaltars vor, und zu gleicher Zeit wurde die Conſecration der vier Seitenaltäre durch den Biſchof von Mainz und die Weihbiſchöfe von Köln, Paderborn und Münſter vollzogen. Der Oberhirt der Roermonder Diöceſe hielt das Pontificalamt und nach dem Evangelium beſtieg Biſchof Paulus Melchers die Kanzel und hielt die Feſtpredigt.

Im Jahre 1883 war auch der 293 Fuß hohe Thurm vollendet, und im folgenden Jahre fand durch den Biſchof Johann Bernard die feierliche Glockenweihe ſtatt. Die fünf melodiſchen Glocken a, c, d, e, f, (Salvator, Maria, Joſeph, Antonius, Bernhard) wiegen 180 Centner und ſind von R. Edelbrock in Geſcher gegoſſen.

Die Kirche vermag 9000 Perſonen zu faſſen. Das Mauerwerk beſteht aus rothen Ziegeln, die Ornamente und Hauptconſtructionstheile aus weißen Hauſteinen. Der Thurm geht auf Dachhöhe vom Viereck ins Achteck über, iſt von ſchlanken Eckthürmchen flankirt und endigt in einer ſchlanken Pyramide. Der Grundplan iſt ein lateiniſches Kreuz in der Länge von 220 Fuß und in der Breite von 106 Fuß; die Höhe des Gewölbes beträgt 72 Fuß.

Der Hochaltar iſt von Hertel aus weißem Sandſtein gemeißelt. Reliefs und Bildſäulchen ſind Schöpfungen des Bildhauers Fleige aus Münſter. Sämmtliche Bilder und Figuren beziehen ſich auf das hl. Sacrament und Opfer (Opfer Melchiſedechs, Paſchamahl, Manna, Abendmahl). Die Fenſter des Hochaltares enthalten in 7 Glasgemälden von Capronnier aus Brüſſel in der Mitte die Krönung Mariä und zu deren Seiten die 14 Nothhelfer. Die Säulen des Chors ſind mit den Bildern der 12 Apoſteln geſchmückt. Ueber dem Eingang des Chores, deſſen Flur mit Mettlacher Platten belegt iſt, ſchwebt in der Höhe ein mächtiges Triumpfkreuz. In den Nebenchören haben 4 Klappaltäre mit alten Gemälden und polychromirtem und reich vergoldetem Schnitzwerk Platz gefunden. Dieſelben ſtammen aus

alten Kirchen und sind durch den Geistl. Rath Münzenberger in Frankfurt aus alten Rumpelkammern wieder hervorgezogen worden. Beichtstühle, Bänke und Orgel sind geschmackvoll und zum Ganzen passend. In den Nebenchörchen fehlen noch die Glasgemälde und die Decoration der Wände. Schon im nächsten Jahr wird mit der Ausschmückung derselben begonnen werden und zwar sind dafür Scenen aus dem Leben Mariä mit den entsprechenden alttestamentlichen Vorbildern in Aussicht genommen.

4) Die Beichtkapelle.

Seit Beginn der Wallfahrt bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hat man, als die Wallfahrtskapelle bald nicht mehr ausreichte, die Räumlichkeiten des Klostergebäudes zum Beichthören benützt. Um manchen unvermeidlichen Uebelständen abzuhelfen, gab Bischof Johann Georg die Anregung zu dem Bau einer eigenen Beichtkapelle. Im Jahre 1857 wurde ein Theil der alten Klostergebäude abgebrochen und schon bei Beginn der Wallfahrt 1858 konnte die neue Beichtkapelle ihrer Bestimmung übergeben werden. Sie ist ein in gothischem Stil aufgeführtes zweischiffiges Gebäude, das 130 Fuß in der Länge und 20 Fuß in der Breite mißt und 18 Beichtstühle faßt. Ebenso viele befinden sich noch in den Anbauten, Kirchen und Kapellen. In einem An- oder Vorbau ist die holländische Beichtkapelle mit sechs darein mündenden Zimmern, die nach Art der holländischen Beichtkammern eingerichtet sind. An dem Altar der Beichtkapelle wird an Confluxtagen die hl. Messe gelesen.

Die Wände, sowie die Gewölbekappen der 10 Joche werden gegenwärtig von dem Historienmaler Stummel mit einem Bildercyklus geschmückt, dessen Ausführung dem strebsamen Künstler alle Ehre macht. An der Epistelseite des Altars befindet sich eine Darstellung des jüngsten Gerichts, die von ergreifender Wirkung ist. An der rechten Seitenwand sind die Vorbilder der Buße und Versöhnung, die hl. Magdalena und der hl. Petrus dargestellt. Vorläufig ist blos das rechte Schiff in Angriff genommen und wird in seiner Vollendung die göttliche Barmherzigkeit durch Bildwerke aus den neutestamentlichen Parabeln veranschaulichen, während das linke Gottes Gerechtigkeit durch alttestamentliche Strafgerichte darstellen wird. Die bis jetzt vollendeten Bilder enthalten in je vier Abtheilungen folgende Scenen: Die klugen und thörichten Jungfrauen,

Digitized by Google

den barmherzigen Samaritan, den guten Hirten, den verlorenen Sohn, den reichen Praſſer und den armen Lazarus, den Sämann, die Arbeiter im Weinberge, den Weizenacker, die Talente, das Gaſtmahl. An den vier Ecken ſollen vier große Bilder angebracht werden, welche die vier letzten Dinge des Menſchen: Tod, Gericht, Himmel und Hölle darſtellen; eines derſelben, das Gericht, iſt bereits fertig geſtellt, wie oben bemerkt wurde. Zwiſchen den Beichtſtühlen iſt noch ein Kreuzweg mit einfachen Stationsbildern angebracht, der von den meiſten Pilgern in den ſpäteren Vormittagsſtunden, wenn die Beichten nachlaſſen, eifrig beſucht wird.

5) Die übrigen hl. Orte.

An keinem Wallfahrtsort der Welt iſt die Andacht ſo öffentlich und gemeinſchaftlich wie in Kevelaer. Hier wird jede Straße durchbetet. Um ſo mehr geſchieht dies, wo z. B. ein Crucifix oder ein kleines Kapellchen errichtet iſt. Unter den letztern iſt am öſtlichen Ende des Dorfes die ſogenannte „Maria in der Noth" zu erwähnen, wo ein Bild der ſchmerzhaften Mutter Gottes verehrt wird. Am ſüdlichen Ende des Dorfes ſteht die kleine dem hl. Antonius geweihte gothiſche Pfarrkirche, die ganz ſchlicht und einfach, aber ſauber gehalten und mit einer reſtaurirten Vorhalle verſehen iſt. Die Pilger verfehlen nicht, auch hier ihre Andacht zu verrichten. Oft wird hier für die Proceſſionen eine Predigt gehalten.

Ein noch mehr beliebtes Ziel der Wallfahrer iſt der ſ. g. krauſe Baum, eine mächtige Linde mit einem Calvarienberg von Sandſtein, 1/4 Stunde ſüdlich vom Dorf gelegen. Dieſer Ort iſt auch unter dem Namen „das rothe Kreuz" bekannt und ſteht bei den Pilgern in hohen Ehren. Sehr viele Proceſſionen ziehen hierher, und auf dem freien Platz unter dem Laubdach beſteigt meiſt der geiſtliche Proceſſionsführer die improviſirte Kanzel und hält eine Predigt.

Dieſer Calvarienberg iſt zugleich die drittletzte Station eines neuen Kreuzweges, der 25 Minuten vom Dorf entfernt errichtet iſt. Derſelbe iſt mit Zierſträuchern eingefaßt und iſt oft des Abends der Schauplatz von rührenden Proceſſionen mit brennenden Lichtern. Auch zu jeder Tagesſtunde wird derſelbe von vielen Schaaren laut betender Pilger begangen. Die einzelnen Stationen ſind zum größeren Theil jetzt noch mit einfachen Kreuzen aus Holz bezeichnet, aber bereits ſind ſechs ſtattliche Häuschen errichtet, in welchen Stationsbilder von weißem Sandſtein aufgeſtellt werden. Dieſelben werden

von dem berühmten Bildhauer Fleige in Münſter verfertigt, und man darf kühn behaupten, daß hier einer der ſchönſten Kreuzwege auf deutſchem Boden entſteht. Sechs Bildergruppen ſind bereits vollendet. Jede einzelne Station koſtet gegen 2000 Mark. Die Rotterdamer Proceſſion hat zur Erinnerung an ihr Wallfahrtsjubiläum eine ſolche Station (die Grablegung) geſtiftet.

Alle genannten Kapellen und Kirchen ſind durch die freiwilligen Opferſpenden der Pilger errichtet worden und werden auch von denſelben erhalten. Der Kreuzweg wird auf Koſten der Pfarrkirche hergeſtellt und erhalten.

III. Wallfahrtsleben.

Wenn ſchon das ganze Jahr hindurch auch während der Wintermonate einzelne Pilger nach Kevelaer kommen, ſo beginnt doch die eigentliche Wallfahrtszeit erſt Ende Juni mit dem Feſte Peter und Paul und endigt mit Allerheiligen. Und zwar ſind es beſonders die Feſte der Heimſuchung, Himmelfahrt und Geburt Mariä ſowie deren Octaven, nach welchen ſich die Pilgerzüge zu richten pflegen. Weil aber in den holländiſchen Diöceſen gedachte Feſte am Tage ſelbſt, in der Münſter'ſchen und Kölner Diöceſe erſt am folgenden Sonntage gefeiert werden, und weil die Pilger auch ſchon einige Tage vor den Feſten ſich einfinden, ſo ſind auf ein ſ. g. Kevelaerer Octav immer circa 14 Tage zu rechnen. In der Heimſuchungsoctav kommen mehr die benachbarten Ortſchaften und in den beiden letzten Octaven die entfernteren und ausländiſchen. Die zweite und dritte Octav gehen ſo ziemlich in einander über. Der größte Conflux entſteht während der letzten Octav und läßt erſt mit dem 20. September nach, aber an den Samstagen und Sonntagen des Roſenkranzmonates ſehen wir Kevelaer wieder mit Pilgern angefüllt. Am Vorabend von Allerheiligen und am Feſt ſelbſt iſt der Conflux von Pilgerſchaaren wieder ſo ſtark, daß man an dieſen Tagen ſchon gegen 30,000 Pilger gezählt hat. Mit Allerſeelen zieht in Kevelaer die Winterſtille ein.

Schreiber dieſer Zeilen kennt viele andere und zwar die beſuchteſten Wallfahrtsorte: Loretto in Italien, Maria Zell in Oeſterreich, Altötting in Bayern, Einſiedeln in der Schweiz u. a. m. Nach Altötting kommen wohl auch 170 Proceſſionen, meiſt im Frühjahr, wenige im Herbſt und werden dort auch während des Jahres

230,000 hl. Communionen ausgetheilt, aber das Wallfahrtsleben ist doch nicht so öffentlich und so erbaulich wie in Kevelaer. Auch muß bemerkt werden, daß in Kevelaer nur ungefähr die Hälfte der Pilger die hl. Sacramente empfängt, weil die Abläſſe gewonnen werden können, wenn auch der Empfang der Sacramente dem Bittgang 8 Tage vorausgegangen iſt. Nach Einſiedeln kommen hauptſächlich an Pfingſten, Frohnleichnam, Mariä Himmelfahrt und zumal am Feſt der Engelweihe im September große Schaaren von Pilgern, die auch ſchon die Zahl von 12,000 an einem Tage erreicht haben. Dieſelben ſammeln ſich aus der ganzen Schweiz, Elſaß, Baden, Württemberg, Vorarlberg, aus Italien und Frankreich, aber das Proceſſionsleben iſt dort nicht bekannt, und die Andacht iſt mehr eine private, als gemeinſame und öffentliche. Die Zahl der hl. Communionen iſt dort ſchon auf 204,000 geſtiegen.

Kevelaer hat das Eigenthümliche, daß ſich das Wallfahrtsleben daſelbſt großentheils im Proceſſionsleben äußert und daß die meiſten Andachten gemeinſam und öffentlich gehalten werden. Hier findet das großartigſte offene und freie Bekenntniß des Glaubens ſtatt. Der Mariencult feiert hier Triumphe wie nirgends. Während die Pilger an andern Orten nur zu gemeinſchaftlichem Gottesdienſt ſich verſammeln und auch bei ihrer Privatandacht ſich auf das Innere der Kirche beſchränken, erſcheint Kevelaer und zwar faſt der ganze Ort ſozuſagen als ein einziges großes Heiligthum. Stehend und knieend, wandelnd und ausruhend, ſtill und halblaut, in Proceſſion, kleineren Gruppen oder für ſich allein ergeht ſich der Pilger in ſeiner Andacht unter freiem Himmel, auf der Straße wie in einem der Gotteshäuſer.

Sämmtliche Diöceſen Hollands, auch Lüttich, ſenden Proceſſionen, ferner die Erzdiöceſe Köln und die Diöceſen Paderborn und Münſter. Während vor dem Culturkampf ca. 320 Proceſſionen erſchienen, kommen jetzt noch ungefähr 300 innerhalb der Monate Juli, Auguſt und September. Im Verlauf der Octaven können 20—30 Proceſſionen an einem Tage in Kevelaer anlangen. Am 8. September 1885 wurden deren 27 gezählt. Am 16. Auguſt 1885 wurden 12,000 hl. Communionen ausgetheilt. Im Jahre 1884 belief ſich die Geſammtzahl der Communionen auf 128,500, im Jahre 1885 auf ungefähr 140,000. Der Fall, daß an einem Tage 7—8000 hl. Communionen ausgetheilt werden müſſen, ereignet ſich öfters. Am 6. September 1885 waren 20,000 Pilger anweſend;

die Zahl derſelben iſt an einem Tage ſchon auf 25- und 30,000 geſtiegen. Die Geſammtzahl der Pilger beläuft ſich in einem Jahr auf 230,000. Vom 15. Auguſt bis 20. September ſind wohl täglich durchſchnittlich 15 Prieſter im Beichtſtuhl 7—8 Stunden und noch länger beſchäftigt.

Zu den älteſten Proceſſionen ſind die aus Geldern und Düſſeldorf zu zählen. Daß verſchiedene derſelben ſchon einhundert- und zweihundertjährige Jubiläen gefeiert haben, wurde bereits oben erwähnt und iſt auch auf deren Kerzenſchildern zu leſen. Ja es hat ſich ſchon der Fall ereignet, daß ein Pfarrer in der Eigenſchaft als Proceſſionsführer ſein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat. Es iſt dies Wilhem Janßen, Pfarrer von Myhl † 1751, der mit der Proceſſion 53 mal zum Gnadenbild nach Kevelaer gepilgert iſt. Oft ſind 60—70 Prieſter an einem Tag in Kevelaer, da die holländiſchen Proceſſionen immer von einer großen Anzahl begleitet werden. Die entfernteſten Proceſſionen kommen aus der Eifel, von Bonn, Brühl, Düren, Montzen, Aachen und aus Holland und ſind oft 8 Tage unter Wegs. Die Zahl der Pilger iſt bei den einzelnen Proceſſionen ſehr verſchieden. Aus kleinen Ortſchaften iſt die Anzahl oft eine ſehr geringe, größere Städte kommen in größerer Zahl. Amſterdam kommt mit 800 aus beſſeren Ständen, Veghel hatte letzten Sommer 1200 Pilger, Utrecht 2000, Eſſen ſandte das letzte Mal 2200, aber früher einmal kamen von Eſſen 4000, was die höchſte Zahl iſt. Köln würde wohl auch ſo viel ſenden, allein es bleibt etwas hinter dieſen Zahlen zurück, weil von dort zwei Proceſſionen kommen. Die ſchönſten deutſchen Pilgerzüge ſind: Kempen, Neuß, Düſſeldorf, Eſſen, Borbeck, Aachen, Köln, Bonn, Düren, Geldern, Goch; die ſchönſten holländiſchen: Veghel, Oß, Amſterdam, Utrecht, Arnheim, Schiedam, 'sBoſch.

Die Phyſiognomie von Kevelaer ändert ſich in der Wallfahrtszeit täglich und jede Stunde. Es vergeht kein Tag, der nicht etwas Neues brächte, und wenn ein Beobachter zehn Jahre lang genau zuſieht, hat er Kevelaer noch nicht ganz ausſtudirt. Sind auch die Proceſſionen im Weſentlichen alle gleich, ſo hat doch jede in untergeordneten Punkten einen eigenen Ritus, von dem ſie nicht abläßt. Die meiſten Pilger benutzen ein Wallfahrtsbuch, z. B. „der Pilgerſtab“ oder „der wohlmeinende Brudermeiſter“, von welchem Dutzende verſchiedener Ausgaben exiſtiren, die ſich von Generation zu Generation fortpflanzen. Es befinden ſich darin Andachten für

jeden Tag der Bittfahrt vom Aufbruch bis zur Rückkehr und für den Aufenthalt in Kevelaer. Dieſelben beziehen ſich auf das Leben Jeſu und Mariä und auf die verſchiedenſten Anliegen der Pilger und der ganzen Chriſtenheit. Die ſogenannten Brudermeiſter ſind die Vorbeter; mit ſilbergezierten und bekränzten Stäben geben ſie den Tact der Geſänge und die Wechſelgebete an. Eine Proceſſionsfahne, die an der Spitze getragen wird, iſt in der Regel mit dem Kevelaerer Gnadenbild verſehen. Einige Fahnen, Crucifixe, Stäbe ꝛc. ſind beim Abzug von Kevelaer mit Kränzen geſchmückt, und alle Bruderſchaftsmitglieder tragen ihr Abzeichen. Die Fahnen, deren man bei großen Proceſſionen 50 auch 100 zählen kann, haben ihre coſtümirte Ehrenwache mit Degen, Schärpen ꝛc. Eine holländiſche Fahne iſt in der Regel von zwei kleineren Fähnchen begleitet und an der großen hängen 4 lange Kordeln mit Quaſten herunter, die von 4 weißgekleideten Jungfrauen gehalten werden. Manche Pilgerzüge bringen eine Anzahl ſ. g. Bräutchen mit, weißgekleidete Mädchen, welche religiöſe Embleme, Symbole und Blumen tragen. Die Chargirten, Bräutchen, Fahnenträger aus der Erzdiöceſe ſtellen ſich während des Hochamtes im Unterchor der Kirche auf. Die meiſten Proceſſionen bringen Sängerchöre, mehrere holländiſche auch Muſikchöre mit ſich. Die letzte Proceſſion ſtellt Kevelaer ſelbſt am Ende des Septembermonats. An Allerheiligen kommen nur Schaaren von Pilgern, keine Proceſſion mehr, ſo groß auch der Conflux ſein mag. Nur von Neuß geht Mitternachts 12 Uhr vom Gottesacker eine ſ. g. Armen-Seelen-Proceſſion aus, die Abends 4 Uhr in Kevelaer ankommt und am folgenden Tage Morgens 10 Uhr wieder abzieht.

Nachdem wir das Proceſſionsleben jetzt im Allgemeinen kennen, wollen wir einen ſolchen Zug von ſeiner Abreiſe bis zur Rückkehr verfolgen und namentlich hervorheben, was in Kevelaer ſelbſt während der Wallfahrt geſchieht.

Wie bereits bemerkt, gehen die zu treffenden Anordnungen und die Führung der Proceſſion in vielen Gemeinden von den Brudermeiſtern aus. Dieſe machen vorher in Kevelaer die Anzeige, beſtellen dort die zu opfernde Kerze, beſorgen die Einladungen, ſorgen für die begleitende Proceſſionskarre, auf der Altersſchwache und Kranke Platz finden, ſowie die Mundvorräthe und einiges Gepäck der Pilger. Das Gefährt, Kerze, Muſik, Hochamt ꝛc. verurſachen manche Auslagen, wofür die Brudermeiſter wiederum durch freiwillige Gaben aufkommen. In Holland gehen einzelne Proceſſionen von Bruder-

schaften aus und die Kosten, welche erwachsen, werden aus der gemeinschaftlichen Bruderschaftskasse bestritten. Diejenigen, welche sich der Bittfahrt anschließen, bekommen von den Angehörigen, Freunden und Bekannten eine Menge Aufträge, Opfer, Empfehlungen und Anliegen für die Mutter Gottes. In Bonn und Köln besteht eine eigene Fundation für die Kevelaerer Andacht, und so lange von dort die Procession unter Wegs ist, wird täglich ein Leviten-Hochamt und eine besondere Andacht gehalten. Den Ausgang nimmt jede Procession von der Kirche nach Empfang des sacramentalen Segens. Kreuz und Fahnen werden auf dem ganzen Weg von eigens costümirten Trägern vorangetragen. Welche Mühe ist dies, wenn die Procession, was bei manchen der Fall ist, 8 Tage lang sich auf dem Wege befindet? Täglich wird ein Weg von 8—10 Stunden zurückgelegt. Viele machen den Bittgang bei Wasser und Brod, denn der Pilger betrachtet die Wallfahrt als Bußübung und scheut keine wunden Füßen, nicht Hunger oder Durst, Hitze oder Regenschauer, Beschwerden und Unbequemlichkeiten des langen Weges. Dreimal wird des Tages gerastet und eine kleine Erfrischung (meist Kaffee) genommen. Jeder Tag der Bittfahrt beginnt mit einer hl. Messe und sacramentalem Segen, der den Tagesmarsch auch wiederum beschließt. Passirt eine Procession eine Ortschaft, so wird ein Lied gesungen und die Pilger bekommen von den Ortsangehörigen „viele Grüße an die Mutter Gottes". Jeden Tag auf dem Hin- und Rückweg wird eine oder auch mehrere Predigten gehalten. Der Weg, den die Procession, nimmt, ist seit Beginn der Wallfahrt meist derselbe und man weicht von der hergebrachten Richtung nicht ab. Oft wird der unbequemste Weg gegangen, weil die Vorfahren denselben eingeschlagen haben; es darf an dem Hergebrachten nicht gerüttelt werden. Gingen die Vorfahren einen Weg, wo jetzt ein Busch steht, so geht das Volk mit Kreuz und Fahnen durch den Busch, während oft nebenan eine bequeme Straße führt. An demselben Plätzchen wird gerastet, gepredigt, wie es von Alters her der Brauch war. Ebenso wird jedes Jahr das Nachtquartier in derselben Ortschaft genommen. Viele begnügen sich mit einem einfachen Strohlager und einzelne Pilger kommen 8 Tage lang nicht aus den Kleidern. Selbstverständlich wird für strengste Trennung der Geschlechter Sorge getragen und es ist noch nie eine Klage über Excesse während einer Procession nach Kevelaer laut geworden. Werden die Geschlechter unterwegs schon sorgsam getrennt, so geschieht dies um so mehr in den Gast-

höfen zu Kevelaer, und es kann Bürgschaft übernommen werden, daß in hundert Jahren nicht der hundertste Theil von Unfug vorgekommen ist, der in einem kleinen Dorf bei einer Kirmeß vorkommt. Jetzt finden die Pilger regelmäßig ein Bett in Kevelaer, früher begnügten sich Einzelne auch hier mit Heu und Stroh. Seitdem die Eisenbahn den Wallfahrtsort berührt, kommen auch viel mehr Pilger, die den besseren und wohlhabenden Ständen angehören. Auf dem Wege wird immer abwechselnd gebetet und gesungen, wie „der Pilgerstab" es vorschreibt. Meist folgen Rosenkränze und Litaneien, aber auch andere Gebete für die verschiedensten Anliegen. Oft wird volle Stunden lang ohne Unterbrechung gebetet — drei bis vier Rosenkränze — und erst dann wird eine halbe Stunde lang gepauſt. Die Brudermeister gehen in der Mitte und sind nicht nur an ihrem Stab, sondern auch an Schärpe und an dem Brustschild mit dem Kevelaerer Bild erkenntlich. Erheben sie den Stab, so ist dies ein Zeichen, daß eine Seite mit dem „Gegrüßt seist du" beginnen soll.

Das Volk hängt mit einer Zähigkeit am Hergebrachten, daß es staunenswerth ist. Der Ritus für jede Processsion, Lieder und Gebete ꝛc. kurz Alles bleibt, wie es immer war. Winkt einmal den Pilgern der Thurm von Kevelaer entgegen, dann strahlt Freude auf allen Gesichtern und die Schritte werden beschleunigt. Und kommt erst der Ort selbst in Sicht, so fallen oft alle Wallfahrer auf die Kniee nieder und verrichten ein stilles Gebet, worauf ein frohes Lied folgt. Vielfach erwartet aus derselben Gemeinde eine Schaar, die in einem Extrazug vorausgefahren, die Processsion in der Nähe des Bahnhofes. Jetzt verlassen auch Altersschwache und Gebrechliche die Karren und schließen sich der Processsion durch das Dorf an. Ein Musikchor empfängt die Ankommenden am Ende des Dorfes, die Opferkerze wird ihnen eingehändigt, welche Jungfrauen tragen, und unter dem Klang der Instrumente, unter Absingung von Marianischen Liedern, unter Gebet mit dem Refrain: „Zu Dir, Maria, kommen wir, deine Gnad begehren wir" setzt sich der Zug langsam durch die Hauptstraße in Bewegung. Nähert er sich dem Kapellenplatz, so ertönen die hellen Glöcklein und läuten so lange, bis die Processsion in die große Kapelle eingezogen ist. Vorerst wird aber dem Gnadenbild ein kleiner Besuch abgestattet, wobei viele Processsionen vor demselben auf die Knie fallen und ein stilles Gebet verrichten. Andere haben die Gewohnheit, dreimal um die Gnadenkapelle herumzuziehen, ehe die Processsion in der

großen Kapelle ihr Ende findet. Dort wird der sacramentale Segen gegeben und die Kerze geopfert, wie oben schon gezeigt wurde. Unterdeß haben die Bagage-Karren mit den Mundvorräthen vor der Herberge Halt gemacht. Es werden immer dieselben Häuser wieder aufgesucht, wo die Pilger wie alte Freunde bewillkommt werden. Auch die kleinsten Häuser sind in Kevelaer für Beherbergung von Fremden eingerichtet, dieselben finden überall die freundlichste Aufnahme, werden wie Angehörige behandelt und keineswegs ausgebeutet. Es ist erstaunlich, wie billig die Pilger leben; die Schlafstätte kostet blos 30 Pfennige, ein Bett im Hotel 1 Mark. Das ärmere Pilger-Volk läßt sich zumeist täglich nur dreimal heißes Kaffeewasser geben, da viele Kaffeemehl mitgebracht haben, und das Wasser kostet 4 Pfennige. In den Gasthöfen kann man auch sehr gut table d'hôte speisen zu M. 1.50 Einzelne Wirthshäuser können 200 Personen logiren. In der Herberge sind die Pilger so still und ruhig fast wie in der Kirche. Die Wirthe, Brudermeister und Geistliche rechnen es sich zur Ehre an, zu sorgen, daß Alles gesittet und ordentlich hergeht. Die Polizei hat in Kevelaer nie etwas zu rügen; ihr ganzes Personal besteht aus zwei Mann. Ja Friedrich Wilhelm IV. hatte Recht, wenn er sagte: „Die Leute, welche hierher kommen, sind nicht gefährlich." Aber die Kevelaerer Einwohner verdienen selbst alles Lob. Der Segen der Wallfahrt ist auch bei den Ortseingesessenen recht fühlbar, und es herrscht ein recht lebendiges religiöses Leben an dem Gnadenort. Nur ein einziger Moment sei beispielsweise noch erwähnt; in Kevelaer wird niemals eine Tanzmusik abgehalten.

Wir haben die Procession nach ihrer Auflösung ins Quartier begleitet. Verfolgen wir jetzt die Pilger weiter während ihres Aufenthaltes in Kevelaer. Wer die hl. Sacramente da zu empfangen wünscht, verfügt sich zur Beichtkapelle, die wir kennen, und oft müssen die Beichtkinder lange genug warten, bis die Reihe an sie kommt. Andere suchen die Kaufbuden und Geschäftshäuser auf, um ihren Bedarf an Devotionalien für sich und ihre Angehörigen zu kaufen. Es finden sich da die größten Geschäfte für Paramente, Fahnen, kirchliche Geräthe aller Art, Bilder, Crucifixe, Rosenkränze, Medaillen, Stationen, Gebetbücher ꝛc. Man kauft nirgends besser und verhältnißmäßig billiger als in Kevelaer und zwar von den einfachsten bis zu den werthvollsten Gegenständen. Nur eine Thatsache sei erwähnt. Einige der größten Häuser in Paris schicken

jeden Winter extra für Kevelaer je zwei Reisende, welche von einigen dortigen Häusern Bestellungen von je 10,000 Frs. erhalten.

Die Procession als solche versammelt sich während des Aufenthaltes in Kevelaer wohl noch mehrere Male. Die meisten ziehen ein mal durch das Dorf zur Pfarrkirche oder zum rothen Kreuz, wo eine Andacht mit Predigt gehalten wird. Abends findet wieder gemeinschaftliches Singen und Beten auf dem Kapellenplatz statt. Des Morgens hat die Procession entweder eine stille hl. Messe in der Gnadenkapelle oder ein musikalisches Hochamt in der Marienkirche mit gemeinschaftlicher Communion. Gegen 20 der ältesten Processionen haben das Privileg, Morgens einen theophorischen Umzug auf dem Kapellenplatz zu halten. Auch des Vormittags oder Mittags pflegen sich manche Processionen wiederum zu einer gemeinschaftlichen Betstunde vor dem Gnadenbilde zu versammeln. In der übrigen Zeit besuchen die Pilger einzeln oder in Gruppen die andern hl. Orte in Kevelaer, besonders den Kreuzweg, suchen das Gnadenbild zu verehren und zu küssen, lassen die Devotionalien segnen ꝛc. Andern gefällt es, in stiller Andacht einsam für sich hingekniet an einem ruhigen Plätzchen der Himmelskönigin ihr verborgenes Weh zu klagen, ihr die Vorsätze aufzuopfern, oder sich auf die hl. Communion vorzubereiten.

Bis jetzt haben wir nur einzelne Processionen ins Auge gefaßt. Bedenken wir aber, daß in Kevelaer oft deren 20—30 zu gleicher Zeit anwesend sind, und da müssen wir noch einen Blick auf das gesammte Leben und Treiben werfen.

Des Morgens sieht man die Gnadenkapelle an der Südseite im Halbkreise von mehreren Hundert Personen, Knie an Knie, umlagert, während drinnen von 5—9 Uhr am Gnadenaltar eine Messe auf die andere folgt. Wie andächtig beugen sich die Kniee rings um den lindenbeschatteten Raum, wenn am äußeren Straßenring Köln oder Aachen, Amsterdam oder Rotterdam nach altem Privileg eine Procession mit dem hl. Sacrament hält! Aachen weiß besonders schön die Procession zu schmücken. Vor 3 Jahren ging unmittelbar vor dem Allerheiligsten ein Knabe von 12 Jahren wie ein Diacon gekleidet, mit einem goldenen Lilienstengel in der Hand. Früher konnte man auch das malerische Colorit der verschiedensten Ordenstrachten sehen, die heute so gut wie verschwunden sind. Dagegen kann das betrachtende Auge noch täglich ein buntes Gemisch der verschiedensten Trachten der Pilger beschauen, unter denen be-

ſonders die Holländer hervorſtechen. In wie vielen Sprachen und Dialekten wird geſungen und gebetet! Berg und Mark, Rheinland und Weſtfalen, Holland und Belgien ſind vertreten. Die eine Proceſſion aus Montzen beſteht aus vier Abtheilungen, nach vier Sprachen geordnet. Welch feierliches Stimmengewirre, wenn von kleinen Gruppen hier der Roſenkranz deutſch, dort vlämiſch, dort wieder holländiſch gebetet wird, während vom kräftigen Männerchor einer nahenden Proceſſion als Zwiſchenſatz zur Lauretaniſchen Litanei der Bittgeſang erſchallt: „wir bitten Dich, verlaß uns nicht in unſerer Noth, o du allerſeligſte Jungfrau Maria“.

Wie rührend und erhebend iſt es, wenn wie auf Commando die ganze Proceſſion vor dem Gnadenbild ſich auf die Kniee niederwirft und Alle betend die Arme ausſtrecken! Zu keiner Tageszeit entleert ſich völlig der Raum vor der Gnadenkapelle. Während die Einen den Roſenkranz betend in ruhigem Schritt das Heiligthum immer und immer umwallen, wobei Einzelne aus beſonderer Abtödtung ſogar auf den Knien trotz der harten Steinpflaſter ſich fortbewegen, verharren Andere vor dem Gnadenbild ſo in ſtiller Andacht vertieft, daß ſie für die Außenwelt wie abgeſtorben erſcheinen. Man kann das Auge bei dem ſteten Wechſel in den verſchiedenen Gruppirungen dieſes großartigen Andachtsbildes nicht zu lange bei Einzelheiten verweilen laſſen. Aber der Geiſt empfängt den Geſammteindruck des ſich entfaltenden Schauſpiels und verſpürt den Genuß einer wundervollen Harmonie bei aller Manigfaltigkeit der Formen und Farben, wo Alles paßt und Alles ſich ergänzt. Wie die Disharmonie des Vogelgeſanges im Walde zur Frühlingszeit ſich doch zur Harmonie auflöſt, ſo genießt der chriſtliche Beobachter in dem Chaos von Stimmen doch nur ein polyphones Marienlob. Mit dieſer erhebenden und anſprechenden internationalen Kundgebung des katholiſchen Glaubens im Mariencult kann ſich, was Ordnung, ſittliche Wirkung und innere Befriedigung der Theilnehmer angeht, keine weltliche Feier, keine andere Schauſtellung meſſen. Ein Wallfahrtstag in Kevelaer iſt für das religiöſe Gemüth ein Hochgenuß.

Die im Feſtſchmuck unter Muſik und Geſang und Glockentönen gemeſſen heranwallende Proceſſion, wie der ſtille Beter hinter einem Pfeiler der hl. Orte, der ernſte Pilger in der Sonntagsuniform des Bergmanns, wie der gravitätiſche Holländer als Proceſſionsführer, das fromme Adagio eines Kevelaerer Muſikchors, wie der Vortrag eines Magnificat nach Paläſtrina von deutſchen Stimmen,

oder eines niederländiſchen Marienliedes, die ſtille Meſſe unter der Kuppel des Gnadenortes, wie das muſikaliſche Hochamt in der Marienkirche, das nimmer raſtende Gewoge, ein Kommen und Gehen — das ſind lauter Dinge, die das beobachtende Auge täglich wahrnehmen kann, die ſich alſo immer und immer wiederholen. Aber der Abend bringt die bunteſte Abwechslung in das Kevelaerer Wallfahrtsleben und kann als deſſen Glanz- und Höhepunkt bezeichnet werden. Weil das Leben und Treiben auf dem Kapellenplatz an den Abenden der Confluxtage Kevelaer ſo recht ein ganz eigenthümliches Gepräge, verleiht, lohnt es ſich dasſelbe eingehender zu ſchildern.

Nicht nur wird die Kerzenkapelle ganz mit Pilgern angefüllt wo oft in ſechs bis ſieben Abtheilungen unausgeſetzt laut gebetet und geſungen wird, ſondern auch in der Gnadenkapelle und in ihrer nächſten Nähe bilden ſich ebenſo viele Gruppen. Hier wird zuweilen von einer Gemeinde gemeinſchaftlich aus einem Wallfahrtsbuch gebetet. Nicht ſelten hört man auch aus den Gruppen, die vor dem hell erleuchteten Gnadenbilde gelagert ſind, die kräftige Stimme eines ſchlichten Mannes ſchallen, der als Vorbeter die verſchiedenen Gebetsintentionen verkündigt, welchen die gemeinſchaftlichen Vater unſer und Ave gelten. Allein die Gnadenkapelle mit ihrem Vorplatz und die Kerzenkapelle genügen lange nicht, um die Zahl der Pilger aufzunehmen, denn an den Abenden der großen Confluxtage bewegen ſich oft 10—15,000 Pilger auf dem Platze.

Für Privatandacht iſt an ſolchen Abenden kein Ort. Wohl ſieht man vielleicht ein Dutzend Beter an der Steinbank der äußeren Mauer des Gnadenortes in Andacht verſunken, aber ſonſt bilden ſich überall Haufen und Schaaren, die gemeinſchaftlich ſingen und beten, bis ihnen die Stimmen verſagen. Die einzelnen Proceſſionen bleiben immer zuſammen und bilden gleichſam eine Familie. Man kann wohl an einzelnen Abenden ungefähr 30 Abtheilungen auf dem Platze zählen. Da hört man hunderte von innigen Marienliedern in verſchiedenen Sprachen, die mit ganz außerordentlicher Andacht und Rührung vorgetragen werden. Am häufigſten wiederholen ſich Lieder, die als Refrain in die Lauretaniſche Litanei eingeſchalten werden: „Maria, Maria, wir bitten dich, verlaß uns nicht in unſerer Noth, o du allerſeligſte Jungfrau Maria", „Maria hilf, o Maria hilf uns All, hier in dieſem Jammerthal."

Es gibt jedoch bei dieſen Geſängen und Gebeten die bunteſte Abwechslung. Einige Münſterländer fügen nach drei Anrufungen

der Litanei gedachte Zwischensätze ein, andere nach jeder einzelnen Anrufung. Die Pilger bleiben aber nicht in einzelnen Gruppen stehen, sondern die meisten halten Umzüge auf dem Kapellenplatz unter den Lindenbäumen und zwar so, daß die Gnadenkapelle immer den Mittelpunkt ihrer prachtvollen Evolutionen bildet. Dabei tragen die einzelnen Pilger brennende Kerzen, die meisten jedoch kaufen sich buntfarbige Lampions und halten Fackelprocessionen, die den Glanzpunkt der Wallfahrtsabende ausmachen.

Bei diesen glänzenden Zügen, in ihrer Mitte zahlreiche Fahnen und Transparente mit marianischen Inschriften und Emblemen, wirken auch Sängerchöre und Orchester mit. Die Betheiligung der Pilger ist eine allgemeine. Wohl wird da und dort auch gebetet, aber der Gesang ist vorherrschend, der mit unbeschreiblich frommem Eifer von den verschiedenen Nationalitäten ausgeführt wird. Es ist ganz überraschend, auf welch kleinem Terrain sich eine Procession entfalten kann. Eine einzige macht um die Lindenbäume je nach Bedürfniß oft 8, 10, 12 Schlangenwindungen. Ja es kann vorkommen, daß 6—7 Processionen sich zu gleicher Zeit auf dem Platze bewegen und sich doch nicht durchkreuzen oder verwickeln. Die Brudermeister sorgen dafür, die hierin ein ganz außerordentliches Geschick an den Tag legen. Selbstverständlich können sich nicht mehrere große Processionen von einzelnen Tausenden zu gleicher Zeit auf dem Platze bewegen. Solche ziehen dann durch die Hauptstraßen, zur Pfarrkirche oder zum großen Baum, von wo sie oft erst nach 10 Uhr wiederkehren.

Welch ein Jubel herrscht unter den zahlreichen betenden und singenden Schaaren! Ja man muß Zeuge gewesen sein und gesehen haben, welche Freude auf dem Antlitz von betagten Mütterchen strahlt, wenn sie zu Ehren der Mutter Gottes ein Fackel tragen und Marienlieder singen. Das Alter fühlt sich wieder jung und singt so froh und heiter wie die Jugend, und aus den Augen der Umstehenden stiehlt sich oft eine Thräne vor Rührung und Erbauung. Eine Unordnung ist bei dem großen Gewühl auf dem Platze noch nie vorgekommen.

So wird ohne Unterlaß gesungen und gebetet bis 11 Uhr, ja oft erklingt das letzte Lied: „Milde Königin gedenke," erst noch später in die Stille hinaus. Dann zerstreuen sich die Pilger zu kurzer Rast in die Herbergen und feierliche Ruhe herrscht auf dem sonst so belebten Kapellenplatz; auch darf sich Niemand während der

Nacht in der Kirche aufhalten. Das eiſerne Gitter iſt vor der Oeffnung zu dem Gnadenbild herabgelaſſen, aber ſchon um 3 Uhr, bevor noch der Morgen graut, beginnt das Leben wieder in Kevelaer.

Hier müſſen wir noch ein Wort über das Kevelaerer Orcheſter ſprechen. Dasſelbe ſteht unter der bewährten Leitung des Chordirectors Aenſtoots und entſpricht den hohen und höchſten Anforderungen auf das Glänzendſte. Wir hörten bereits, daß die meiſten Proceſſionen mit religiöſer Muſik in das Dorf eingeführt und wieder hinausgeleitet werden, ferner, daß bei den Fackelproceſſionen vielfach die Muſik mitwirken muß. Allein all dies iſt noch das Geringſte, was das Orcheſter in Kevelaer leiſten muß. Die meiſten Proceſſionen laſſen extra für ſich ein Hochamt halten, und zur Zeit der Octaven, wenn der Conflux am größten iſt, kommt es vielfach vor, daß an einem Tag nicht nur ſechs, ſondern auch acht, ja zehn Hochämter nach einander gehalten werden müſſen. Da fängt nun zuweilen das erſte ſchon um 3 Uhr an. In all dieſen Hochämtern ſpielt immer das Orcheſter, und wird der Geſang mit Inſtrumentalmuſik begleitet. Sonſt wäre es auch gar nicht möglich, daß die Sänger ſo großen Anſprüchen genügen könnten. Die Muſik hält ſich ſtreng an nur kirchliche Pièçen, im Winter wird auch Choral und Paläſtrina-Stil aufgeführt, aber während der Wallfahrtszeit wünſcht das Volk nur muſikaliſche Hochämter. Mag man auch nicht viel auf muſikaliſche Aufführungen beim Gottesdienſt geben, den oft ermüdeten Pilgern dienen ſie ſehr zur erbauenden Erhebung, zumal, wenn wie in Kevelaer nur ausgewählte, möglichſt kirchlich gehaltene Compoſitionen bei richtiger Vertheilung gut geſchulter Singſtimmen zum Vortrag kommen und der Geſang von den Inſtrumenten nicht übertönt wird. Eine ſterbende Frau fragte den Geiſtlichen, der ſie tröſtete: „Iſt's im Himmel auch ſo ſchön, wie in Kevelaer eine Muſikmeſſe?“ Im Ganzen werden jetzt während der Wallfahrtszeit 150 Hochämter gehalten, früher 120.

Noch verdienen die Holländer ganz beſondere Erwähnung. Wer durch Holland reiſt, wird das Volk ſchon wegen der außerordentlichen Reinlichkeit und Nettigkeit der Wohnungen, Straßen und Gärten liebgewinnen, wer aber nach Kevelaer kommt, wird das katholiſche Leben der Holländer hochſchätzen. Sie hängen mit einer bewunderungswürdigen Liebe an Kevelaer und bringen große Opfer dafür, namentlich an Wachs. Die holländiſchen Katholiken behaupten, daß ſie dem Gnadenort Kevelaer vorzugsweiſe die Erhaltung des Glaubens verdanken, weil dies der einzige Ort war, wo ſie ihren

Glauben auch äußerlich zeigen dürften. Sind nun auch die Zeiten langer Verfolgung der Katholiken vorüber, so sind doch der äußern Entfaltung katholischen Lebens in Holland bis zur Stunde noch viele Fesseln angelegt So z. B. darf sich in ganz Holland keine Processsion außerhalb der Kirche zeigen. Deshalb ist bei den Holländern das Bedürfniß, der katholischen Freude und dem katholischen Gefühl Ausdruck zu geben, ganz gewaltig und sie entfalten dabei einen Pomp, der ganz eigenartig- und großartig ist. Was aber noch mehr ins Gewicht fällt, ist der Umstand, daß dieser große Aufwand ausschließlich für Kevelaer gemacht wird, da sie in ihrer Heimath keine Gelegenheit zu religiösen Aufzügen haben. Die holländischen Gemeinden Veghel und Oß bringen je 60 kostbare Fahnen mit sich. Ebendieselben, sowie Gouda und Herzogenbusch haben sämmtliche Anrufungen der Lauretanischen Litanei auf ihren Fahnen. Alle Schmucksachen der Processsion werden in Kisten verpackt auf der Eisenbahn mitgebracht und in Kevelaer am Bahnhof ausgepackt und dann setzt sich die Processsion in Bewegung. Die schönsten Fackelprocessionen werden des Abends von Holländern gehalten. Sie bringen viele Transparente mit sich, namentlich mit der Darstellung des Kevelaerer Gnadenbildes, sie tragen aber auch den Wortlaut katholischer Dogmen auf hohen Stangen in Transparenten von vielen Lampions umgeben in Processsion umher. So war z. B. auf hohen Transparenten zu lesen: „Maria ist ohne Sünde empfangen", auf einem andern: „Der Papst ist unfehlbar". Utrecht entfaltet z. B. eine feierliche Fackelprocessision. An vielleicht 20 hohen Stangen sind je 4—5 Querstangen angebracht, und an jeder von diesen hängen 4—6 Lampions, die in Processsion bis zum großen Baum unter Musik und Gesang getragen werden. Die Processsion aus Herzogenbusch war von 22, die aus Veghel von 27 Geistlichen geführt. Der Gesang der Holländer, der früher dem deutschen Ohr weniger zusagte, hat sich bedeutend gebessert, zumal da die Bruderschaften von der hl. Familie dort meist einen eigenen Gesangchor haben.

Um jedoch ein ganz genaues Bild vom holländischen katholischen Leben zu bekommen, müssen wir eine solche Kevelaerer Processsion speciell ins Auge fassen. Wir wählen dazu die Processsion aus Veghel, von der wir bereits wissen, das sie mit 60 Fahnen, 1200 Pilgern und 77 Geistlichen erschienen ist. Der dortige Pfarrer hat gewiß schon eine Million Gulden verbaut für eine neue Kirche, Schule, Kranken- und Pfarrhaus — und dies Alles aus milden

Opfergaben. Viele Leſer wiſſen, daß die holländiſchen Kirmeſſen ein dunkler Punkt im ſocialen Leben ſind. Was thut nun der Pfarrer in Veghel, um dieſen Krebsſchaden aus ſeiner Gemeinde auszuſchneiden? Er verlegte auf die Tage der Kirmeß die Wallfahrt nach Kevelaer, und ſiehe, die Kirmeß iſt vernichtet. Ebenſo machte es der Pfarrer in Oß mit demſelben Erfolg, und die Proceſſion von Oß wetteifert auch in alleweg bezüglich des Feſtſchmuckes mit Veghel. Zur Belebung der Religioſität trägt in Holland eine Bruderſchaft ungemein viel bei, das iſt die von der hl. Familie. Die Mitglieder derſelben ſind bei dem Bittgang nach Kevelaer immer zahlreich vertreten; dies iſt auch bei Veghel der Fall. Dieſe Proceſſion bringt Einzelbilder und ganze Gruppen von Bilder mit ſich, die ſo groß ſind, daß ſie in keinem bedeckten Wagen Platz fanden, ſondern auf einem unbedeckten geladen werden mußten. Betrachten wir jetzt die Proceſſion näher, wie ſie langſam durch das Dorf nach dem Gnadenort wallt. Voran ſchreitet ein großer Kapuziner-Pater Athanaſius mit ſilberverziertem Proceſſionsſtab. Alle 5—10 Schritte folgt eine Fahne mit den Anrufungen der Mutter Gottes. Die ſchönſten jedoch ſind die Papſtfahne, die Fahne der hl. Familie, der hl. Kindheit Jeſu und vom 3. Orden. Alle Mitglieder der Bruderſchaft von der hl. Familie tragen ihre Medaille an blauem Band; die Frauen ſind ſchwarz gekleidet und tragen gleichfalls Bruderſchaftsabzeichen. Zu beiden Seiten des Thrones der hl. Familie werden niedliche bewegliche Laternen von Silber getragen — gewiß 20 an der Zahl. Die Statue der Mutter Gottes wird von acht blau gekleideten Jungfrauen getragen. Die Statue des Jeſu-Kindes tragen Knaben in blauem Talare mit rothen Käppchen. Eine große Anzahl weiß gekleideter Bräutchen trägt vergoldete Lilien und große vergoldete Bouquets und viele religiöſe Embleme. In der Umgebung der 3 Throne mit den Statuen ertönen hell klingende Metallſchellen. Der Silberwerth an dieſen Thronen iſt ein ſehr großer. So zieht die Proceſſion dreimal um die Gnadenkapelle, ehe ſie ſich in der Marienkirche auflöſt. Dann iſt Hochamt und Predigt, Mittags gemeinſchaftliche Betſtunde vor dem Gnadenbild, Nachmittags Rückkehr zum Bahnhof und Heimfahrt.

Jede holländiſche Proceſſion läßt ein Programm drucken, das allen Theilnehmern eingehändigt wird. Auf jedem derſelben iſt genau nach Stunden und Minuten die Hinreiſe, der Aufenthalt in Kevelaer und die Rückfahrt geregelt. Auch während der Fahrt auf

der Eisenbahn in Extrazügen wird immer gesungen und gebetet. Auf dem Programm ist nicht nur jedes Lied während der ganzen Fittfahrt notirt, sondern von Station zu Station ist die Intention angegeben, in welcher der Rosenkranz oder ein Rosenkranz-Gesetz von den Insassen eines Waggons gebetet werden soll. Aus mehreren uns vorliegenden Prospecten wollen wir nur diejenigen Notizen ausheben, die sich auf den Aufenthalt zu Kevelaer beziehen. Wir bemerken noch, daß manche holländische Extra-Processionszüge bei gutem Wetter schon in Weeze halten, um dann eine längere Procession entfalten zu können. Dies thaten z. B. letzten Herbst Arnheim und Utrecht. Arnheim kam Nachmittags in Weeze an, besuchte dort die Kirche und nach empfangenem Segen setzte sich der Zug in Bewegung zum Gnadenort. Abends 7 Uhr war Andacht und Predigt in der Marienkirche, 9 Uhr Gesang und Gebet vor der Gnadenkapelle, Morgens 7 Uhr levitirtes Hochamt, 9 Uhr Procession mit Musik nach der Pfarrkirche, dort Predigt, Nachmittags 4 Uhr Procession nach dem rothen Kreuz und Predigt, Abends 7 Uhr Andacht und Predigt in der Marienkirche, 9 Uhr Gesang und Gebet beim Gnadenort, den folgenden Morgen 7 Uhr Hochamt, 9 Uhr Procession mit Musik nach der Pfarrkirche und Schlußpredigt, Nachmittags 1 Uhr Procession nach Weeze und Rückfahrt per Bahn. Somit bekam die Arnheimer Procession 5 Predigten in Kevelaer.

Nehmen wir das Programm der Utrechter Procession von 1885. Auf der Fahrt bis Weeze sind die Gebete und Gesänge auf 9 Intentionen vertheilt; die allgemeine Intention der ganzen Procession gilt dem hl. Vater. Nach dem Umzug um die Gnadenkapelle Nachmittags 4 Uhr zieht die Procession in die Marienkirche, wo nach dem Segen eine Predigt gehalten wird. Abends 7 Uhr findet wiederum dort Andacht mit Predigt statt, 9—11 Uhr Gebete, Gesänge und Procession. Am folgenden Tag (16. Sept.) von 6 Uhr folgen 4 hl. Messen nach einander in der Marienkirche für die Pilger, für die Verstorbenen, der Bruderschaft, für Bekehrung der Sünder, für den hl. Vater. ½10 Uhr ist Hochamt mit Predigt, ½3 Uhr Ablesen der Liste der Verstorbenen, ½4 Andacht, Procession zum rothen Kreuz und Predigt, Rosenkranz für den hl. Vater, ½8 Uhr Rosenkranz für die Verstorbenen in der Marien-Kirche, 8 Uhr Predigt über die Verstorbenen, 9—11 Uhr Singen und Beten in der großen Kapelle. Am folgenden Morgen ist 5 Uhr hl. Messe und Communion der Männer, ½6 hl. Messe und Communion der Frauen, 6 Uhr

hl. Meſſe für die Bruderſchaftsmitglieder, ½7 Uhr hl. Meſſe für den Papſt, 8 Uhr Hochamt für Verſtorbene mit Predigt in der Marien-Kirche, ½11 Uhr Abſchiedspredigt in der Marien-Kirche und Proceſſion zur Bahn. Utrecht hat alſo 7 Predigten in Kevelaer bekommen. Aehnlich lautet das Programm (und doch wiederum im Einzelnen verſchieden) von Herzogenbuſch und andere mehr. Zu erwähnen iſt noch, daß die Holländer regelmäßig nach ihrer Rückkehr in die Heimath am darauffolgenden Tag einen ſolennen Gottesdienſt zur Dankſagung für die in Kevelaer empfangenen Gnaden halten. Da den Ausländern verboten iſt, über die preußiſche Grenze in Proceſſionen zu pilgern, müſſen die holländiſchen Pilger meiſt mit Extrazügen kommen.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf unſere deutſche Proceſſionen, wenn die Stunde der Abreiſe ſchlägt und ſie ſich zur Heimkehr anſchicken. Regelmäßig verſammeln ſich die Pilger wieder dort, wo die Proceſſion auf dem Herweg ihr Ende gefunden, in der Kerzenkapelle. Da wird der ſacramentale Segen gegeben und wie beim Kommen auch wieder mit den Glöcklein geläutet. Ganz beſonders rührend iſt der Abſchied vom Gnadenbild. Oft ſieht es aus, als ob die Pilger ſich nur ſchwer vom Gnadenkapellchen trennen können. Dreimal wird es in Proceſſion umzogen, dann fallen alle vor dem Bild auf die Kniee nieder und tragen nochmals der Himmelskönigin ihre Anliegen vor, dann wird ein Abſchiedslied geſungen, jetzt nochmals eine kleine Pauſe für ſtilles Gebet gewährt, endlich wird das Zeichen zum Abzug gegeben und unter Geſang, Muſik, Gebet und Glockengeläute zieht die Proceſſion von dannen. Der Refrain beim Ave Maria lautet jetzt: „Von dir Maria ſcheiden wir, deine Fürbitte begehren wir", oder „Strecke aus deine milde Hand und ſegne uns Maria". Wenn die Holländer ſich vom Gnadenort verabſchieden, ſingen ſie oft im Lied: Maria, ade, ade!

Auf dem Heimweg wird Alles genau ſo gehalten wie auf dem Herweg mit Beten, Singen, Raſten, Predigen, ſacramentalem Segen, Quartier ꝛc. und es wird meiſt derſelbe Weg eingeſchlagen. Kommt endlich der Heimathsort in Sicht, ſo geht von der Pfarrkirche aus eine Proceſſion der Pilgerſchaar entgegen, um ſie feierlich abzuholen und in die Kirche zu geleiten. Da wird zur Dankſagung das Te Deum geſungen.

Und nun was für eine Freude für Alt und Jung, für Klein und Groß, wenn die Pilger in ihre Familien zurückkommen, und die Geſchenke und Andenken, die ſie von Kevelaer mitgebracht haben, unter ihre Angehörigen vertheilen! Welchen Stoff der Unterhaltung

bringt eine Kevelaerer Wallfahrt in eine Familie, eine Gemeinde! Monate lang spricht man noch davon, erzählt sich, was man da gesehen, gehört hat, wie schön es gewesen ꝛc. Die Eltern wissen die Wallfahrt sehr für die Erziehung zu verwerthen; für gute Kinder ist sie eine Belohnung, für böse ein Mittel der Besserung. Arme Fabrikmädchen und Dienstmädchen freuen sich das ganze Jahr auf die paar Tage, wo sie aus den dumpfen Maschinenräumen herauskommen und für ihre Seele sorgen können. Als in Gladbach einmal eine Maschine stille stand, benützten die Fabrikarbeiter beiderlei Geschlechts diese Pause, um die Wallfahrt nach Kevelaer zu machen. Wie manche Dienstboten sparen ihre Pfennige und Cents, um die Wallfahrt machen zu können. Dies wird bei vielen Miethsverträgen von braven Dienstboten ausbedungen, und was ist eine Wallfahrt für ein glücklicher Tausch gegen eine Kirmeß! Welche Freude für die Kinder, wenn die Mutter nach achttägiger Entfernung wieder kommt und ihnen Geschenke von der Mutter Gottes in Kevelaer bringt! Sie ist den Kindern noch mal so lieb nach ihrer Rückkehr als vorher. Betrachten wir das schlichte arme Volk der arbeitenden Klassen. Die Sorgen und Nöthen des Lebens sind oft eine so drückende Last und so schwere Bürde, daß das Herz beinahe erdrückt wird. Da gibt's keine Erholung, keine Abspannung, es ist ewiges, trauriges Einerlei und die Sorge um das Zeitliche läßt die Sorge für das Ewige nicht zu ihrem Recht kommen. Für solch armes und gedrücktes Volk ist die Wallfahrt die einzige Erholung, die einzigste Aus- und Abspannung, weil die Leute dadurch einmal aus dem Gewühl herausgerissen werden. Deshalb werden auch Mühen und Strapazen des Weges gar nicht taxirt, und alle Processionsführer versichern, daß die Leute nie so heiter und vergnügt seien, wie während der Wallfahrt; sie würden den ganzen Tag singen und jubeln. Das Volk hat keine Ferien, kennt keine Vergnügungsreisen, aber eine Wallfahrt ist für das Volk eine katholische Badereise.

Gatte, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Dienstbote — alle lernen und werden wieder am Gnadenorte, was sie sein sollen. So ist der sociale Einfluß, den die Wallfahrt ausübt, ein kaum zu berechnender. Noch größer ist der moralische Einfluß. Hier wäre es am Platz, von dem großen Segen des Beichtinstituts und namentlich von dem Nutzen der Generalbeichten zu sprechen, die häufig in Kevelaer abgelegt werden. Erst am jüngsten Tage wird es offenbar werden, welche Wunder der Gnade hier an der Bekehrung von

Millionen Sündern gewirkt worden sind. Wie oft ist die Wallfahrt nach Kevelaer für einen Trunkenbold der Tag der Bekehrung, und solche die früher ein Aergerniß für die Gemeinde gewesen, führen nachher einen erbaulichen Lebenswandel. Alle Pilger werden untereinander befreundet, werden ein Herz und eine Seele. Es kommt selten vor, daß unter solchen, welche gemeinschaftlich den Bittgang gemacht haben, nachher eine Feindschaft fortdauert. Sodann verstehen es viele Geistliche ganz vortrefflich, die Wallfahrt dadurch zu einer Art Mission zu machen, daß sie in einem Cyclus von Predigten den Pilgern die ewigen Wahrheiten vortragen, und alle geistliche Processionsführer versichern, daß die Empfänglichkeit des Volkes auf der Wallfahrt viel größer sei, als bei andern Anlässen. Wie viele Leute in zerrütteten Lebensverhältnissen kommen nach Kevelaer und werden da wieder auf den rechten Weg gebracht! Wie oft wird die Wallfahrt gemacht, ehe man den Weg zur Kaserne betritt, ehe man ein Verlöbniß eingeht, ehe man einen wichtigen Schritt im Leben thut!

Oft schon bevor das Kind geboren ist, kommen die Eltern und beten für dasselbe und das Gebet setzen sie so viel als möglich jedes Jahr fort, und können die Eltern nicht mehr wallfahrten, so kommen jetzt die Kinder und beten und opfern, wo ihre Eltern gebetet und geopfert haben. Welche Menge guter Vorsätze wird am Gnadenort niedergelegt, und sind die Pilger wieder zurückgekehrt, so erinnern sie sich an ihre guten Entschließungen, so oft sie das Kevelaerer Bildchen sehen, oder ihre Finger in das Weihwassergefäß tauchen, oder den Rosenkranz beten, den sie von Kevelaer mitgebracht haben. Was wird zu Hause für die Pilger gebetet, so lange sie auf der Fahrt sind! was wird von den Pilgern am Gnadenort für die zu Hause Gebliebenen gebetet! Dazu kommen die Verdienste durch die Strapazen des Weges, Entbehrungen, Fasten, der Nutzen der Predigten, die Ablässe, private und öffentliche Andachten, Empfang der Sacramente, Sacramentalien — kurz die Wallfahrt bringt ein großes geistiges Capital, große Schätze von Segen und Gnaden in Umsatz und Circulation, und dieser geistige Puls circulirt bis in die äußersten Arterien hinaus in Familie und Gemeinde.

Aus dem deutſchen Univerſitätsleben des ſechzehnten Jahrhunderts.

Von

Johannes Janſſen.

Die kirchliche Revolution des ſechzehnten Jahrhunderts, welche alle Bande alter Zucht und Ordnung löſte, wirkte, nach dem übereinſtimmenden Urtheil ihrer eigenen Führer und Anhänger, insbeſondere auch auf das geiſtige Leben und die gelehrten Anſtalten lähmend und zerſtörend ein.

Luther hatte gleich in den erſten Jahren ſeines öffentlichen Auftretens die Univerſitäten verrufen als „Molochtempel" und „Mördergruben". „Aus dieſen Mordgruben", ſagte er in einer Schrift: „Vom Mißbrauch der Meſſen" im Jahre 1521, „gehen herfür die Heuſchrecken (Offenb. 9), welche die ganze Welt an allen Orten, beide geiſtlich und weltlich, regieren, daß auch der Teufel von Anbeginn der Welt zur Unterdrückung des Glaubens und Evangelii in aller Welt nichts Kräftigeres hätte erdenken können, denn die hohen Schulen." Es war ſein tiefer Kummer, daß in dieſen Mördergruben „der größte und beſte Theil der Jugend" ſeine Erziehung empfange. Jedermann meine, ſchrieb er, „daß an keinem Orte unter dem Himmel die Jugend möge beſſer unterrichtet werden." „Wer nicht in den hohen Schulen geſtanden, könne Nichts, wer aber darin geſtanden und ſtudirt habe, könne Alles." „Denn man hält es dafür, daß man in hohen Schulen alle göttliche und menſchliche Kunſt lerne; und darum meint Jedermann, Niemand könne ſeinen Sohn beſſer verſchicken, denn dahin, und thue Gott damit einen großen Dienſt, daß ſie ihre Kinder dahin opfern, daß man ſie geſchickt mache, daraus Prediger, Pfaffen und Gottesdiener zu machen, welche Gott und den Menſchen vonnöthen ſeien." „Dieſes Volk macht große Herren, Doctores und Magiſtros, die geſchickt ſind, andere Leute zu regieren; wie wir denn für Augen ſehen, daß Niemand

Prediger oder Pfarrherr werden kann, er ſei denn Magiſter, Doctor, oder auf's Wenigſte in der hohen Schule geſtanden." Aus aller Kraft wirkte Luther dahin, die beſtehenden Univerſitäten, dieſe Hauptbollwerke der katholiſchen Kirche, zu ſtürzen. In einer wiederholt veröffentlichten Predigt äußerte er ſogar: „Die hohen Schulen wären werth, daß man ſie alle zu Pulver machet; nichts Hölliſcher und Teufliſcher iſt auf Erden kommen, von Anbeginn der Welt; wird auch nicht kommen." *)

In dieſen Ton Luther's ſtimmte im Jahre 1521 Melanchthon ein. In einer Schrift gegen Emſer erklärte er: Niemals ſei etwas Verderblicheres, Gottloſeres erfunden worden, als die Univerſitäten; nicht die Päpſte, der Teufel ſelbſt ſei ihr Urheber; Wiclef habe zuerſt erkannt, daß die Univerſitäten des Teufels Schulen ſeien: konnte er etwas Frömmeres oder Weiſeres ſagen? Die Juden opferten Jünglinge dem Moloch, an den Univerſitäten wurden die Jünglinge heidniſchen Götzenbildern geopfert. Wer den Namen eines Philoſophen in Anſpruch nehme, ſei kein Chriſt.**)

Wenn Luther und Melanchthon in ſolcher Weiſe ſich ausſprachen, ſo war nicht zu verwundern, daß allgemach unter ihren Anhängern zahlreiche Prädikanten gegen die Univerſitäten als „Synagogen und Gräuel des Verderbens" und überhaupt gegen alles vernünftige Wiſſen und alle gelehrten Studien zu Felde zogen, um, wie ein neuer Kirchenhiſtoriker treffend ſich ausdrückt, auf den Trümmern der kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten eine Herrſchaft des unwiſſenden Pöbels unter Leitung kirchlicher Demagogen aufzurichten.

Die ſchlimmen Wirkungen zeigten ſich mit überraſchender Schnelligkeit.

Als Luther auf ſeiner Reiſe zum Reichstag nach Worms in Erfurt verweilte, wurde er von den dortigen Humaniſten mit den höchſten Ehren überhäuft. „Frohlocke, erhabenes Erfurt", rief der Humaniſt Eobanus Heſſus aus, „denn ſiehe, er kommt, der dich befreien will aus der Schmach, welche dich leider ſchon zu lange gedrückt hat." Damals ſtand die Univerſität in höchſter Blüthe. Aber ſchon zwei Jahre ſpäter, im Jahre 1523 ſchrieb derſelbe Eobanus Heſſus: „Unſere Schule iſt ganz verödet; wir ſind verachtet." „So

*) Luthers ſämmtliche Werke 7, 63.

**) Corp. Reform. Ph. Melancht. Opp. I, 286—358. Vergl. Paulſen, Geſch. des gelehrten Unterrichts 135—136.

tief ſind wir geſunken, daß uns nur noch die Erinnerung an unſer früheres Glück übrig geblieben iſt; die Hoffnung, es wieder erneuern zu können, iſt völlig verſchwunden." „Unſere Schule iſt verfallen", klagte gleichzeitig der Humaniſt Euricius Cordus, „und unter den Studirenden herrſcht eine ſolche Zügelloſigkeit, daß ſie unter den Soldaten im Feldlager nicht größer ſein kann." Der Humaniſt Noſſen äußerte ſich faſt verzweifelnd: „Niemand kann mit trockenen Augen ſehen, wie hier aller Eifer für Wiſſenſchaft und Tugend verſchwunden iſt. Ich fürchte Nichts ſo ſehr, als daß, nachdem die Grundlage der Wiſſenſchaften zerſtört worden, auch alle Frömmigkeit verfallen und eine Barbarei eintreten wird, welche die geringen Ueberbleibſel von Religion und Wiſſenſchaft völlig vernichtet."

Von allen Univerſitäten erſchollen dieſelben Klagen über den Verfall der wiſſenſchaftlichen Studien und die Verachtung aller Wiſſenſchaften.*)

Niemand ſprach ſich darüber in ſeinen vertraulichen Briefen mit herberem Schmerze aus, als Melanchthon, und von einem Jahr zum andern wurde er bitterer und troſtloſer in ſeinen Aeußerungen. „Wenn jenes goldene Zeitalter eingetreten wäre", ſagte er bei Herausgabe ſeiner Werke, „auf welches wir wegen des blühenden Zuſtandes der Wiſſenſchaften früher hoffen durften, ſo würden meine Schriften freudiger, zierlicher und glänzender ſein; aber die verhängnißvolle Zwietracht, welche bald folgte, hat auch meine Studien verſcheucht."

Aehnlich wie Melanchthon äußerte ſich Erasmus. Vor dem Ausbruch der kirchlichen Revolution, im Jahre 1516, hatte er gejubelt: ein goldenes Zeitalter ſtehe vor der Thür; gute Sitten und Frömmigkeit und die ſchönen Wiſſenſchaften würden ſich immer glänzender entfalten. Zwölf Jahre ſpäter ſchrieb er an einen Freund über den Tod Jacob Wimpheling's: er wiſſe nicht, ſolle er klagen, oder dem Verſtorbenen Glück wünſchen, daß er einer Zeit entrückt ſei, welche über jede Vorſtellung verderbt geworden. „Wo immer das Lutherthum herrſcht", ſagte er, „da ſind die Wiſſenſchaften zu Grunde gegangen. Zwei Dinge ſuchen ſie, eine Stelle und ein Weib; dazu gibt ihnen „das Evangelium" die Freiheit, nach ihrer Luſt zu leben."**) Selbſt in Nürnberg, berichtete er im Jahre 1530,

*) Vergl. die Belegſtellen in unſerer Geſch. des deutſchen Volkes Bd. 2 (13. Aufl.), 295–301.

**) Opp. 3, 186 und 4, 1139. 1141.

hätten die Schulen fast keine Zuhörer mehr; die Professoren seien nachgerade eben so faul zum Lehren, als die Schüler zum Lernen, und es thue beinahe Noth, auch den letzteren eine Besoldung auszuwerfen.*)

Im Jahre vorher schrieb Luther: „Niemand" wolle seine Kinder mehr studiren lassen, sondern nur auf „Kunst zur Nahrung" erziehen; die Eltern müßten mit scharfen Strafen von der Obrigkeit angehalten werden, ihre Kinder in die gelehrten Schulen zu schicken. „Ein streng ordentlich Regiment" müsse solche „schädliche, böse Leute allzumal an Leib und Gut strafen, oder zur Welt ausjagen". „Denn solche Leute sind die allergiftigsten und schädlichsten Menschen auf Erden, daß auch weder Türk noch Tatter so schädlich sein können. Wenn man nicht Kinder zeucht zur Lehre und Kunst, sondern eitel Freschlinge und Säuferkel machet, die allein nach dem Futter trachten, wo will man Pfarrherren, Prediger und andere Personen zum Wort Gottes, zum Kirchenamt, zu Seelsorgen und Gottesdienst nehmen? wo wollen Könige, Fürsten und Herren, Städte und Länder nehmen Kanzler, Räthe, Schreiber, Amtleute?" **)

In demselben Jahre klagte der protestantische Theologe Oecolampadius: „Die Schulen alle sind abschüchlich gemacht worden, und in denen bisher eben viel Knaben gewohnt, werden jetzt gar wenig gesehen, nicht anders denn zu Zeiten eines Sterbens."***)

Der Humanist Caspar Bruschius sprach im Jahre 1542 seine Erfahrungen mit den Worten aus: „Noch niemals sind die Studien bei Hohen und Niederen so verächtlich, schmählich und schmal gehalten worden, als in diesen unsern, ohne Zweifel letzten Zeiten." Es sei soweit gekommen, daß manche große Stadt gefunden werde, welche kaum zwei bis drei Knaben so weit fördere, daß sie in den Studien etwas erreichen könnten. „Die Jugend," sagt er, „pflege jetzt am meisten Buhlerei und Metzengeschäft." †)

Herber noch äußerte sich im Jahre 1550 der Philologe Heinrich Loriti Glareanus: „Die jetzige Jugend ist durchaus so schlecht, daß sie Sodoma und Gomorrha nahe ist. Trunkenheit, Treulosigkeit, Gottlosigkeit, Entehrung des Heiligen und Verachtung

*) Opp. 10, 1598.

**) Luther's sämmtliche Werke 54, 119–120.

***) Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel 1, 40.

†) Horawitz, Caspar Bruschius 42. 56. Vergl. 70. 203.

Gottes hat ſich aller Gemüther bemächtigt." „Die Furcht Gottes", ſagte er zwei Jahre ſpäter, „iſt in Deutſchland erloſchen; das Wort Gottes haben ſie im Mund, Satan im Herzen." *)

Nachdem die kirchliche Autorität gebrochen worden, hatte alle Autorität ihren Boden verloren. Eine Legion von Zeugniſſen laſſen ſich dafür anführen.

So ſchrieb beiſpielsweiſe Joachim Camerarius, Melanchthon's vertrauteſter Freund, im Jahre 1536 an Luther: „Es iſt nun eine ſo große Schlechtigkeit des Lebens und ein ſolches Verderbniß der Sitten eingeriſſen, ſo hoch iſt bei jedem Alter und Geſchlecht, in allen Ständen und Ordnungen, im ganzen gemeinen Weſen, im öffentlichen und häuslichen Leben, das Elend und die Zerrüttung geſtiegen, daß ich fürchte, es ſei um die Frömmigkeit und Tugend geſchehen. Doch laſſen wir das, um von den hohen Schulen zu reden, wo alles anders geht, als es gehen ſollte." „In der Kirche iſt keine Disciplin, daher hat freche Gottloſigkeit ſich der Gemüther des Volkes bemächtigt, und darunter leiden alle Theile des gemeinen Weſens. Ich komme oft auf den Gedanken, ob es nicht beſſer wäre, wenn es gar keine öffentlichen Schulen gäbe, als ſolche Anſtalten, welche nur zu Freiſtätten für Sünde und Laſter beſtimmt zu ſein ſcheinen." „Bei der höchſten Ausgelaſſenheit des Lebens," jammerte er im Jahre 1555, „ſind allenthalben alle Stützen des Friedens, der Ehrbarkeit und Mäßigung gebrochen worden." Eine Urſache dieſer Verwilderung liege „in dem Ekel und der Scheu vor den Studien, welche dem Menſchen zur Ehre und zum Schmuck gereichen." Während ſeiner Jugend, alſo noch in der katholiſchen Zeit, ſei es damit anders beſtellt geweſen. „Welcher Feuereifer einſt die Herzen der Schüler belebte, in welchem Anſehen damals die Studien ſtanden, und was damals Alle mit Freude ertrugen, um ſich nur einige Gelehrſamkeit zu erwerben, das iſt jetzt noch hinlänglich bekannt;" jetzt dagegen ſeien die Studien zu Boden gedrückt. „Der Eifer für die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte," ſagt er an anderen Stellen, „iſt ſchon lange erkaltet:" „ein ſehr ſchwerer Sturz der Gelehrſamkeit und der gelehrten Anſtalten" drohe hereinzubrechen. „Wer pflegt und bewundert noch die Studien, ja wer hält ſie nur noch einiger Beachtung und Mühe werth? Man ſieht ſie für bloße Narrenpoſſen an, für Zahlpfennige, mit welchen die Kinder ſpielen. Denn die Menſchen haben

*) Schreiber, H. J. Glareanus 89 - 90.

jetzt, was sie erstrebt haben: die zügellosesste Willkür, zu behaupten und zu thun, was sie wollen. Vernünftige Einsicht, Maß und Ziel, Gesetz, Sitte und Pflicht haben ihre Geltung verloren; vor den Mitbürgern gibt es keine Achtung mehr, keine Scheu vor der Nachwelt."*)

„Wer könnte es läugnen," bekannte der protestantische Theologe Sarcerius, Superintendent zu Eisleben, „daß seit Aufkommen des neuen evangelischen Lichtes, wie durch ein Verhängniß Gottes, die Jugend aus Mangel an Zucht, vorab an den hohen Schulen, unbändiger und wilder geworden und schier keinen Ordnungen und Gesetzen mehr folgen will." „Aus Mangel an tüchtigen Lehrern und an Zucht," klagte er im Jahre 1554, „gehen die Universitäten zu Grund und Boden, wie leider vor Augen. Vor dieser Zeit waren die Universitäten Zuchthäuser, darin die jungen Studenten zu aller Ehrbarkeit erzogen wurden. Jetzund leider an vielen Orten sind etwa die Universitäten also geschaffen, von wegen des Unfleißes und der Nachlässigkeit der Regenten, daß sie mehr Ursachen geben zu einem unartigen, verrückten und wüsten Leben, also daß vieler Studenten gänzliche Meinung ist, man könne kein Student sein, wo man nicht zugleich unordentlich lebe."**)

„Und woher kommt wohl," fragte ein Jahrzehnt später ein anderer protestantischer Theologe, „der Zerfall aller Disciplin und Ordnung an den hohen Schulen? Woher anders, denn zumeist aus dem Zerfall der Collegien, so in der papistischen Zeit, als man sich wohl noch zu erinnern weiß, für feine Zucht vielfältiglich gesorgt haben und die Studirenden zu Fleiß und Arbeit anhielten."***)

Nähere Betrachtungen darüber stellte der berühmte lutherische Rechtsgelehrte Melchior von Ossa im Jahre 1555 bezüglich der protestantisirten Universität Leipzig an. In seiner Jugend, unter dem katholischen Herzog Georg dem Bärtigen, habe sich diese Hoch-

---

*) Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen. Bd. 1 (2. Aufl.) 524, 527, 531.

**) Sarcerius, Mittel und Wege die rechte und wahre Religion zu befördern und zu erhalten (1554). Bl. 12b. 18b.

***) Eine heilsame Predigt von der christlichen Erziehung der Jugend allen ehrliebenden Eltern ans Herz gelegt (1564). Bl. B.

ſchule in blühendem Zuſtand befunden, jetzt ſei ſie „eine arme, betrübte, faſt gefallene Anſtalt". „Mit vielen Vorzügen", ſagte er, „iſt die Univerſität von den Fürſten begabt und gefreiet, Collegiaturen und Stipendien ſind in guter Anzahl vorhanden; wäre man der alten Ordnung nachgegangen, ſo würde Alles in gedeihlichem Weſen ſein. Mit Freude hat man ſich der Zeit zu erinnern, da alle Collegien voller gelehrten Leute und Studenten, alle Stuben und Kammern bewohnt geweſen. In allen Collegien waren Magiſter, welche die Knaben in großer Anzahl in Koſt und Lehre hatten und letztere unter beſonderer Aufſicht von feinen alten Baccalaureen ſtanden; da durfte kein Knabe ohne Erlaubniß des Lehrers in die Stadt gehen." Oſſa erwähnt des großen Collegs, des Fürſten- und Frauen-Collegiums der gelehrten Collegiaten, welche gemeinſamen Tiſch geführt und die Möglichkeit gehabt, den Wiſſenſchaften obzuliegen. Das Alles aber ſei „in Verfall gekommen." Mit nicht geringen Schmerzen ſeines Gemüthes müſſe er dies anzeigen. „Nicht ein Meiſter hält mehr für Knaben Tiſch; die ſchönen Gebäude gehen dem Verfall entgegen; die jungen Leute müſſen bei irgend einem Bürger oder Kaufmann ſich eindingen', wo ſie bisweilen ſeltſame Geſellſchaft haben, ärgerliche Reden hören und ſchon in der Jugend vergiftet werden."*)

„Als noch die Schulen unter päpſtlichem Regiment", heißt es in einem Gutachten über die Zuſtände an der proteſtantiſchen Univerſität Altdorf am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, „da wurde eine ſtrenge Disciplin gehalten, und Jedermann hat ſich mehr vor dem geiſtlichen Zwange, als der Obrigkeit Strafe gefürchtet. Da hat man denn die Jugend deſto leichter in Furcht und Disciplin erhalten können; jetzomal iſt es leider umgekehrt, daß man Niemand weniger achtet, als die Geiſtlichen, und iſt in ſolcher Zerrüttung wohl zu erwägen, was für Freiheiten der hohen Schule können nützlich ſein. Die Befreiung von Zoll und bürgerlichen Auflagen iſt ein löblich Werk in dieſen ſchweren Zeiten, da ein armer Student ohnedies ſich ſchwerlich behelfen kann. Aber die Befreiung von der Obrigkeit Strafen in den Sachen als . . . Stürmung der Häuſer, Unzucht, bringt der Jugend keinen Nutzen." „Die Licenz bei den Studenten hat ſo ſehr überhand genommen, daß ſchier Niemand in ſeiner Behauſung ſicher; ſie haben ſich auch unterfangen, allerlei Rumor

*) v. Langenn, Melchior von Oſſa 183—185.

anzurichten, die Leute ohne Ursache zu beschädigen und wohl gar um Leib und Leben zu bringen." *)

Die Umwandlung, welche nach „Ablauf der allgemeinen papistischen Herrschaft" an den Universitäten eingetreten, zeigte sich schon in der Tracht der Studenten. Sie erschienen meist nicht mehr in alter einfacher, fast clericaler Kleidung, sondern in Pluderhosen, zu welchen bisweilen über sechzig, achtzig, sogar hundert Ellen Tuch verwendet wurden; in geschlitzten Wämmsern mit Puffenärmeln; trugen Reitstiefel, Feder und Baret und einen langen Stoßdegen mit einem mächtigen Korbgriff.

Das Studentenleben verfiel seit dem Beginn der kirchlichen Revolution einer solchen Rohheit und Verwilderung, daß man auch den unverdächtigsten Berichten darüber kaum Glauben beimessen möchte.

Auch an den katholisch gebliebenen Hochschulen, wie in Cöln, Freiburg im Breisgau und in Ingolstadt, traten die Wirkungen der allgemeinen Zerrüttung, sowohl in dem Verfall der Wissenschaften, als der Sitten oft in greller Weise hervor.

In Ingolstadt zum Beispiel bildete sich im Gegensatze zu dem von den Jesuiten gegründeten marianischen Studentenbunde, welcher für Zucht und Ordnung sorgte,**) eine Verbindung, dessen erste Regel häufige Trinkgelage vorschrieb. Die zehn Mitglieder derselben vertilgten im Jahre 1595 eines Abends hundertsechsundzwanzig, ein andermal hundertfünfunddreißig Maß Wein, und erhoben oft auf der Straße einen solchen Tumult, daß die Nachtwächter den Dienst aufkündigten. Um so wüthig zechen zu können, zogen die Gesellen mit brennendem Reisig oder mit Fackeln von einem Studenten zum andern und erzwangen Bewirthung mit Hilfe ihrer Feuerbrände. Sie nannten sich „die Brenner". Raufereien waren ganz gewöhnliche Vorkommnisse und nahmen wiederholt einen tödtlichen Ausgang; die in Ingolstadt studirenden Polen erscheinen dabei am häufigsten

*) Tholuck, Academisches Leben 37—38

**) Vergleiche unsere Angaben in der Geschichte des deutschen Volkes 5, 189 ffl.

als Urheber oder Theilnehmer. Im Jahre 1602 empfahl Herzog Wilhelm V. ſeinem Sohne Maximilian dringend die Wiederherſtellung einer ſtrengen Zucht: die Studenten ſollten wieder clericale Kleidung tragen, keine Waffen führen, keine Fechtſchulen, keine Wirthshäuſer und keine Tanzvergnügungen beſuchen dürfen; nur der eiſernen Disciplin wegen ſchicke der ſchwäbiſche Adel ſeine Söhne nach der Jeſuiten-Univerſität Dillingen, welche bereits häufig hundert Studenten mehr zähle, als Ingolſtadt. Aber die Räthe Maximilian's waren der Anſicht: die empfohlenen Mittel ſeien bei der juriſtiſchen Facultät welche hauptſächlich zu berückſichtigen, nicht durchzuführen. Ein Viſitationsbericht vom Jahre 1607 beſagt: die Frequenz nehme ab; die Rohheit und Unbändigkeit der Studenten, zumal jener, welche aus München kämen, ſteigere ſich ſtets. Herzog Maximilian richtete darauf ein Schreiben an die Münchener: ſie ſollten ihre Söhne beſſer erziehen; er werde mit Strafe einſchreiten, wenn dieſelben in Ingolſtadt fortan „das Prä unter allen muthwilligen Studenten haben" würden.*) An der Univerſität zu Cöln wurde „Saufen und Freſſen, Raufferei und Geldverſplitterung eine für gar zu viele Studirende häufige Beſchäftigung". Als im Jahre 1591 die Pfarrer von St. Columba, St. Peter und St. Laurentius zu Doctoren der Theologie promovirt wurden, ſetzte es einen Doctorſchmaus ab, an welchem ſich nahezu fünfhundert Perſonen betheiligten. Nach dem Speiſezettel zu urtheilen zeichneten ſie durch ungewöhnlichen Appetit ſich aus.**)

Aus den proteſtantiſchen Univerſitätsſtädten erhoben ſich die heftigſten Beſchwerden über die kärgliche Beſoldung der Lehrer und die daraus „nothwendig erfolgenden unleidlichen Mißbräuche".

Aus Mangel an „auskömmlicher Nahrung" mußten die Profeſſoren nicht ſelten ſich „allerlei Nebenbeſchäftigungen" widmen, welche die Achtung der Studirenden vor ihren Lehrern unmöglich erhalten konnten. Die Gehälter ſeien ſo gering, ſagte der Roſtocker Juriſt Cothmann, daß es „nichts Anders ſei, als Tödten, wenn man den Profeſſoren allen, um des täglichen Brodes willen betriebenen Handel unterſagen wolle".***) Für die Univerſität Wittenberg erging

*) Prantl, Geſchichte der Univerſität München 1, 216, 384—385, 448—449, und 2, 186—187, 351—355. Hattler, der ehrwürdige Pater Jacob Rem 131.

**) Bianco, Univerſität Cöln. 1, Anlage 10, S. 84—101. Vergl. Müller's Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte 1873. S. 759—760.

***) Tholuck, Academiſches Leben 1, 44.

im Jahre 1614 ein kurfürstlicher Befehl, daß forthin die Professoren der theologischen und juristischen Facultät, welche genugsames Einkommen hätten, des Bier- und Weinschenkens, die anderen Professoren aber Gäste zu setzen, sich gänzlich enthalten und gleich anderen Bürgern die Trankſteuer davon entrichten sollten. „Desgleichen soll aller Bier- und Weinschank im Juristencollegium als eine dem Kurfürsten an der Trankſteuer, auch der Jugend und Bürgerschaft schädliche Neuerung alsbald abgeschafft werden. Auch gezieme es sich keineswegs und könne der Universität nicht gestattet werden, während der Vorlesungen in der neuen Trinkstube im großen Auditorium des Collegiums des Kurfürsten Friedrich Gäste zu setzen und Andere damit zum Unfleiß anzureizen.“ Bei Strafe eines Guldens dürfe den Studenten das Zechen in diesem Collegium während der Vorlesungen nicht gestattet werden, viel weniger noch, das Schreien, Blöken, Agiren und Tumultuiren bei Tag und Nacht.*)

In Jena genossen die Professoren die Freiheit, in dem Collegenbrauhause so viel Bier trankſteuerfrei brauen zu dürfen, als sie für ihre Wirthschaft gebrauchten und ebenso durften sie aus dem der Universität gehörigen Rosenkeller Wein für sich beziehen, ohne Steuer zu zahlen. Manche Professoren benutzten aber diese Trankſteuerfreiheit in der Weise, daß sie neben ihrer Professur das Gewerbe des Bier- und Weinschenkens übten und eine offene Wirthsstube hielten, wo Studenten zum Zechen sich einzufinden pflegten. Die Visitatoren der Universität mußten oftmals ihre Fragen dahin richten, ob nicht von den Professoren Vortheils halber in ihren eigenen Häusern die sogenannten Pennalschmäuse angestellt worden.**)

Mit diesen an den deutschen Hochschulen gebräuchlichen Pennalschmäusen hatte es folgende Bewandniß.

Schon auf den mittelalterlichen Universitäten waren die neu eintretenden academischen Bürger, die Beani oder Füchse, allerlei Belästigungen und Demüthigungen ausgesetzt. Aber erst seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bildete sich der mit den schmählichsten Mißhandlungen verbundene sogenannte Pennalismus zu einem allgemein verrufenen „akademischen Ungeheuer“ aus. Der Fuchs wurde den älteren Mitgliedern der landsmannschaftlichen Studentenverbindungen als Famulus zuertheilt, mußte

*) Das kurfürstliche Decret von 1614, mitgetheilt von J. O. Opel in den neuen Mittheilungen des Thür.-Sächsischen Vereins 11, 206—215.

**) Tholuck, Academisches Leben 1, 283.

ſeinen Leibburſchen, ſeinen „Herrn“ oder „Patron“ bei Tiſche bedienen, ihm Kleider und Schuhe reinigen, ſeine eigenen beſſeren Kleider abliefern, während er ſelbſt nur in ſchmutzigem und zerlumptem Gewande und in Pantoffeln ſich blicken laſſen durfte. In den Hörſälen, ſogar in der Kirche hatten die Füchſe ihre beſonderen Sitze, wurden auf der Straße wie während des Gottesdienſtes mit Backenſtreichen, Naſenſtübern, Fußtritten tractirt, zum Genuſſe ekelhafter Speiſen und Getränke gezwungen. Bei den Saufgelagen und Orgien in der Stadt und auf dem Lande warteten ihrer die erniedrigendſten Dienſte und dabei Mißhandlungen aller Art. Nach Ablauf des Dienſtjahres mußte der Fuchs bei den einzelnen Mitgliedern der Landsmannſchaft ſich die Abſolution erbitten und erhielt dieſelbe auf einen von ihm herzurichtenden Abſolutionsſchmaus „im Namen der heiligen Dreieinigkeit“: das Haar wurde ihm abgebrannt, er wurde Brandfuchs, und konnte nunmehr anfangen, an Anderen zu vergelten, was er ſelbſt erduldet hatte. Alle Verbote gegen die Pennalſchmäuſe waren erfolglos. „Man findet“, ſchrieb der Proteſtant Evenius, „Profeſſoren, welche die verbotenen Pennalſchmäuſe gern beſuchen und das Kalb weidlich mit austreiben helfen, zum Geſauf an den Tiſchen ſelbſt mit Anleitung geben, die Halbe einſchenken und das Doppelte anſchreiben, zum Weinſchmaus und Kartenſpiel anreizen, damit ſie einen guten Rauſch und das Hellerlein davon bringen.“*)

Neben „ſolch ganz ungebührlichen Hantierungen mit Bier- und Weinſchenken und was daraus bei Schmäuſen Vortheils zu erholen,“ war „bei gar zu vielen Profeſſoren ein Unfleiß in den Vorleſungen Jedermänniglich bekannt, daß es oftmals ſtrengſter Strafandrohung bedurfte“.

So hieß es beiſpielsweiſe im Jahre 1549 in einem Befehl des Landgrafen von Heſſen für die Marburger Univerſität: „Es iſt uns in Erfahrung gekommen, daß etliche Profeſſoren ihre Lectionen unfleißig verſehen, etliche aber gar nicht öffentlich leſen.“**) Herzog Julius von Braunſchweig rügte in einer Verordnung für die Helmſtädter Profeſſoren: „Es beſchwert ſich unſere getreue Wolffenbüttel'ſche Landſchaft zum Höchſten, daß ihr ſammt und ſonders, jedoch etwa zwei oder drei ausgenommen,

*) Tholuck, Academiſches Leben 1, 200–202. 280 ffl.

**) Hildebrand, Urkundenſammlung der Univerſität Marburg 48.

deren Fleiß wir mit Gnaden vermerkt, wohl in ſechzehn, zwanzig und mehr Wochen, ja wohl in Jahresfriſt nicht Eine Lection geleſen und alſo die liebe Zeit verſpielet und die ſtudirende Jugend verſäumt." Der Helmſtädter Struve nennt die dortigen Profeſſoren ein träges Drohnengeſchlecht.*) „Im Studium der Rechte können wir leider keine Fortſchritte machen", ſchrieb ein Student aus Baſel im Jahre 1587, „der eine der Profeſſoren lieſt aus Nachläſſigkeit ſehr ſelten, der andere pflegt ohne alle Methode Himmel und Erde zu miſchen." Die Entſchuldigung der Profeſſoren: ſie hätten keine Zuhörer, ließ der Baſeler Rath nicht gelten. „Die Profeſſoren" verordnete er im Jahre 1581, „ſollen nicht wegen Mangel an Zuhörer zu Hauſe bleiben, ſondern in der beſtimmten Stunde ſich im Auditorium einfinden und etwa eine halbe Stunde erwarten ob Jemand kommt!"**)

An den deutſchen Hochſchulen, berichtete im Jahre 1568 der ſchweizeriſche Theologe Rudolf Walther, der mehrere derſelben beſucht hatte und mit hervorragenden proteſtantiſchen Theologen in enger Verbindung ſtand, ſei „nichts Beachtenswerthes, außer dem Dünkel und der Nachläſſigkeit der Profeſſoren und der dort herrſchenden frechen Sittenloſigkeit:" nur Heidelberg werde vor anderen geprieſen.***)

Caspar Hofmann, Profeſſor der Philoſophie und Medicin zu Frankfurt an der Oder, ſprach ſich im Jahre 1578 ausführlicher über die Gründe des faſt allgemeinen Verfalles aus. „Alle Wohlmeinenden bedauern", ſagte er, „daß die Academien ſich zum völligen Sturze neigen: an Stellung, Lehre und Sitten ganz anders ſind, als vormals. Einſt hielten es die Städte für ihre höchſte Ehre, wenn ſie blühende Academien und wohlbeſtellte Schulen hatten; jetzt iſt es dem dummen Pöbel lieber, wenn ſie leer ſtehen, als wenn ſie ſtark beſucht ſind. Früher trugen die Großen ſolche Liebe zu den Wiſſenſchaften, daß ſie nicht allein großartige Academien errichteten und ſie mit Rechten, Freiheiten und Einkünften auf's reichlichſte begaben, ſondern auch mit hohen Beſoldungen von allen Seiten Männer, welche im Rufe der Gelehrſamkeit ſtanden, herbeiriefen. Jetzt aber iſt es dahin gerathen, daß die Beſchäftigung mit Literatur und Wiſſenſchaft verächtlich geworden; man ſieht geringſchätzig auf

*) Tholuck, Academiſches Leben 1, 122.
**) Tholuck, Academiſches Leben 123—124.
***) Döllinger, Die Reformation 1, (zweite Aufl.), 509.

ſie herab; bei Hoch und Niedrig iſt der Name „gelehrt“ beinahe verhaßt, und wohlverdiente gelehrte Würden ſind faſt eine Schmach in den Augen derer, welche ſich nur an dem Lärm der Jagd ergötzen. Man braucht ſich deßhalb bei ſolcher Verachtung der gelehrten Studien und bei ſolchem Mangel an Aufmunterung nicht darüber zu wundern, daß die Gelehrten ſo muthlos und niedergeſchlagen ſind, daß ſie nur Tagwerker und Lohnarbeiter geworden, und alle Wege verſuchen, ſelbſt zu unedleren Mitteln greifen müſſen, um ihrer Noth zu ſteuern.“

„Unter einander“, fuhr Hofmann in ſeinen Schilderungen fort, „ſind die Gelehrten nicht mehr, wie ehemals, einig und freundſchaftlich verbunden, ſondern an den meiſten Orten hat ein abſtoßendes und feindliches Weſen bei den Lehrern Platz gegriffen, ſo daß, nach allgemeiner Klage, bei denen, welche Verbreiter der Humanität ſein wollen, nichts Humanes zu finden“. Das eingeriſſene Sectenweſen trage hauptſächlich zu gegenſeitiger Verbitterung der Lehrenden bei. Wer in der Sclaverei einer Secte gefangen liege, vertheidige mit größter Heftigkeit ſeine Meinung und greife jede fremde Meinung an, ſuche die Andersdenkenden mit Spott und Schande zu überhäufen: Haß und Neid, Bosheit und Unredlichkeit, Läſterung und Verläumdung ſeien die Folgen ſolcher erbitterten Kämpfe. „Dadurch müſſen denn freilich die gelehrten Anſtalten verwüſtet werden, die Disciplin muß verderben.“ *)

Die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, von der dieſe Klage im Jahre 1578 ausging, war ſeit Jahrzehnten ſchon ein Hauptherd aller theologiſchen Streitſucht und Sittenverderbniß geweſen. „Sodoma und Gomorrha, ſelbſt der Venusberg“, behauptete der dortige Prediger und Profeſſor Andreas Musculus, „ſind Kinderſpiele gegen die jetzt umlaufende Unzucht. Wenn unſere Großeltern“, die katholiſchen Vorfahren, „die jetzige Welt ſehen ſollten, ſonderlich die Jugend, ſie würden die Augen verhüllen oder uns anſpeien müſſen. Wir alle ſchreien und klagen darüber, daß die Jugend nie ärger und boshafter geweſen ſeit die Welt geſtanden, als eben jetzunder und nicht wohl ärger werden kann.“ Musculus wurde einmal von den Studenten mit Steinen beworfen; zweimal ſtürmten ſie ihm

*) De barbarie imminente (Francofurti ad Od. 1578) 134. b. C 56. Vergl. Döllinger 1, 509—511.

das Haus.*) „Man hat die Burſchen“, ſchrieb er, „ſo roh gemacht, daß Profeſſoren und Bürgerſchaft ihres Leibes und Lebens nicht ſicher ſind und lieber im Böhmerwalde ſitzen möchten. Das junge Volk wird in aller Schande und Sünde erzogen, nachdem keine Disciplin, Zucht und Ehrbarkeit gehalten. So ſei er auch mit ſeinem armen Weibe vor ſolchen gottloſen Buben nicht ſicher.“ Der ſtädtiſche Rath, obgleich Gegner des Musculus, ſagte über die Zuſtände an der Univerſität: „Der Muthwille bei den Studioſen iſt groß; man erfährt alle Tage was Neues. Es werden die Fenſter eingeworfen, die Jungfrauen in der Kirche herumgedreht, unzähliger Unfug wird verübt; drei Dienſtleute ſind auf der Gaſſe vergewaltigt worden, einem Bürger vier große Löcher in den Kopf geſtochen. Wenn die Herren an der Univerſität das Alles ungeſtraft paſſiren laſſen, ſo iſt ein Aufruhr unter der Bürgerſchaft zu fürchten“. Es ereigneten ſich ſo blutige Raufereien zwiſchen Studenten und Bürgern, daß letztere gegen erſtere ſelbſt Kanonen aufführten**). Auch in den Familien der Profeſſoren kamen bisweilen „gar unförmliche Dinge“ vor. Die Tochter des Profeſſors und Generalſuperintendenten Körner lebte als feile Dirne und ſein Sohn, ein Magiſter der Univerſität, wurde im Jahre 1594 auf Befehl des Kurfürſten Johann Georg enthauptet, weil er ſeinen ſechsundſiebzigjährigen Vater geſchlagen, mörderiſch auf den Hals getreten und bei den Haaren herumgeſchleppt, und mit ſeinem eigenen Kinde, einem zehnjährigen Mädchen, Blutſchande getrieben hatte.***) Der Lehrer der Rechte, Chriſtoph von der Straßen, Geheimrath des Kurfürſten Joachim II., vertheidigte in Frankfurt einen Grundſatz, der die Studirenden zu den ärgſten Ausſchweifungen verleiten mußte.†) Als Aleſius, Profeſſor der Theologie, eine lateiniſche Diſſertation dagegen aufſetzte, um öffentlich darüber zu disputiren, verbot der Kurfürſt auf Verwenden ſeines Günſtlings die Disputation und ertheilte Aleſius einen Verweis, worauf dieſer Frankfurt verließ.††)

*) Vergl. unſere Angaben in der Geſch. des deutſchen Volks 4, 178—180. 181.

**) Vergl. Moehſen, Beiträge zur Geſch. der Wiſſenſchaften 393—394. Tholuck, Academiſches Leben 1, 265. Spieker, Musculus 115. 339.

***) Moehſen 543. Spieker, Beſchreibung der Marienkirche zu Frankfurt an der Oder 476.

†) Der Satz lautete: „Accessus ad publicas meretrices est licitus et de jure impunibilis:“

††) Strobel, Neue Beiträge 2b, 355. Spieker, Musculus 13.

Nicht weniger troſtlos waren die Zuſtände an der Univerſität zu Königsberg, welche Herzog Albrecht von Preußen im Jahre 1544 als eine Pflanzſtätte des Proteſtantismus für den ganzen Nordoſten des Reiches gegründet hatte. In ſeiner Stiftungsurkunde ſagte der Herzog: er habe auf den meiſten Univerſitäten ein Leben wahrgenommen, wie es nicht nur chriſtlicher Schulen, ſondern überhaupt jeder bürgerlichen Geſellſchaft unwürdig ſei; ſeine Anſtalt ſolle dagegen eine Werkſtätte der Frömmigkeit und Tugend ſein. Zwei Jahre ſpäter beſagten die Univerſitätsſtatuten: „wie durch ein Verhängniß“ herrſche eine völlige Zerrüttung der Disciplin und ein unglaublicher Trotz und Starrſinn der Studenten. In den academiſchen Geſetzen mußte ausdrücklich unterſagt werden: Häuſer zu belagern, Thüren zu erbrechen, Gärten zu verwüſten. Die Streitigkeiten der Studenten mit den Handwerkern und Kaufleuten waren ſo heftig, daß es zu blutigen Kämpfen, ſelbſt Mordſcenen kam, und deßhalb ſogar der Vorſchlag gemacht wurde, die Univerſität nach Wehlau zu verlegen. Sabinus, Melanchthon's Schwiegerſohn, Rector der Anſtalt, rief auf Befehl des Herzogs im Jahre 1553 die Lehrer des Pädagogiums und die Präceptoren der Studirenden zuſammen, um ihnen wegen der völlig aufgelöſten Sittenzucht ſtrenge Verweiſe zu ertheilen. Die Unruhen und Tumulte, welche während der Vorleſungen zweier Profeſſoren erregt worden, ſollten beigelegt werden. Schon ſechs Jahre früher hatte der Herzog ein eigenes Mandat ausgehen laſſen gegen die eingeriſſene Unſitte, „ſchändliche und ſchmähliche Pasquillos und Schmähbriefe, in denen die Profeſſoren angegriffen wurden“, zu verbreiten. Dreien Profeſſoren, welche die Studenten aufgewiegelt hatten, wurde mit Relegation gedroht. Der fortwährende Zank und Hader unter den Lehrern zerſplitterte auch die Studirenden in erbitterte Parteien. Der Theologe Andreas Oſiander, mit Joachim Mörlin in leidenſchaftlichſtem Streit, glaubte ſich ſeines Lebens nicht ſicher und nahm deßhalb, wie auf die Kanzel, ſo auch in den Hörſaal Waffen mit. Man ſagte ihm nach, in ſeiner Begleitung ſeien ſtets „zwei Teufel in ſchwarzer Hundsgeſtalt, die nicht Jedermann ſähe; auch habe er einen Teufel, der ſchreibe in der oberen Stube für ihn, während er in der unteren mit den Leuten eſſe und trinke.“ Zur Zeit ſeines Todes, im Jahre 1552, wurde ausgeſtreut, er habe „auf ſeinem Sterbebette gebrüllt wie ein beſeſſener Ochs; der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und ſeinen Körper zerriſſen.“ Als alle Gegner der Lehre Oſiander's abgeſetzt wurden, löſte beinahe die

ganze philosophische Facultät sich auf. Fast seit Gründung der Anstalt, sagte der Herzog, habe ihn Uneinigkeit und Zwietracht unter den Colleyaten mit Mühe und Unruhe beladen. Professor David Voit befürchtete im Jahre 1567 den Einbruch „einer barbarischen Verwüstung." *)

Bei solchen Zuständen war es leicht erklärlich, daß viele protestantische Eltern aus Brandenburg und Preußen ihre Kinder den Jesuiten übergaben. „Der Papst und seine Bauchknechte sehen," äußerte sich Joachim Mörlin in der gebräuchlichen Prädikantensprache im Jahre 1568, „daß an den Schulen Alles gelegen ist. Darum ist der Teufel so arglistig in ihnen, hält diese Secte allein darauf, daß sie gute Schulen anrichten und halten, dazu sie auch Kunst genug haben, auch mehr Fleiß und Arbeit daran legen, denn leider nunmehr bei uns geschieht. Damit locken sie nicht allein die Jugend an sich, sondern stehlen auch den frommen Eltern ihre Herzen, daß sie ohne weitere Bedacht ihre Kinder der Ort bei ihnen zur Schule thun, als da sie bald und in kleiner Zeit etwas Redliches können ausrichten." Solche Eltern aber verführen noch weit grausamer, als wenn sie ihre Kinder dem Baal und Moloch opfern würden. Der Königsberger Professor Georg Reimann erhob im Jahre 1603 ähnliche Klagen über den Vorzug, welcher den Jesuitenschulen eingeräumt werde.**)

Wie in Frankfurt an der Oder und in Königsberg, so erschien den Augenzeugen auch an der Universität zu Rostock „schier alle Zucht und Ehrbarkeit völlig erloschen." Im Jahre 1595 hielt dort Professor Hoecker „eine nöthige Fastnachtspredigt von dem allgemeinen Laster der Trunkenheit, dem teuflischen Zutrinken, epicurischen Nachtgesöffen und dem sodomitischen Leben, das aus dem Saufen folgt." ***) Bereits im Jahre 1556 sagte Arnold Büren, der als Regens im dortigen Collegium Zucht und Sittlichkeit wieder herzustellen suchte: „Alle Gutgesinnten klagen mit Einem Munde, und noch deutlicher bezeugen es die Sitten der Menschen, daß im Vergleich zum vorigen Jahrhundert in sittlicher Beziehung eine allgemeine Verschlechterung

*) Töppen, die Gründung der Universität Königsberg und das Leben des Sabinus 137. 139. 213—214. 230. Döllinger 1, 519—522 und 2, 666 Note, und über die Streitigkeiten unsere näheren Angaben in der Gesch. des deutschen Volkes 4, 9—12, 183—188.

**) Vergl. Döllinger 1, 542—545.

***) Rostocker Etwas, 1737, S. 560.

eingetreten iſt und von Tag zu Tag mannigfache Laſter ſich hervorthun."*) „Die cyclopiſche Wildheit" der Studenten forderte immer von Neuem die Rüge der Vorgeſetzten heraus.**) Wie die Zuſtände im Allgemeinen beſchaffen, läßt ſich aus einem Briefe des Herzogs Ulrich von Mecklenburg ſchließen, der auf einen Bericht von Nathan Chyträus über die Fortſchritte einiger Studirenden im Jahre 1581 ſeine Freude ausſprach: er ſehe doch, daß an dieſer Academie nicht Alle gleich faul und zügellos, und daß die auf dieſe hohe Schule verwendeten Ausgaben nicht ganz hinausgeworfen ſeien.***) Um das Jahr 1600 bat Profeſſor Cothmann die Studirenden, wöchentlich doch wenigſtens Eine Stunde in die Vorleſungen zu kommen.†)

In demſelben Jahre 1578, in welchem Profeſſor Caſpar Hofmann zu Frankfurt an der Oder die früher glücklichen Zeiten mit der damaligen Verkommenheit und „drohenden Barbarei" verglich, ſtellte Profeſſor Nathan Chyträus zu Roſtock ähnliche Betrachtungen an. Eine Haupturſache der allgemeinen Laſterhaftigkeit der Jugend, welche in Ausgelaſſenheit und Wildheit gleichſam erſäuft ſei, liege unzweifelhaft in dem Verfall der häuslichen Erziehung. Aber auch auf die Lehrer, ihre Saumſeligkeit, Sorgloſigkeit und Wohldienerei falle ein guter Theil der Schuld. Wie eifrig und fleißig ſeien dagegen die Ahnen für das Gedeihen der Academie bedacht geweſen! Nicht ohne Bewunderung erſehe man aus den alten Statuten, wie jene Männer von alter Treu und Redlichkeit einmüthig für das öffentliche Wohl ihren eigenen Nutzen und alles kleinliche Trachten nach eigenem Ruhm hintangeſetzt hätten. Sie ſeien aber auch nicht der jetzt überall verbreiteten Meinung geweſen, Obrigkeiten und Lehrer hätten ihre Pflicht erfüllt, wenn ſie nur der Jugend Geſetze und Verordnungen gegeben, ſondern ſie hätten auch für ſich ſelber Geſetze gemacht und ſich mit ängſtlicher Sorgfalt ſelbſt in deren Schranken gehalten, und erſt dann ein Gleiches von den Studirenden verlangt. „Nachdem wir aber jetzt jenes Joch der alten Geſetze und Statuten ſelbſt von unſerem Nacken geſchüttelt haben, und wie die Israeliten nach Joſua's Tod, Jeder nach ſeinem Belieben thut, was ihm gut ſcheint, ſo iſt kein Wunder, daß wir bei dem größten Theil unſerer Ju-

*) Döllinger 2, 476. 477.

**) Vergl. Roſtocker Etwas, 1737, S. 422—423. 364—365. 552.

***) Krey, Beiträge zur Mecklenburgiſchen Kirchenhiſtorie 1, 314.

†) Roſtocker Etwas 6, 238.

gend jene zügellose Ungebundenheit, jene bäurische Unwissenheit, jene unbändige Frechheit, jene lasterhafte Gottlosigkeit gewahren; es ist kein Wunder, daß sie alle Sorge für Erfüllung ihrer Pflicht als etwas ihnen Unanständiges abwerfen, alle gesetzlichen Vorschriften und alles obrigkeitliche Ansehen hochmüthig verachten, und ihren tollen und schändlichen Lüsten alle Zügel schießen lassen."

Mit der Ansicht Derjenigen, welche die herrschend gewordene Verwirrung und Zuchtlosigkeit einem „göttlichen Verhängniß" zuschreiben wollten, war Chyträus keineswegs einverstanden; er erklärte vielmehr dieselbe für frevelhaft und nahm zu ihrer Widerlegung keinen Anstand, auf die Gelehrtenschulen der Jesuiten hinzuweisen mit den Worten: „Wahrlich, diese Schulen, an so verschiedenen und weit von einander entlegenen Orten zerstreut, könnten nicht überall diesen Ernst der Zucht, diesen Fleiß und diese Beharrlichkeit bei Lehrern und Schülern in Erfüllung ihrer Pflichten aufweisen, wenn jene gänzliche Auflösung der Disciplin in einem göttlichen Verhängniß ihren Grund hätte." Was die Jesuiten mit ihrer, wie Chyträus meinte, „verfälschten Religion" leisten könnten, das zu leisten sei doch gewiß Denjenigen möglich, „denen alle Hilfe der wahren Religion zu Gebote" stehe.*) Chyträus übersah nur, daß bei den unaufhörlichen bitteren und leidenschaftlichen Streitigkeiten zwischen den Verkündigern der neuen „wahren Religion" eine wahre Zucht der Jugend, welche auf den Hochschulen sich an diesen Streitigkeiten betheiligte, unliebsame Lehrer verfolgte und beschimpfte, unmöglich gedeihen konnte.

An der Universität zu Wittenberg, von wo die Verkündigung der neuen Lehren ausgegangen, war schon zu Luther's Zeit eine tiefe Entsittlichung eingerissen, und Luther empfand darüber den schwersten Kummer. „Ueberhaupt ist es," schrieb er, „eine große Klage und leider allzuwahr, daß die Jugend jetzt so wüst und wild ist und sich nicht mehr will ziehen lassen; gehen hin im dummen Sinn, sind wüst und unerzogen; wachsen in ihrem Sode und Muthwillen auf." Insbesondere sei die Trunkenheit allenthalben „nun gar mit Wolkenbruch und Sündfluth eingerissen", und habe „Alles über-

*) Döllinger, Reformation 1, 515—517.

ſchwemmt", und gehe täglich je länger je mehr; auch unter der Jugend ſei ſie „ohne Scheu eingeriſſen." „Wir leben in Sodoma und Babylon", ſagte er in einem Briefe an den Fürſten Georg von Anhalt, „Alles wird täglich ſchlimmer." Im Jahr vor ſeinem Tode verließ er einmal Wittenberg und beauftragte ſeine Hausfrau, dort Alles zu verkaufen. „Vielleicht wird Wittenberg, wie es ſich anläßt, mit ſeinem Regiment nicht St. Veitstanz, noch St. Johannistanz, ſondern den Bettlertanz und Beelzebubstanz kriegen. Nur weg aus dieſem Sodoma." *) „Junge Geſellen, künftige Theologen," äußerte ſich Luther's Hausfreund Matheſius, „blöcken und ſchreien wie die anderen Waldeſel, und da ſich ſonſt der Berghauer und Handwerksgeſell durch bürgerliche Ordnung ziehen und zähmen läßt, ſo haben Büttel und Wächter an jenen zu ziehen und discipliniren; und die ſollen darnach Diener Jeſu Chriſti geben und treulich predigen und Kinder zu Gottesfurcht und Tugend erziehen: das will mir in meinen Kopf nicht." **) Caſpar Schwenkfeld fand keinen Widerſpruch, als er ſchrieb, in Wittenberg ſei „ein ſolch unſinnig wüſt Weſen, daß es zu erbarmen"; es ſei dort „ſo gar keine Zucht noch Gottesfurcht, und ein wild, frech und ungezogen Volk", beſonders unter den Schülern Melanchthon's, ſo daß Doctor Major unlängſt in ſeiner Predigt ſoll geklagt und geſagt haben: „Unſer Wittenberg iſt ſo weit beſchrieen, und es meinen andere Leute, daß eitel Engel hie ſeien; wenn ſie aber herkommen, finden ſie lebendige Teufel." ***) „Unter den Studenten," berichtete im Jahre 1557 ein in Wittenberg ſtudirender Breslauer, „trägt ſich ſo viel Betrübendes zu, daß dem Melanchthon bei ſeinen Vorleſungen die hellen Thränen aus den Augen ſtürzen und er oftmals ſagt, der grenzenloſe Muthwille der Jugend ſei ein Zeichen, daß der Weltuntergang nahe bevorſtehe." †)

*) Vergl. unſere Angaben in der Geſch. des deutſchen Volks (12. Aufl.) 3, 545—546

**) Hiſtoria Chriſti 2, 112a.

***) Andere Verantwortung auf Melanchthon's Beſchuldigung (1556) Bl. A 3a.

†) Löſchke, Die religiöſe Bildung der Jugend im ſechzehnten Jahrhundert 184. Ueber das Lehrweſen an der Univerſität ſchrieb Ratzeberg zum Jahre 1536: „Es hatten aber dazumal der Mehrtheil der Profeſſoren dieſen Brauch, daß keiner einige Lection im Collegio hielt, es hätte ihm denn zuvor Philippus (Melanchthon) vorgeſchrieben und auf's Papier disponirt materiam, welche er leſen ſollte. Auf ſolche Philippi Gutwilligkeit verließen ſich viele Magiſtri und Profeſſores, denen es ſonſten nicht ſo ſauer ward, als wenn ſie ſelbſten hätten auf ihre Lectiones müſſen ſtudiren." Corp. Reform. 4. 1037.

„Tobend und wie Centauren und Cyclopen", klagte Melanchthon, „treiben sich die Studenten ganze Nächte auf den Straßen umher, erfüllen Alles mit wildem Geschrei, greifen friedliche, unbewaffnete Leute an mit Steinwürfen und Waffen, ja sie belagern die Häuser der Bürger, brechen Thüren und Fenster ein." Das Album der Universität verzeichnet mehrfach Relegationen wegen Todschlags, gemeinen Diebstahls und Einbruchs. Der verhängnißvolle Verfall der Zucht, schrieb Ursinus im Jahre 1556, reiße in Wittenberg selbst den guten Lehrern die Zügel aus der Hand. Als Melanchthon einmal unter die in der Nacht tobenden Studenten eilte, um ihrem Rasen Einhalt zu thun, griff ihn ein Student mit blanker Waffe an. Wilde Trinkgelage und Schlägereien kamen fast täglich vor und man konnte kaum eine Wohnung finden, welche davor Sicherheit bot.*) Im Jahre 1560, wenige Monate nach Melanchthons' Tod, mußte der Senat der Universität „das abscheuliche Verbrechen" rügen, daß ein Haufen tumultuirender Studenten „des theuersten Lehrers Haus", in welchem dessen Tochtermann Caspar Peucer, damals Rector der Hochschule, wohnte, während der Nacht erstürmt, alle Fenster zertrümmert, die Wände eingebrochen habe.**) Im Jahre 1562 befürchtete man wegen der herrschenden Zügellosigkeit den Untergang aller Studien, eine cyclopische „Barbarei".***) „Nichts erschreckt tugendliebende Männer mehr", sagte in demselben Jahre Professor Paul Eber in einer öffentlichen Rede „als diese Ausgelassenheit der Sitten und Verachtung aller Zucht, dieses freche Toben, Wüthen, Stehlen, selbst bei Solchen, die kaum den Knabenschuhen entwachsen sind."†) Zwei Jahre später heißt es in einem academischen Programm: „Wir erfahren es, wie das Leben Vieler an den Universitäten beschaffen ist. Alle klagen darüber und redliche Leute bedauern es. Wir wollen aber unsere Schande durch Aufzählung nicht bekannt machen: die meiste Schuld besteht in Ungehorsam und Trunkenheit."††) „Es ist landrüchig", schrieb gleichzeitig der Regensburger Prediger Waldner, „wie gottlos

*) Vergl. Gillet, Crato von Crafftheim 1, 101—102, 105—106. Hautz, Universität Heidelberg 91.

**) Strobel, Neue Beiträge Ib, 106—108.

***) Arnold, Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie 1, 715—716.

†) Scriptt. publ. Wittenb. 5, S. 6.

††) Loc. cit. 6, Z. 5, f. 2, 6. Vergl. Döllinger 2, 476.

ſich unter den Wittenberger Studenten viele mit Unzucht, Spielen, Gottſchänden, Läſtern, Fluchen und Vollſaufen halten." Als im Jahre 1563 zwei Söhne des Herzogs Philipp von Pommern in Wittenberg ſtudirten, fanden ſie ſo viel Dürftigkeit geiſtigen Lebens, ſo viel Rohheit, Ausſchweifungen jeder Art, Sittenloſigkeit und Gemeinheit, daß ſie ſich bald von dort hinwegſehnten. Sie hatten Wohnung genommen im ehemaligen Auguſtinerkloſter, welches Luther früher vom Kurfürſten von Sachſen zum Geſchenk erhalten hatte, und wo deſſen Sohn Martin Wirthſchaft hielt. Sie konnten aber dort nicht bleiben, weil über ihren Zimmern ſieben Stuben voll waren von allerlei Studenten, Franzoſen und Pollaken, Schwaben und Franken, deren unordentliches Leben bei Tag und Nacht große Störung verurſachte. Ihre Bitte an den Hausherrn, daß er Wandel ſchaffen und dieſe Studenten entfernen möchte, war vergeblich, denn der finanziell herabgekommene Luther, „in rohe Ausſchweifung verſunken, war taub gegen Alles, was ihm als eine Schmälerung ſeines Erwerbs erſchien, den er auch auf unrechtem Wege fand". „Mit Saufen und anderen Dingen, die zu erwähnen unnöthig", ſchrieb einer der Herzoge, geht es in Wittenberg „ſo unordentlich zu, als es vielleicht an anderen Orten nicht geſchehen mag." *) Auch wegen häufiger Wilddieberei waren die Studenten berüchtigt. Sie gehörten zu den Jagdfrevlern gefährlichſter Art. Nach einem Berichte vom Jahre 1574 gingen ſie in Rotten von acht, zehn und noch zahlreicher mit Büchſen aus, bedrohten die kurfürſtlichen Förſter und ſtellten ſich auch denſelben zur Wehr.**) „Seid keine Diebe", lautete das erſte Geſetz unter den Wittenberger Geſetzen vom Jahre 1596.***)

Ueber die Verachtung der Gelehrten, ſchrieb der Theologe Polycarpus Leiſer im Jahre 1605: früher ſeien die Inhaber des Doctorgrads bei Hofe dem Adel gleichgehalten worden, „zu unſerer Zeiten will der Gelehrten-Stand von dem andern gar vernichtet und verachtet werden; müſſen ihre Blackſcheiter und Dintenfreſſer

*) Baltiſche Studien, Jahrg. 9, Heft 2, 105—110. Der Däne Bording ſchickte im Jahre 1559 ſeinen Enkel nur wider den Willen ſeines Vaters nach Wittenberg, weil die dortige Univerſität eine schola insolentiae et petulantiae ſei. Tholuck, Academiſches Leben 1, 276. Nähere Illuſtrationen zu der Zügelloſigkeit des damaligen Studentenlebens bieten die Aufzeichnungen des Magiſters Victorin Schönfeld vergl. Bechſtein, Kalendertagebuch 10—11.

**) Falke, Kurfürſt Auguſt 341, Note 18.

***) Tholuck 1, 273.

genennet sein." „Durch eine solche Verachtung kann man Gott Ursache geben, daß der Gelehrten Anzahl gering genug und eine solche Barbarei und viehisch Leben eingeführt wird, wie bei den Tartaren, da man wenig Doctores und der gierigen Bluthummel genug hat."*)

Die Universität Helmstädt war im Jahre 1575 von Herzog Julius von Braunschweig gegründet und aus Gandesheimischen Stiftsgütern dotirt worden, besonders zu dem Zwecke, tüchtige und gesittete Prediger heranzubilden; denn der Herzog hatte gefunden, daß die Studiosen der Theologie, welche von anderen Academien zurückkehrten, „mehr an eitle Händel gewöhnt, als mit Gelehrsamkeit ausgestattet" seien. Jedoch schon nach zehn Jahren kam es im Generalconsistorium in Gegenwart des Herzogs zur Sprache, daß auf der neuen Universität „eine große Unordnung eingerissen und dort Sittenlosigkeit, Mord und Todschlag im Gange." Eine Visitation wurde für nöthig erachtet, sowie die Anordnung, daß keinem Studenten das Tragen von Waffen erlaubt werde, wenn er nicht zwanzig Jahre alt sei.**) Die Visitation hatte keine Frucht. Im Jahre 1588 erfolgte ein förmlicher Aufruhr der Convictoristen: ganze Haufen drangen auf den Oeconomen ein, und als der Rector einige ins Carcer schickte, versammelten sie sich mit Stöcken, Schwertern und Spießen, brachen Thüren und Fenster des Oeconomen ein, zerstörten seinen ganzen Hausrath und warfen ihn auf die Straße, befreiten sodann die Gefangenen aus dem Carcer.***) Im Jahre 1592 beschwerte sich der Herzog über die Professoren, welche im Gebrauch des Nachmahles nachlässig seien; während des Gottesdienstes gehe in der Kirche „viel Zeitungslesen vor"; auch erweise man sich „sonst fast ärgerlich."†) „Wenn die Professoren", besagt ein Visitationsdecret vom Jahre 1597, „vorbittlich Jemand zu einer Professur vorschlagen, soll er nicht sein leichtfertig, noch mit den Studiosen zu gesellig, versoffen oder auch ein Schwelger."††) Im Jahre 1602 wurde dem Consistorium angezeigt, daß „gar keine Collegia gelesen würden und deshalb die Studenten aus Wittenberg

*) Tholuck, Geist der Theolog. Wittenbergs 72.

**) Schlegel, Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland 2, 305.

***) Tholuck 1, 214—215.

†) Tholuck, Academisches Leben 1, 152—153.

††) Tholuck 1, 40.

Anſtand nähmen, dorthin zu kommen; auch in den Convictorien fänden ſich mehr Soldaten, als Studenten ein." *)

Als Landgraf Philipp von Heſſen im Jahre 1529 die Univerſität Marburg gründete, ſagte er in ſeinem Gnaden- und Freiheitsbrief: Studia und Facultäten ſeien in gegenwärtigen ſeltſamen Läufen bei den einfältigen und unverſtändigen Laien dermaßen in Unwerth und Abkommen gefallen, daß man gerne ſehen wollte, wenn alle Künſte, Bücher und Gelehrte mit der Wurzel ausgerottet würden. Falls man nicht noch zeitig Rath und Hilfe brächte, ſo ſei zu beſorgen, daß „dieſelben von Tag zu Tag mehr und mehr in Abfall und zuletzt in unwiederbringliches Verderben wachſen und kommen möchten." Darum habe er zur Förderung der Wiſſenſchaften und Künſte und zum Unterricht der Jugend die Univerſität errichtet. Auch deßhalb, damit man männiglich ſehe, daß er nicht, wie er wohl beſchuldigt werden könne, der Meinung ſei, es ſollten durch das „hervorbrechende gnadenreiche Evangelium alle anderen Studien umgeſtoßen, niedergelegt und abgethan werden." **)

Die Hochſchule ſollte „eine rechte Pflegſtätte chriſtlicher Zucht" ſein, aber in Kurzem hatte ihr Rector, Eobanus Heſſus, über „die Frechheit und Zügelloſigkeit" der Studenten zu berichten.***) Der dort ſich aufhaltende Züricher Rudolf Walther fand im Jahre 1540 die Sitten auf das Aeußerſte verdorben.†) „Ach Gott", ſchrieb der proteſtantiſche Theologe Martin Butzer am Weihnachtstage 1539 aus Marburg an den Landgrafen, „es wird böſe Ordnung hier und anderswo gehalten, denn man weiß, daß Ew. Gnaden mit keinem Nachdruck zur Sache ſelbſt thut. Das Volk verwildert; das ſo gar unzüchtig Leben nimmt überhand." „Wahrlich, gnädiger Fürſt und Herr, da ſo ſchwere verruchte Verachtung Gottes iſt und der Obrigkeit, da iſt der Teufel zu viel mächtig und den Leuten keines Guten zu vertrauen." ††) Die Marburger Rathsherren, klagte er dem Landgrafen im April des folgenden Jahres, ſeien größtentheils „Weinſchenken." „Sie richten alle Trunkenheit an, daß die Leute täglich wie das Vieh auf den

*) Schlegel 2, 366.

**) Rommel, Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen 3, 347—349.

***) Krauſe, Helius Eobanus Heſſus 2, 230.

†) Fuesslin, Epist. Helvet. Reform. 205.

††) Lenz, Briefwechſel Landgraf Philipp's mit Bucer 1, 121–122.

Gassen liegen; Alles daher, daß sie selbst Trunkenbolde sind und dann aus ihrem Geiz gar viel Wein verschenken wollen"; in einem Vierteljahr habe man in Marburg bereits für dreitausend Gulden — nach gegenwärtigem Geldwerthe für mehr als dreißigtausend Mark — Wein vertrunken.*) Gute Vorbilder hatten demnach die Studenten nicht. Landgraf Wilhelm IV. mahnte den Herzog von Holstein ab, seinen Sohn nach Marburg zu schicken, weil daselbst die Sitten wegen Vereinigung der Hofhaltung und der Universität nicht gut bestellt seien.**) Die Annalen der Hochschule bieten nähere Belege für die unter den Studirenden vorhandene Zuchtlosigkeit.***) Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts werden darin lithauische und polnische Adeliche gerühmt, daß sie Frömmigkeit und gute Sitte mitgebracht hätten, deßhalb aber von den Anderen verhöhnt würden. Als ein besonderes Ereigniß wird einmal in den Annalen erwähnt, daß ein Jahr „ohne Mord vorüber gegangen sei." †) Ein studirender Jüngling, sagte Johann Winckelmann, Professor der Theologie, im Jahre 1599 in einer Rede beim Begräbniß eines Studenten, der von einem andern des Nachts mit einem Rappire tödtlich verwundet worden, soll nicht „fressen, saufen, huren und Bubenspiel üben, schändliche, leichtfertige, lotterbübische Reden treiben, des Nachts auf den Gassen jauchzen und schreien, mit bloßen Wehren auf den Gassen tumultuiren, Fenster stürmen, andere Leute molestiren und verunruhigen. Das ist eine solche Lust und Fröhlichkeit, daraus großer Verlust entstehet: Zorn, Zank, Hader, Hauen, Balgen, Mord, Todschlag, Gefängniß, Flucht, Krankheit." ††) Charakteristisch für die Professoren und ihre Stellung gegenüber dem Landesherrn ist ein Brief des Landgrafen Moritz vom Jahre 1615. Der Landgraf hatte der Universität seinen etwas vertrunkenen Privatsecretair zum Professor empfohlen, erhielt aber eine abschlägige Antwort und schrieb nun eigenhändig zurück: „Sollte es dabei auf unnöthigen Trunk gemeint sein, tragen wir die Vorsorge, er würde zu Marburg

*) Hassencamp, Hessische Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation 2, 617—621.

**) Krause, Helius Eobanus Hessus 2, 230. Rommel, Neue Gesch. 1, 220.

***) Vergl. die Citate aus den Annalen von 1598—1601 bei Tholuck, Academisches Leben 1, 274—275.

†) Tholuck, 1, 254—269.

††) Eine christliche Leichpredigt aus dem 12 Cap. des Predigers Salomons. (Marburg 1599) S. 14, 25.

viele Brüder finden, die mit ihm eure, uns faſt unvermuthliche Repulſam zum Thore hinaus tragen müßten, denn uns leider zu viel bekannt iſt, daß faſt in allen Facultäten gute Zechbrüder und Lucubranten mit unterlaufen.“ *)

Aus der Univerſitätsſtadt Gießen wurde im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts geklagt: „Viele Profeſſoren ſaufen und freſſen mitunter mit den Studenten, daß es eine Schmach und Schande, und tragen nicht wenig Schuld an den vielen Jagdfreveln, ſo ſich ereignen.“ Die Studenten, welche in dem Freiheitsbriefe der Hochſchule mit hoher und niederer Jagd innerhalb der ſtädtiſchen Gemarkung verſehen, fielen wie Heuſchrecken in die benachbarten Gärten und Wälder ein, und wurden von dem Rector mit wilden Thieren verglichen. Im Jahre 1617 war der Unfug ſo groß, daß nicht allein ein Student den andern auf offener Straße erſtach, ſondern daß ſie auch das Pflaſter gegen den Hauptmann von Gießen, Hans Wolf von Schrautenbach behaupteten, der, durch ihre Bewaffnung geſchreckt, gute Worte geben mußte. **)

Es entſtand ein Sprüchlein:

„Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Jena mit geſundem Leib,
Von Helmſtädt ohne Wunden,
Von Jena ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht ſtudirt auf allen.“

Wie es an der Univerſität zu Tübingen und überhaupt in den württembergiſchen Schulen ausſah, ſchilderte der Tübinger Profeſſor Toxiles Rhätus im Jahre 1557 in einem für den Herzog Chriſtoph abgefaßten Gutachten. Von den Schulen aus verbreiten ſich, ſagte er, Lehrer und Prediger über Deutſchland, welche durch ihre Sittenloſigkeit und Lehrunfähigkeit das Volk von allem gottgefälligen Streben und die Jugend von der Liebe zu den Wiſſenſchaften abwendig machen. Die zwei Urſachen dieſer Uebel ſeien: Die gänzliche Auflöſung aller ſittlichen Zucht, worauf die Vorfahren ihr meiſtes Augenmerk gerichtet hätten, und der Verluſt der rechten Lehrmethode. Wenn dem Sittenverderbniß der Jugend nicht geſteuert werde, ſo könne er nichts Anderes prophezeien, als völlige Barbarei.

---

*) Tholuck, Academiſches Leben 1, 40.

**) Rommel, Neuere Geſch. v. Heſſen 2, 148.

Denn es gebe dermalen keine Schule, welche nicht voller Laster sei; allenthalben ständen die Protestanten bei den „Papisten" in schlimmem Rufe, daß sie eine nichts weniger als christliche Jugend erzögen; und dieses sei auch klarer, als der helle Tag. Da man sich in den Familien nicht mehr um Ehrbarkeit bekümmere, so brächten die jungen Leute verdorbene Sitten von Hause mit in die Schulen; wenn sie dann auch durch das Beispiel der Lehrer nicht noch tiefer sänken, so verständen diese doch nicht, sie zu bessern, oder hätten nicht den Muth, es zu thun, weil, was das Aergste, die Eltern nicht einmal leiden wollten, daß ihre Kinder einer christlichen Erziehung unterworfen würden. „So sind denn die Sitten der Studenten derart, daß sie nicht allein diese selbst, sondern auch die Wissenschaften bei Vielen in Verruf bringen; sie hegen auch vor Niemanden Achtung; selbst die Ehrfurcht vor dem einst hochgeehrten Alter ist verschwunden." So traurig sehe es fast in allen Schulen aus, und man brauche sich deshalb nicht darüber zu wundern, daß wie das Predigamt, so auch das Schulamt bisher allgemein verachtet worden.*)

An der Universität zu Tübingen war „das wüsteste Poculiren" schon frühzeitig „ganz außerordentlich im Schwange". Im Jahre 1539 stellten die Professoren sammt den geistlichen und weltlichen Beamten am Aschermittwoch eine Festlichkeit auf dem Rathhause an, „um Fleisch zu speisen, zu trinken, zu springen und zu tanzen:" der Gemeinde wurde verboten, die Fasten zu beobachten. Solche Beispiele von Oben konnten nicht günstig einwirken. Im folgenden Jahre tranken sich in Württemberg binnen sechs Monaten vierhundert Menschen zu Tode.**) Jacob Andreä, Propst zu Tübingen und Kanzler der Universität, klagte im Jahre 1568 und 1569 heftig über das unter den Protestanten herrschend gewordene „wüst, epicurisch, viehisch Leben mit Fressen und Saufen". „Damit alle Welt sehen möge", schrieb er, „daß sie nicht päpstisch seien, noch sich auf gute Werke verlassen wollen, so thun sie auch keins. Anstatt des Fastens fressen und saufen sie Tag und Nacht; anstatt der Almosen schinden sie die armen Leute; anstatt des Betens fluchen, lästern und schänden

*) Döllinger 1, 538—539.

**) Sattler, Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzoge 3, Beilage 148. Schnurrer, Erläuterungen der Württemberg. Kirchen-Reformations- und Gelehrten-Geschichte 178. Horawitz, Caspar Bruschius 31.

ſie den Namen Gottes ſo jämmerlich, dergleichen Läſterungen Chriſtus von den Türken überhoben iſt. Das Alles muß evangeliſch heißen, und bereden ſich dieſe arme Leute noch dazu: ſie haben einen guten Glauben zu Gott und ſeien beſſer, denn die abgöttiſchen Päpſtler." Daß unter der Herrſchaft des Papſtthums beſſere Ordnung und Zucht geweſen, leugnete Andreä nicht. „Unſere lieben Voreltern haben, wie ich von Alten viel und oft gehört, trunkene Leute und Weinſäufer zu keinen Aemtern gebraucht; man hat ſie in allen Geſellſchaften und Heirathen geſcheut und geflohen; die Buben ſind ihnen als unnützen heilloſen Leuten nachgelaufen, als die nirgend zu gebrauchen wären. Alſo ſind unſere lieben Eltern geſinnt geweſen, denen" — wie Andreä meinte — „das Licht des Evangeliums ſo hell nicht geleuchtet hat, als uns." Jetzt werde „Trunkenheit für keine Schande mehr gehalten, gemeinlich weder bei hohen noch niederen Standes-Leuten, und die mit gutem Exempel und ernſtlicher Strafe es abſchaffen ſollten, thun und treiben es am heftigſten." Neben der Völlerei herrſche „das erſchreckliche Laſter der Gotteslästerung". „Es iſt gemein bei hohen und niederen Standes-Leuten, bei Weib und Mann, Jung und Alt, auch bei den kleinen Kindern, die noch nicht wohl reden können: welches bei unſeren Voreltern nicht geweſen iſt. Denn ſolche Flüche, die jetzt gar gemein, ſind bei ihnen nicht gehört worden, und wann ſich einer in dieſem Laſter überſehen, obwohl nicht ſo grauſam, wie jetzt gemeinlich geſchieht, ſo haben ſie ihn in's Gefängniß eingezogen und peinlich beklagt." *)

Daß die Schilderung Andreä's von den herrſchenden Laſtern nicht übertrieben, lernte Herzog Chriſtoph aus eigener Erfahrung in Tübingen kennen.**)

Die dortige Univerſität ſah er als „den Augapfel reiner Lehre" an und als „die Mutter und Pflegerin chriſtlicher Zucht". Alle Lehrer, zu welcher Facultät ſie gehören möchten, ſollten ſich „der württembergiſchen und augsburgiſchen Confeſſion gemäß erzeigen", weder Perſonen noch Lehrbücher „verworfener Secten" ſollten geduldet werden.***) Wiederholt hatte Chriſtoph ſtrenge Verordnungen getroffen

*) Vergl. unſere Angaben in der Geſch. des deutſchen Volkes 4, 480—481.

**) Ueber Tübingen genauere Nachrichten bei R. v. Mohl: Geſchichtl. Nachweiſungen über die Sitten der Tübinger Studirenden während des 16. Jahrh. (2. Aufl.). Tübingen 1871.

***) Hartmann, Geſch. der Reformation in Württemberg 150.

gegen die Rohheit und Ausgelaſſenheit der Studenten, gegen deren Nachtlärmen, ungebührliche Kleidung und „Wehrtragen“.*) Als er aber im Jahre 1565 Tübingen beſuchte, ſchrieb er: „Es iſt eine hohe Nothdurft, daß bedacht werde, wie dem Schulſenate mit Ernſt auferlegt werde, daß ſie ob ihren Statuten und Ordnungen beſſer halten, und nicht alſo ein diſſolut Weſen den Studioſen geſtattet und zugegeben werde. Wir befinden unter Andern, daß da das gräuliche Gotteslästern ſo gar gemein unter ihnen und dermaßen iſt, daß, welcher baß fluchen kann, ſich einen Ruhm holen will; item das Saufen, Unzucht mit den Weibern, wie wir es denn im verſchienenen Auguſt mit eigenen Augen geſehen. Das nächtliche Gaſſenlaufen mit Jauchzen, Schreien, Fluchen, Toben, mit Rechen, Wannen und großen Wehren iſt ſehr gemein und dieweil Sämmtliches in unſerm Allhierſein geſchieht, geſchieht es noch viel mehr in unſerm Abweſendſein. So geſchieht auch ſolch' Gaſſenlaufen nicht zu geringer Beſchwerde manches frommen Biederweibes, Magd und Jungfrauen, welche von den Studioſen ungebührlicher Weiſe angefallen, Unzucht ihnen zugemuthet, auch etwa mit Gewalt hinweg und in die Häuſer geriſſen werden, wie denn nicht lange das einer ſolches widerfahren: das Alles ungeſtraft von Rector und Senat hingeht.“ **)

An den Senat erließ der Herzog ein Reſcript: er habe erwartet, daß ſeine mündlich ertheilten Befehle zur Abſtellung des Unfugs der Studenten, beſonders des Nachtlärmens, ernſtlich befolgt würden. „Da befinden wir aber, iſt uns auch ſelbſt, als wir jüngſt mit den Hochgeborenen Fürſten unſeren freundlichen lieben Vettern Herzog Ludwig, Pfalzgrafen und Landgrafen Wilhelm zu Heſſen zu Tübingen geweſen, mit der That begegnet, daß dermaßen durch die ganze Nacht ein Mordgeſchrei, Toben und Wüthen auf den Gaſſen faſt durch die ganze Stadt geweſen, daß wir ſelbſt keinen ruhigen Schlaf haben, viel weniger in der Nacht und unſerm Schloſſe wiſſen mögen, was für Brand und Mörderei in unſerer Stadt durch ſolche leichtfertige gottloſe Leute angerichtet worden“: der Senat ſolle Gottes und ſeine, des Herzogs, Gebote beſſer handhaben.***)

Aber weder der Herzog noch der Senat konnten dem Unweſen ſteuern. Noch in demſelben Jahre erklärten mehrere Bürger dem

*) Mohl, No. 22. 33. 35. 89 und 60.
**) Pfiſter, Herzog Chriſtoph 2, 149. 150.
***) Mohl No. 69.

Rector, ſie ſeien in ihren Häuſern vor den Studenten nicht ſicher, „und es werde nicht gut thun, bis ſie derſelben einen einmal zu todt ſchlügen". Im Jahre 1577 beſchwerte ſich der Untervogt von Tübingen beim Senate: Das Verhalten der Studenten bei Nacht ſei ſo ungebührlich, daß ſich kein Bürger mehr zum Wächter wolle beſtellen laſſen, und zu beſorgen ſei, daß, wo man nicht bei Zeit dieß abſtelle, ein arger Jammer und Noth daraus hervorgehe. „In Summa, ſei ein gottlos Weſen, wie in Sodom und Gomorrha." Im Jahre 1583 bekam der Untervogt vom Herzog den Befehl, die Häuſer zu viſitiren, in welchen „ungebührende Tänze und Schlaftrünke gehalten würden; damit das überhand nehmende Laſter der Unzucht ausgerottet werde, ſolle er Vogel und Neſt mit einander aufheben". Wegen der „ſtrafmäßigen Handlungen und Widerſetzlichkeit" der Studenten, beſorgte der Herzog „einen gemeinen Aufſtand". „Man müſſe bekennen", berichtete der Senat im Jahre 1584 nach Stuttgart, daß „den Statuten gemäß nicht gelebt werde, aber die Jugend ſei ſo verderbt, daß man nothwendig die Statuten revidiren müſſe". Todſchläge kamen wiederholt vor und ſchwere Verwundungen waren nicht ſelten. Als einmal ein Student einen anderen „ſo geſtochen, daß die Gedärme bis auf den Boden gehangen", wurde er, weil der Verwundete nicht geſtorben, bloß mit Carcer beſtraft. Zwei Studenten kamen in's Carcer, „weil ſie einander die Finger abſchneiden und darum ſpielen wollten". Zwei andere, weil ſie eine „Schlachthandlung" gehabt, einander mit bloßen Wehren und großen Gottesſchwören über den Kirchhof gejagt. Zwei Studenten, welche einen Bürger mit dem Dolch angegriffen, mußten je einen Gulden bezahlen. Einmal gingen drei Studenten im bloßen Hemd durch die Straßen. Zwei Studenten wurden ins Carcer gelegt, weil ſie eine ſchwangere Frau geſchlagen und getreten. Im Jahre 1585 verlangte der Senat, die Vögte ſollten die Wirthe ſtrafen, weil „die Studioſen, vorzüglich die von Adel, Tag und Nacht freſſen und ſaufen, Fenſter einſchlagen, ſchreien." Im Jahre 1593 rief der Senat die Stadtbehörde um Hilfe an gegen „das allzuviele Zechen der Studenten in den Wirthshäuſern;" „es ſei eine große Unordnung darin, ſchlagen die Fenſter aus, ſaufen, freſſen, machen die ganze Nacht ein großes Geſchrei". In demſelben Jahre wurde den Studenten unterſagt, Wilddieberei zu treiben. Von den Nürnbergern hörte der Senat, ſie würden gern ihre Kinder in Tübingen ſtudiren laſſen, aber wegen der an der Univerſität vorhandenen Sittenloſigkeit würden ſie davon abgehalten.

Selbst Söhne von Doctoren und Professoren machten sich durch ihr Unwesen besonders bemerklich. So zeigte am 13. Januar 1592 der Rector an, es sei Tags zuvor ein beschwerlicher Tumult gewesen, bei welchem ein Student von einem Schmiede mit einer eisernen Stange niedergeschlagen worden sei. Doctor Hamberger's Sohn habe angefangen. Es sei eine gemeine Stimme in der Stadt, der junge Hamberger sei „ein Magikus, schlage stracks einem an den Hals". Er wurde mit Carcer bestraft. Im folgenden Monat erfolgte gegen ihn und drei andere Studenten die Anklage, sie hätten mit dem Henker, in dessen Haus sie gegangen, zweiundzwanzig Maß Wein getrunken, dessen Schwert zu sehen verlangt und von ihm einen Strick begehrt. „Weil sie gräulich delinquirt", erhielten sie Carcer. Hamberger wurde noch mit schwererer Strafe bedroht, wenn er nicht der schwarzen Kunst entsage. Im März erfolgte der Senatsbeschluß, ihn aus der Stadt zu schaffen, weil er die Leute auf der Straße angreife und sich mit ihnen haue. Den Sohn des Professors Crusius mußte der Senat im Jahre 1591, auf eigene Anklage des Vaters, wiederholt „ins Loch legen" lassen. Gegen den Sohn des Professors Cellius wurde im September 1597 beschlossen, „ihn zu arretiren und einen Schneider, den er hart geschlagen, curiren zu lassen". Im Dezember 1600 wurde derselbe öffentlich relegirt, weil er ein Mädchen verleitet hatte, einem Studenten, auf den er eifersüchtig war, ein Messer in den Hals zu stechen. Vier Jahre früher wurde im Senate gegen einen Studenten verhandelt, „der sich dem Teufel verschrieben, wenn er ihm etwas Geld wolle zustellen". Auf die Frage, wie lange er schon mit dem Teufel zu thun gehabt, und wie oft er von ihm Geld empfangen, und was Geding er mit dem Teufel getroffen, antwortete der Student: „Es sei das erstemal, er habe noch kein Geld vom Teufel erhalten, seine Schulden hätten ihn dazu gebracht; er habe es nur auf zwei Jahre mit dem Teufel treiben wollen und wenn er in dieser Zeit gestorben wäre, so würde er dem Teufel abgesagt und ihm erklärt haben, er habe einen anderen Helfer, Jesum". Er bekam längere Carcerstrafe und mußte sich zum Abendmahl vorbereiten. Da er aber im nächsten Monate in Wirthshäusern drei silberne Becher und drei Löffel stahl und dieselben verkaufte, wurde beschlossen, peinlich gegen ihn zu verfahren.*)

*) Mohl No 36, 74, 92, 96, 97, 105, 106, 115, 117, 122, 125—127, 134, 138—140, 145—148, 151, 153, 157, 161, 168—170, 178, 183, 188, 190, 199, 205—206, 211, 216, 218—224, 234—236, 238, 242, 250, 253, 277.

„Das über alle Beſchreibung wilde Weſen“ in Tübingen iſt um ſo auffallender, weil ſeit der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts ſehr viele „hohe und edle Standesperſonen“ dort ſtudirten: die Herzoge Friedrich, Johann Friedrich, Julius Friedrich, Ludwig Friedrich, Friedrich Achilles und Magnus von Württemberg, ferner mehrere Pfalzgrafen bei Rhein, mehrere Herzoge von Sachſen, von Braunſchweig, von Schleswig-Holſtein, von Pommern, mehrere Markgrafen von Brandenburg und andere Fürſten.*)

Seit den letzten Jahrzehnten des ſechzehnten Jahrhunderts ergingen auch gegen die Stipendiaten der Theologie immer lautere Klagen wegen Unfleiß, Ueppigkeit, Sittenloſigkeit, obgleich denſelben in den Statuten vorgehalten wurde, daß ſie von Almoſen ernährt würden. „Jeder Stipendiat“, heißt es in den Statuten, „der ſich über beide Ohren vollſaufe“, ſolle mit Carcer beſtraft werden.**) Aber unbekümmert darum ſchwärmten „die Collegiaten im Wirthshaus zum goldenen Adler Tag und Nacht.“ Auch wurde „ſonderlich mit den Kleidungen von ihnen ein großer Luxus und Uebermaß gebraucht“; ſie trugen „ſehr weite Hoſen, daffente Hoſenbendel mit Geflendern, Roſen auf den Schuhen“, „geſcheufelte lange oder breite geſpüzelte oder gar dicke außgefaßte Kräſer, oder auch glatte welſche Krägle, welche ſie vorn mit gefärbten ſeidenen Neſteln zuzuknüpfen“ pflegten. „Ihre Aermel“ waren „verſtochen, verſchnitten, zerfaſſet, etwa gar mit Tripp, Sammt gefüttert“. Wiederholte Verordnungen dagegen waren ohne Erfolg. Ueberhaupt wurde die Anſtalt „von dem Geiſte der Widerſetzlichkeit“ beherrſcht. Wurden Strafen angeſetzt, ſo erfolgten Proteſtationen, die Vollziehung ward verzögert und unterblieb. Als im Jahre 1605 Viſitations-Receſſe verkündet worden waren, erhob ſich ein förmlicher Aufſtand und ſelbſt die Unruhigſten wurden begnadigt. Beſonders nahm ſeit dem Ausgang des ſechzehnten Jahrhunderts die Unzucht an der Univerſität in erſchreckender Weiſe zu, ſogar in den Familien von Profeſſoren der Theologie.***)

*) A. F. Böck, Geſchichte der Univerſität Tübingen (Tübingen 1774). S. 68—70.

**) Die Verordnung lautet; „Si quisquand ita inebriatus fuerit, ut ad ambas, ut dicitur, aures sese ingurgitaverit, punietur carcere pro arbitrio praeceptorum.“ Schnurrer 439.

***) Schnurrer, Erläuterungen 478—482. Klüpfel, Geſchichte der Univerſität Tübingen 102 ff. Tholuck, Academiſches Leben, 1, 145—147, 218, 267—272.